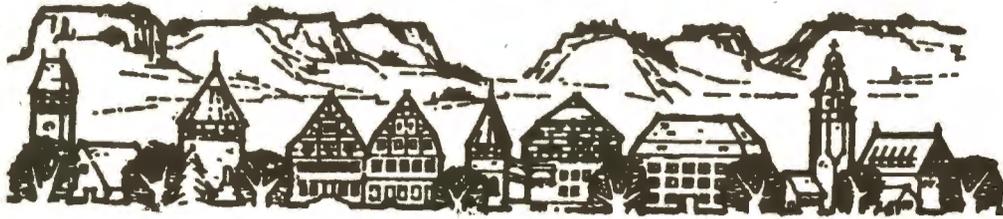


Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 49

31. Januar 2002

Nr. 1

„Die Kunst im Zollernalbkreis“

Wiedergabe eines Kapitels aus dem neuen Buch „Kunst und Kulturdenkmale im Zollernalbkreis“

Schon in der Ausgabe Nr. 11/2001 ist das neue Büchlein von Kreisarchivar Dr. Andreas Zekorn als Band I der neu eröffneten Reihe B der „Zollernalb-Profil“, herausgegeben vom Landratsamt Zollernalbkreis, angekündigt und kurz charakterisiert worden. Ein ganzes Team an Autoren war maßgeblich daran beteiligt. Geschrieben wurde das im Theiss-Verlag erschienene und seitdem im Buchhandel erhältliche Buch von der Kunsthistorikerin Dr. Ingrid-Helber. Hier die Wiedergabe des Kapitels „Die Kunst im Zollernalbkreis“, das einführend und zusammenfassend dem reich bebilderten eigentlichen Buchinhalt vorangestellt ist.

Überblick

Die Kunst- und Kulturlandschaft des Zollernalbkreises ist recht uneinheitlich, aber gerade durch ihre Vielfalt reizvoll und entdeckenswert: Eine Region, die vor allem durch ihre landschaftlichen Höhepunkte mit dem Albtrauf, den Balinger Bergen und dem vorgelagerten Bergkegel des Hohenzollerns bekannt ist. Daneben wird der Kreis jedoch auch durch seine namhafte Industrie geprägt.

Dieser Führer weist auf herausragende und interessante Bau- und Kunstdenkmäler im Zollernalbkreis hin. Vollständigkeit, ähnlich einem Denkmalinventar, konnte und wollte nicht angestrebt werden. Trotzdem wird neben den allgemein bekannten baulichen Sehenswürdigkeiten auch eine Vielzahl bislang kaum oder gar nicht beachteter Monumente erfasst. Da die Burgen und Ruinen im Kreisgebiet in einer eigenen Publikation dargestellt werden, finden sie hier nur kurze Erwähnung.

Die frühere Zugehörigkeit der einzelnen Gemeinden zu unterschiedlichen Landesherrschaften und Konfessionen schlug sich auch in der Kunst nieder. Die ehemaligen württembergischen, überwiegend evangelischen Gemeinden weisen von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis ins 19. Jahrhundert hinein eine andere künstlerische Entwicklung auf als die katholischen Gebiete.

Der Zollernalbkreis besitzt außer in den hohenzollerischen Residenzen Haigerloch und Hechingen wenig bedeutende Schlossanlagen. Auch die Klöster, wie z. B. Margrethausen, haben keine besonderen kunstgeschichtlichen Spuren hinterlassen. Das Kunstschaffen spiegelt sich somit vor allem im Kirchenbau wieder. Als städtebaulich herausragend sind in erster Linie Haigerloch und Hechingen anzuführen, die über einen bemerkenswert umfangreichen Bestand an Baudenkmalen verfügen. Balingen mit seinem klassizistischen, schachbrettartig angelegten Zentrum steht in der Tradition neuzeitlicher Stadtplanung. Den Charakter einer Ackerbürgerstadt hat am besten Rosenfeld bewahren können, weniger geschlossen jedoch aus Binsdorf und Schömberg. Ländlich geprägte Dörfer mit intakten Ortsbildern sind abseits der Bundesstraßen noch häufig anzutreffen.

Vor- und Frühgeschichte

Einen Einblick in die provinzialrömische Kultur gibt das Freilichtmuseum Hechingen-Stein, wo umfangreiche Funde einer vom Ende des 1. bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts bewohnten und teilweise rekonstruierten Gutsanlage zu sehen sind. Ein ebenfalls konserviertes Römerbad besitzt auch die Stadt Rosenfeld. Mit dem Alemanneneinfall im dritten Jahrhundert verlieren sich die baulichen Spuren der Siedler bis ins frühe Mittelalter hinein. Zeugen einer vormittelalterlichen Siedlungskontinuität finden sich vor allem in Form von Grabbeigaben, die heute in Museen und Sammlungen zu sehen sind.

Romantik

Die Michaelskirche in Burgfelden aus dem 11. Jahrhundert ist neben dem Turm der Friedhofkirche in Balingen das älteste aufrecht stehende Kulturdenkmal des Kreises. Herausragend sind die Wandmalereien Burgfeldens, die zu den bedeutendsten frühromanischen Fresken in Deutschland zählen. Etwa hundert Jahre jünger ist die Weilerkirche von Owingen, der älteste Kirchenbau Hohenzollerns. Typische geometrische Zierformen finden sich am abgestuften Westportal und am Triumphbogen zum Chor, was im Gegensatz zur Kirche in Burgfelden schon die Endphase romanischer Baukunst markiert. Weitere romanische Spuren finden sich dagegen nur noch vereinzelt, seien es Türme, Wandteile oder Bauplastik. Eine Seltenheit stellt hier das halbkreisförmige Tympanon der kath. Kirche St. Agatha in Bietenhausen dar. Als ältester Profanbau gilt der aus Bossenquadern gemauerte Römerturm in Haigerloch, Überrest eines romanischen Bergfrieds aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. Daneben weisen noch verschiedene Burgruinen ebenfalls romanische Relikte auf.

Eine Besonderheit stellt der romanische Altarkruzifix in der evangelischen Johanneskirche in Hechingen dar, der als Geschenk des preußischen Königshauses hierher kam und nicht schwäbischer Provenienz ist.

Gotik

Die Klosterkirche in Stetten bei Hechingen wurde um 1290 als frühester gotischer Kirchenbau errichtet. Der hohe Chor mit schlanken Maßwerfenstern und Kreuzrippengewölbe ist typisch für seine Zeit. Das neun Meter hohe Sakramentshäuschen an der Chorwand der Klosterkirche entstand um 1500 und markiert somit die Spätphase dieser Stilperiode.

Der unstrittig bedeutendste gotische Sakralbau des Kreises ist die Balinger Stadtkirche, die 1443 bis 1510 als dreischiffiger Hallenbau mit zum

Marktplatz weisendem, achteckigem Chorturm errichtet wurde. An der Stadtkirche in Rosenfeld ist vor allem der spätgotische Vorbau am Westportal bemerkenswert, welcher auf das Jahr 1496 datiert ist.

Im 14. Jahrhundert wurden Chor und Langhaus der Balinger Friedhofkirche errichtet. Der polygonal geschlossene Chor besitzt in seinem Innern ein Gewölbe, während das Langhaus mit einer flachen Holzdecke versehen ist. Nach diesem Schema gingen die Baumeister der Gotik im Kreisgebiet bei den meisten Kirchenneubauten vor. Besonders schöne Chorgewölbe finden sich in den Kirchen von Engstlatt, Isingen, Leidringen und Ostdorf.

Abgesehen von ornamentalen Gewölbemalereien ist der Zollernalbkreis an gotischer Wandmalerei arm. Das Kreuzigungsfresko im Chor der Engstlatte Kirche, deren Hintergrundlandschaft Balingen mit dem Hohenzollern, der Schalksburg und weiteren Burgen darstellen soll, ist somit das wichtigste Beispiel dieser Kunstgattung. In ihrer Art einzigartig sind im Kreisgebiet auch die mit Ornamenten und heraldischen Tieren verzierte Holzdecke im Schiff der Isinger Kirche sowie die Glasfenster aus dem frühgotischen Chor von Kloster Stetten bei Hechingen, welche im 19. Jahrhundert in die Michaelskapelle auf Burg Hohenzollern eingefügt wurden.

Ältester gotischer Profanbau ist die so genannte Alte Apotheke in Rosenfeld, deren massiver Putzbau auf das Jahr 1244 zurückgeht. Bis zum Ende der Gotik war die Verblattung („alemannische“ Fachwerk-Bauweise) als Konstruktionsprinzip für Fachwerkbauten typisch. Man findet die Verblattung sowohl bei den Befestigungstürmen in Balingen und Rosenfeld als auch bei den Kirchtürmen in Gruol, Nusplingen und Täbingen. Diese Bauweise wurde auch beim Kräuterkasten in Ebingen angewandt sowie bei der Klostermühle in Heiligenzimmern, in der außerdem eine seltene spätgotische Eckstube mit leicht gewölbter Riemchendecke erhalten ist.

Überdies sind in katholischen Kirchen viele spätgotische Plastiken erhalten. Unter den Bildschnitzern ragt der Meister von Weilen heraus, benannt nach den Schreinfiguren in der katholischen Kirche St. Nikolaus in Weilen u. d. R.

Renaissance

Im Gegensatz zur Gotik wurden im Kreisgebiet in der Renaissancezeit nur einzelne, dafür aber durchweg bedeutende Kirchen errichtet. Zu den wichtigsten Renaissancekirchen Deutschlands zählt die Franziskaner-Klosterkirche St. Luzen in Hechingen (1586 – 89), deren Äußeres mit ihren Spitzbogenfenstern nicht auf die überraschende Innenraumgestaltung schließen lässt. Die von Wendel Nufer aus Herrenberg geschaffene Stuckdekoration an den Wänden zeugt von hoher Qualität.

Weitere Renaissancekirchen entstanden mit der Hechinger Spitalkirche 1602/03 sowie der Haigerlocher Schlosskirche (1584 – 1609), deren Innenraum in der Barockzeit allerdings umgestaltet wurde. Erhalten blieb der Hochaltar mit über 60 Figuren, die Virgil Moll geschaffen hat. Vom selben Künstler stammen auch die Reliefs zum ehemaligen Hochaltar der Schlosskirche in Hechingen, die später teilweise nach Jungingen verbracht wurden. In der Stadtpfarrkirche St. Jakobus in Hechingen blieb hingegen die bedeutende Bronzegrabplatte von Graf Eitelriedrich II. von Zollern erhalten, die dem Nürnberger Peter Vischer zugeschrieben wird. Der Renaissancestil wurde auch in den württembergischen Orten rezipiert, was sich beispielsweise in den Werken Simon Schweizers (Stadtkirche Balingen: Tegerau-Epitaph, Schalldeckel) widerspiegelt. Reste von Renaissance-Fresken sind auch in den evangelischen Kirchen von Leidringen, Ostdorf und Rosenfeld nachweisbar. Unter Einbeziehung älterer Bausubstanz wurde Schloss Haigerloch als zweigeschossiger Winkelbau mit polygonalen Treppentürmen an den Ecken errichtet. Mit dem unteren Tor in Hechingen sollte die Stadtbefestigung verbessert werden. Ein besonderes Bauwerk ist der langgestreckte Fruchtkasten in Rosenfeld mit seinen aufgemalten Fensterumrahmungen am Ostgiebel (1581). Zirka hundert Jahre später, auf das Jahr 1687, datiert der holzgetäfelte Ratsaal im alten Rathaus des Städtchens.

Bei Fachwerkbauten wurde spätestens seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Verzäpfung (so genannte „fränkische“ Bauweise) als neue Konstruktionsform angewandt. Ein Höhepunkt des reich ornamentierten Sichtfachwerks wurde Ende des 16. Jahrhunderts erreicht. Stellvertretend seien genannt: das Rote Haus in Gruol und die Bühlburg in Weilstetten.

Barock

In der Barockzeit sind rege Bautätigkeit und der Wille zur Umgestaltung bei Sakralbauten, vorwiegend in katholischen Gemeinden, festzustellen. Mit der Wallfahrtskirche St. Anna in Haigerloch entstand das überragende kirchliche Barockdenkmal des Kreises. Als ihr Urheber wurde schon der Münchner Johann Michael Fischer genannt, freilich ohne dass dies nachgewiesen werden konnte. Qualitätsvoll ist ebenfalls die Gestaltung der Wallfahrtskirche Palmbühl bei Schömberg. In Obernheim lieferte der Baumeister des Deutschen Ordens, Johann Caspar Bagnato, die Pläne für einen Kirchenneubau. Führender Kirchenarchitekt im zollerischen Teil des Kreises war der Haigerlocher Christian Großbayer. Sehenswerte katholische Barockkirchen finden sich außer in den Städten Haigerloch und Hechingen u. a. auch in Burladingen, Harthausen auf der Scher, Melchingen, Obernheim, Owingen, Salmendingen und Schörzingen. Als evangelisches Gegenstück ist die Kirche von Bickelsberg anzuführen, welche mit ihrer Ausstattung als einziger protestantischer Barockbau komplett erhalten ist. Einzelne barocke Ausstattungsstücke wie Kanzel, Orgel, Emporenbilder usw. finden sich dagegen noch in zahlreichen evangelischen Kirchen.

Das im Ursprung barocke, jedoch 1826 klassizistisch überformte Jagd- und Lustschloss Lindich bei Hechingen bildet das Zentrum einer sternförmigen Parkanlage, radial umgeben von Kavaliershäuschen. Als Beispiele ländlicher Herrenhäuser seien das Stauffenberg-Schloss in Geislingen und das Schlössle in Zimmern u. d. B. genannt. Ein schlossartiges Gebäude stellt auch das Amtshaus in Straßberg dar, das um 1745 für die Fürstäbtissin des Stiftes Buchau errichtet wurde. Von vorzüglicher Qualität sind auch die Dekorationen in den beiden Dominikanerinnen-Klöstern zu Binsdorf und Rangendingen, wobei bei letzterem besonders die Kirche herausragt (1750 – 54).

Als überregional bedeutende Schöpfer von Barockplastiken im Kreisgebiet sind Johann Georg Weckenmann und Urban Faulhaber mit seiner Schömberger Werkstatt zu nennen.

Zahlreiche barocke Sichtfachwerkbauten sind im gesamten Zollernalbkreis erhalten. Als typisches Konstruktionsmerkmal seien die durch-kreuzten Rauten genannt, die sich bei der „Krone“ in Lautlingen und beim Haus Bahnhofstraße 38 in Hart finden.

Klassizismus

Die Stifts- und Stadtpfarrkirche St. Jakob in Hechingen, die nach Plänen von Michel d'Ixnard 1780 – 83 erbaut wurde, verdeutlicht den Übergang vom Barock zum Klassizismus. Die steinsichtige Fassade und der Turm weisen eine Gliederung durch Pilaster und Gurte auf. Der Innenraum gleicht einem Festsaal, der ebenfalls durch Wandpfeiler gegliedert wird. Die kleine Dorfkirche in Beuren weist ebenfalls eine klassizistische Ausgestaltung auf. Bei der evangelischen Kirche in Täbingen, die 1834/35 nach Entwürfen des Balinger Bauinspektors Carl Christian Nieffer errichtet wurde, fällt die strenge Nüchternheit des Innenraums auf. Mächtige Säulen mit ägyptisierenden Kapitellen und umlaufende Empore bestimmen das Kirchenschiff. Im Zentrum des geraden Wandabschlusses ist der Kanzelaltar angebracht. Die Kirche in Täbingen gehört dem so genannten Kameralamts- oder Finanzkammerstil an, der im Königreich Württemberg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowohl bei evangelischen wie katholischen Gotteshäusern Anwendung fand (ev.: Erzingen, Heselwangen, Ostdorf und Zillhausen; kath.: Binsdorf, Ratshausen und Schömberg). Charakteristisch für den auf Vereinfachung und Vereinheitlichung angelegten Stil sind Rundbogenfenster, die am Bogenansatz mittels umlaufender Gurte verbunden sind. Die Altarwand ist zumeist gerade abgeschlossen.

1818/19 wurde nach Plänen des Weinbrennerschülers Rudolf Burnitz das lang gestreckte dreiflügelige Neue Schloss in Hechingen erbaut, dessen Mitteltrakt durch Säulen gegliedert wird. Das bei der Villa Eugenia im Fürstengarten, ebenfalls in Hechingen, befindliche Billardhäuschen von 1830 ist einem dorischen Antentempel nachempfunden. Weitere repräsentative Profanbauten des Klassizismus in Hechingen finden sich in der Oberstadt zwischen Zoller- und Heiligkreuzstraße. Im Gegensatz zur Residenzstadt Hechingen besitzt die 1809 nach einem Brand wieder aufgebaute württembergische Amtsstadt Balingen nur einfache klassizistische Bauten, für die stellvertretend das Rathaus angeführt sei.

Historismus

Seit etwa 1800 hatten die Künstler die historischen Stilepochen wieder entdeckt und an den Zeitgeschmack der Romantik angepasst. Im Kirchenbau war besonders die Neugotik beliebt. Ausgehend vom preußischen Regierungsbezirk Sigmaringen, wo König Friedrich Wilhelm IV. die Neugotik durch die Hechinger evangelischen Johanneskirche (1856/57) und den Neubau der Burg Hohenzollern (1846 – 67) persönlich förderte, verbreitete sich der Stil auch bald darauf im angrenzenden Königreich Württemberg. Herausragend ist das Hechinger Ensemble von evangelischer Schule und Johanneskirche von Friedrich August Stühler, der ebenfalls für den Wiederaufbau der Burg Hohenzollern, dem zweifelsfrei prominentesten Bauwerk im Kreisgebiet, verantwortlich war.

Nach diesen Vorbildern fand die Neugotik sowohl im katholischen wie im evangelischen Kirchenbau in der gesamten Region Anwendung. Mehr oder weniger intakte neugotische Kirchenausstattungen gibt es noch in Burgfelden (neue Kirche), Gruol, Rangendingen, Stetten bei Haiger-

loch und Zimmern u. d. B. Viele Gotteshäuser wurden jedoch in der Zwischenzeit verändert, etwa durch die Entfernung der ornamentalen Bemalung oder der Ausstattung. Der Außenbau blieb hingegen zumeist unverändert – ein Schicksal, das auch der evangelischen Diasporakirche in Haigerloch widerfuhr, einer der ganz wenigen neuromanischen Bauten im Kreis. Ende des 19. Jahrhunderts wurden bei öffentlichen Gebäuden zunehmend andere historische Stile, vor allem Neorenaissance und Neoklassizismus, favorisiert (Landgericht Hechingen und Amtsgericht Haigerloch). Auch bei repräsentativen Villen war diese Architekturrichtung beliebt. Im Wohnungsbau wurden im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts oftmals klassizistische Schmuckdetails wie Fensterverdachungen und Eckpilaster angebracht. Im Kursaal von Bad Imnau spiegelt sich die zeitgenössische Ausstellungsarchitektur mit vorgefertigten Bauelementen wieder.

Daneben trat der Schweizer Stil bzw. der Heimatstil auf, der mit ausladenden Dächern (Hausen im Killertal) und reichen Sägewerkverzierungen oder mit Fachwerk kombiniert sein konnte. Dieser wurde in der Industriearchitektur (Fabriken und Bahnhöfe) ebenso wie bei Wohnhäusern angewandt. Sehr oft wählten Architekten auch auf Wunsch der Bauherren eine Mischung unterschiedlicher Stile (Eklektizismus oder Stilpluralismus), was sehr gut bei der alten Villa Haux in Ebingen (Gartenstraße 2) zu erkennen ist.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts kamen in der Region Backsteinbauten auf, auch im Zusammenhang mit dem Kirchenbau, der sich an der norddeutschen Backsteingotik orientierte. Dieses „neue“ Baumaterial wurde für öffentliche Gebäude sowie für den Industrie- und Wohnungsbau benutzt. Die ehemalige Samtfabrik Traugott Ott in Ebingen mit ihren dicht gereihten großen Fenstern und Pilastern ist dieser Bauphase zuzurechnen.

Um die Jahrhundertwende suchten die Kunstschaffenden nach einem neuen Stil. Die Tendenz zu etwas „Neuem“ dokumentiert beispielhaft die Hohenbergschule in Ebingen, die an der Hauptfassade noch klassizistische Einflüsse, im Innenhof jedoch Funktionalität und Materialgerechtigkeit zeigt.

Jugendstil

Durch den namhaften Architekten Theodor Fischer (München/Stuttgart) hält der Jugendstil mit dem Schulhausneubau in Binsdorf 1904 im Kreisgebiet Einzug. Das aus Schulgebäude, Pausenhalle und Lehrerhaus bestehende Ensemble besticht ebenso durch die Klarheit seiner Architektur wie durch die Fähigkeit der harmonischen Einfügung ins Stadtbild. Mit dem Neubau der Martinskirche in Ebingen (1905/06 Schmohl und Stähelin, Stuttgart) drang der Jugendstil in die Region vor. Dies äußerte sich jedoch nicht im Stil der Art Nouveau oder der Wiener Sezession. Vielmehr bildete sich als „regionaler Jugendstil“ ein Mischstil heraus, der am ehesten mit dem Darmstädter Stil zu vergleichen ist und meist Elemente des Barocks, des Klassizismus und des Heimatstils mitverarbeitete. Ebenfalls dem Jugendstil zugehörig sind die Kirchen in Tailfingen (Pauluskirche 1906/07 Böklen und Feil, Stuttgart) und Boll (1903 – 09 Wilhelm Friedrich Laur).

Von überregionaler Bedeutung ist die neue Villa Haux in Ebingen (1908/09 Böklen und Feil, Stuttgart), die den Erfolg des Unternehmers dokumentiert. Zu den herausragendsten Industriebauten dieser Zeit zählen die 1913/14 errichtete Fabrik der Gebr. Haux (Manz, Stuttgart) sowie die Anlagen von Balth. Blicke's Wwe. (1909) und Joh. Conzelmann zur Rose (1910), beide in Tailfingen.

Moderne

Beeindruckend sind die expressionistischen Kirchenbauten der 20er Jahre in Bitz (1925/26

Behr und Ölkrug, Stuttgart), Geislingen (1928/29 Lütkemeyer und Schilling, Rottenburg), Hörschwag (1928 Wilhelm Friedrich Laur) und Burladingen (1933/34 Otto Linder). Die Fenster sind mit überspitzten Bögen versehen und rauer, gestrichener Verputz zierte die Fassade. Auffallend sind die Zollingerdecken in Geislingen und Hörschwag mit ihrer rautenförmigen Musterung der Holzträger, die eigenwillige Lichteffekte erzeugen. Parallel mit dem Expressionismus tritt auch das Neue Bauen (Bauhaus) auf, das sich durch seine geraden Linien und Kuben auszeich-

net. Einzigartig im Zollernalbkreis ist die Architektur der Friedenskirche in Ebingen (1931/32). Für den Industriebau eignete sich dieser Baustil besonders, weshalb er im Raum Albstadt sehr früh angenommen wurde (L. Haasis, Tailfingen, Eisenbahnstraße 12). Das einzige noch bestehende Industrie-Hochhaus entstand 1928 in Tailfingen bei J. Maute (Hechinger Straße 40).

Auch die Nachkriegszeit hat eigenwillige Bauten hervorgebracht: 1951/53 wurde in Grosselfingen ein großer Kirchenneubau mit expressionistischer Tendenz errichtet. Als Ersatz für Vorgän-

gerbauten erhielten Gauselfingen, Hartheim, Stetten u. H. und Nusplingen moderne Neubauten, die durch kubische Formen und unterschiedliche Dachformen mit innen sichtbarer Struktur bestimmt werden.

Das Rathaus in Hechingen wurde 1958 von Paul Schmitthenner mit Anklängen an klassizistische Vorbilder errichtet. Ein gleichfalls typischer Bau der 50er Jahre ist das Ebinger Hallenbad mit ovalem Grundriss. Die Schulen in Engstlatt, Geislingen und Haigerloch entwarf 1965/66 das Stuttgarter Büro Behnisch und Bidlingmaier.

Der Haussperling – Vogel des Jahres 2002

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzbund Deutschland, OG Balingen

Ältere Generationen erinnern sich noch an die Schwärme von Sperlingen in den Hühnerhöfen, den Hausgärten und in den verstaubten Feldwegen. Sie suchten dort nach Nahrung und sie lagen in ständigem Streit mit Staren und Rotschwänzen um die besten Nistplätze unter den Haus- oder Scheunendächern. Die Vogelart ist heute bei uns zwar nicht gefährdet, sie gehört immer noch zum dörflichen und städtischen Lebensraum. Ihre Bestandszahlen sind jedoch stark rückläufig und die einstigen Schwärme gehören in vielen Gebieten der Vergangenheit an. Der Naturschutzbund und der Landesbund für Vogelschutz wollen mit der Wahl des Haussperlings zum Vogel des Jahres 2002 auf die Rückgänge aufmerksam machen und einige Vorschläge zum Erhalt dieses früheren Allerweltvogels unterbreiten.

Verbreitung: Der in keinem Dorf und in keiner Stadt fehlende Körnerfresser hat sich hervorragend an den Menschen angepasst. In Baden-Württemberg kommt der Sperling in nahezu allen Siedlungen vor. Waldgebiete werden jedoch gemieden. Verbreitungskarten zeigen Schwerpunkte in den tiefen Lagen wie z. B. im Oberrheinischen Tiefland, im Bodenseebecken, im mittleren Neckarraum und in der östlichen Donaubene. Dies sind auch die Hauptanbaugelände für Getreide. Auf der Schwäbischen Alb brütet er noch in Höhenlagen über 900 m, so z. B. im Geyerbad bei Oberdigisheim (900 m), in Obernheim (950 – 935 m) und in Heinstetten (920 m). Klimatische Verhältnisse und der Mangel an Nahrung setzen Grenzen für eine noch höhere Besiedlung.

Die baumbesetzten Steppengebiete Vorderasiens und des südlichen Mittelmeerraumes waren wohl die ursprünglichen Lebensräume. Mit der Ausbreitung des Ackerbaus drang auch der Sperling nach Westen und Norden vor. Auf Schiffen, sozusagen als blinder Passagier, gelangte er, insbesondere ab Beginn des 19. Jahrhunderts, in die übrige Welt oder er wurde bewusst in viele Länder eingebürgert. Heute findet man ihn ebenso häufig wie bei uns in weiten Teilen Nordamerikas, Asiens, Australiens, Neuseelands, Südafrika und in Arealen Südamerikas. Nicht besiedelt sind die Äquator- und Polar- bzw. Teile der Subpolarregionen, Westaustraliens sowie große Räume in Ost- und Südostasien.

Wanderungen und Zug: Die Populationen in Sibirien legen weite Strecken, z. T. bis nach Indien in das Winterquartier zurück, sie sind also Langstreckenzieher. Auch die Bewohner der Himalajaregion überwintern in Indien und Pakistan. Bei uns gehört der Sperling mehrheitlich zu den Standvögeln. Diese bleiben normalerweise im Brutrevier, in dem sie je nach Witterung umherstreifen. Kurzfristige größere Wanderungen gibt es nur bei Kälteeinbrüchen oder bei starken Schneefällen. Einige wenige Exemplare legen größere Entfernungen zurück. Sie sind Kurzstreckenzieher. Angehörige der Population aus Baden-Württemberg ziehen in der Zeit von September bis Anfang November ab. Die Winterquartiere liegen z. B. in Frankreich im Rhônetal. Die Rückkehr in die heimischen Brutareale geschieht im Februar und im März.

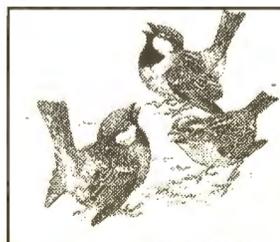
Kennzeichen und Gesang: Der im Volksmund als Spatz bezeichnete Haussperling hat eine von der Schnabelspitze bis Ende des Schwanzes gemessene Länge von etwa 15 cm. Charakteristische



Haussperling (*Passer domesticus*) vom NABU zum „Vogel des Jahres 2002“ gekürt. (Foto: NABU/R. Siegel)

Kennzeichen der Männchen sind der schwarze Kehllatz, die rotbraunen Schulterfedern, die weißen Flügelbinden, der graue Scheitel sowie der graue Bürzel. Die Färbungen am Kopf sind während der Brutzeit besonders kontrastreich und kräftig ausgeprägt. Die Weibchen zeigen einen gestreiften Rücken, ansonsten sind sie eintönig graubraun gezeichnet. Beide Altvögel verfügen über einen kurzen, dicken Schnabel, ein Kennzeichen für Körnerfresser. Dieses Merkmal war einer der Gründe für die einstige Einordnung der Sperlinge in die Finkenfamilie. Heute werden sie entweder in die Gruppe der Weibervögel eingereiht oder als eigenständige Familie geführt. Der Gesang der Männchen ist relativ einfach. Unverkennbar ist das monoton vorgetragene „Tschilpen“. Bei Störungen erklingt ein hartes Zetern, das durch einfache Warnrufe ergänzt sein kann.

Brutbiologie: Der Haussperling zählt wie Meise, Rotschwanz oder Mauersegler zu den Höhlenbrütern. Dabei werden normalerweise bereits vorhandene Höhlen, Löcher oder Nischen benutzt. Beim Verfasser nisten Sperlinge in nicht besetzten Mehlschwalbennestern bzw. unter dem Dach. Nur in Gebieten, in denen Höhlungen



Balz der Haussperlinge



Feldsperling



Feldsperling vor der Bruthöhle

knapp sind, baut der Spatz auch überdachte Nester in Bäumen oder im Gebüsch. Bevorzugt werden Birnenbäume, Espen, Apfelbäume und Spitzahornbäume. Die Besetzung der Nistplätze findet in der Regel im März statt. Die Haupt-Nestbauzeit fällt auf Anfang April. Am Nestbau sind beide Altvögel, die normalerweise in Dauerehe leben, beteiligt. Das Baumaterial setzt sich aus dünnen Grashalmen, Stroh, Wolle und Federn zusammen. Die Eiablage beginnt in der Zeitspanne von Ende März bis Anfang Mai (Erstbrut).

Bei uns brütet der Haussperling, je nach Witterung und Nahrungsangebot zwei- bis dreimal pro Brutperiode, die sich in den meisten Fällen bis Anfang September hinzieht. Eine mögliche vierte Brut ist für Baden-Württemberg nicht belegt. Die Gelege umfassen in 90 Prozent aller Fälle drei bis sechs Eier. Die Bebrütung geschieht durch Männchen und Weibchen. Sie variiert von 10 bis 22 Tagen, der Mittelwert liegt bei 15 Tagen. Die Nahrung der geschlüpften Jungvögel, die von beiden Eltern herangeschafft wird, setzt sich überwiegend aus Insekten und Raupen zusammen. Diese eiweißhaltige Kost ist für eine schnelle Entwicklung notwendig. Nach einer mittleren Nestlingszeit von 14 Tagen sind die Jungen flügge. Die Verluste sind hoch. Von den Erst- und Zweitbruten verlassen etwa mehr als die Hälfte das Nest, bei den weiteren Bruten weniger. Nur 50 Prozent der Jungsperrlinge überleben das erste Halbjahr. Auch nach dem Ausfliegen werden die Jungsperrlinge noch einige Zeit gefüttert, bis sie dann, vergesellschaftet mit anderen Artgenossen, Ausflüge in die weitere Umgebung unternehmen. Im ländlichen Bereich ernähren sie sich von Weizen- und Haferkörnern, Knospen, Samen von Gräsern und von Beeren, in größeren Städten auch von Abfällen und Speiseresten.

Verschiedene Namen: Das einstige massenhafte Einfliegen in die Kornfelder im Sommer, die Nahrungssuche in Misthaufen sowie das Staubbaden brachten dem Sperling ein schlechtes Image und entsprechende Bezeichnungen ein. Namen wie Korn- und Speicherdieb, Mistfink oder Dreckspatz unterstreichen dies. Die letzte Bezeichnung dürfte wohl auf die Verhaltensweise zurückzuführen sein, dass die Sperlinge im Boden Mulden ausscharren und gröbere oder fei-

Die Verwandten: Art	Lebensräume
Feldsperling	Bewohner von Siedlungen, die durch die Landwirtschaft geprägt sind und von reich strukturierten Wiesen und Agrarlandschaften; optimale Habitate sind auch Ortsrandlagen mit Streuobstbeständen.
Steinsperling	Bewohnt felsiges und steinigtes Gelände sowie Korkeichenwälder im Mittelmeerraum (Beobachtungen von Chr. und K. E. Maulbetsch in Andalusien)
Weidensperling	Bewohnt Weidengehölze und andere Baum- und Straucharten in der Nähe von Flüssen und Seen, aber auch Wälder und trockene Graslandschaften mit eingestreuten Bäumen sowie Siedlungen im Mittelmeerraum; Nestanlagen in Bäumen, benutzt aber auch unbesetzte Nester anderer Vögel (Beobachtungen von Chr. und K. E. Maulbetsch in Andalusien und NO-Griechenland)
Schneefink	Bewohner der Hochgebirgsregion in den Alpen bis 3500 m; die Nisthöhlen befinden sich in Felsspalten und Klüften, nistet aber auch in hochgelegenen Gasthöfen und Hotels

nere Erde sowie Staub in die Federn wirbeln. Nach dem Bad werden die Partikel wieder abgeschüttelt und das Gefieder geputzt. Diese Methode dient der Bekämpfung der Federparasiten.

Die Verwandten. Der bekannteste Verwandte ist der mit 14 cm Länge etwas kleinere *Feldsperling*. Wichtigste Kennzeichen sind die rotbraune Kopfplatte, die schwarzen Wangenflecke und das schmale weiße Halsband. Beide Geschlechter sind gleich gefärbt. Oft wird, wenn von Spatzen die Rede ist, nicht zwischen den beiden Arten unterschieden. Der Feldsperling kommt in Baden-Württemberg ebenfalls in allen Landesteilen vor. Schwerpunkte sind auch hier die tieferen Lagen unterhalb 600 m. Besiedlungslücken gibt es in den höheren Lagen des Schwarzwaldes, der Schwäbischen Alb und im Allgäu. Der Feldsperling brütet bevorzugt in Landschaften, die mit Strukturelementen wie Hecken, Feldgehölzen, Büschen und Baumreihen reich gegliedert sind sowie in von der Landwirtschaft geprägten Siedlungen. Im Raum Balingen, z. B. im Tal, befinden sich Nistplätze in Geräteschuppen, in aufgehängten Nistkästen, in aufgeschichteten Haufen aus Baumschnitt, in ausgefaulten Astlöchern und in Spechthöhlen (Beobachtungen von Chr. und K. E. Maulbetsch). Die Nahrung besteht vor allem aus Samen von Bäumen und Wildkräutern. Weizenkörner werden nur ausnahmsweise gefressen. Die Jungvögel bekommen tierische Kost. Insekten und Spinnen bilden die Hauptnahrung. Es sind bis zu vier Jahresbruten möglich.

Im Mittelmeerraum ist der *Steinsperling* verbreitet. Die Art brütete im 19. Jahrhundert auch in Baden-Württemberg. Die Brutplätze lagen damals in klimatisch günstigen Regionen wie in der südlichen Oberrheinebene und im Tauberggrund. Die im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts be-

ginnende Klimaverschlechterung mit kühleren und feuchteren Sommern, aber auch Nachstellungen durch den Menschen dürften zum Aussterben der Art in Baden-Württemberg geführt haben. Ein weiterer Bewohner der Mittelmeerränder ist der Weidensperling. Besondere Feldkennzeichen sind die weiß gefärbten Wangen, der kastanienbraune Scheitel sowie die schwarz gestreiften Flanken. Sperlinge, die sich an ein Leben in Hochgebirgsregionen angepasst haben, sind die *Schneefinken*. Mit einer Gesamtlänge von 17 bis 19 cm ist der Schneefink außerdem der größte europäische Sperlingsvogel. Die nächst gelegenen Brutvorkommen liegen in den Allgäuer Alpen, im Voralberger Alpenbereich und in den Schweizer Alpen südlich des Säntis. Die Schneefinken sind vor allem Standvögel. Einige legen im Winter jedoch größere Strecken bis in den Bereich des Alpenvorlandes zurück. Von solchen Kurzstreckenziehern gibt es für Baden-Württemberg einige wenige Belege.

Bestand, Gefährdung und Schutzmaßnahmen: Der Bestand in Europa wird auf 54 bis 180 Mio. Brutpaare geschätzt. In Deutschland leben davon 5,3 bis 7,8 Mio. Paare. Die Siedlungsdichten schwanken je nach Biotop mächtig: 153 Brutpaare je 10 Ha in Oberhausen, 61 in Göttingen, 14 bis 19 in Bonn, 13 in Stuttgart-Botnang und im Bodenseeraum 5 Reviere/10 Ha. Die Auszählung der Reviere in Baden-Württemberg ergab einen Wert von 720 000 (1988). Damit ist der Haussperling bei uns nach Buchfink und Amsel die dritthäufigste Vogelart. Regionale Untersuchungen zeigen jedoch, dass seit einigen Jahren starke Populationsrückgänge zu verzeichnen sind. Im Bodenseegebiet ist z. B. der mittlere Brutbestand innerhalb von zehn Jahren (1980 bis 1990) von 63 953 Brutpaaren auf 49 203 Paare zurückgegangen. Dabei sind die Abnahmen nicht nur in größeren Gemeinden, sondern auch in kleineren Orten feststellbar. Die Gründe für die Bestandsrückgänge sind vielfältig. Der Einsatz von Pestiziden in der Landwirtschaft und in Gärten führen zu einer Anreicherung von Rückständen in der Nahrungskette und zu einer Verringerung der animalischen Nahrung für den Nachwuchs. Einbußen beim Nahrungsangebot gibt es auch durch die Artenarmut, die in vielen Hausgärten herrscht. Es mangelt an Gräsern und Kräutern und damit

Art	Gefährdung
Haussperling	nicht gefährdet, jedoch Bestandsrückgänge (Untersuchungen über Abnahmen liegen auch aus England vor); in Deutschland 5,3 bis 7,8 Mio. Brutpaare; in Baden-Württemberg 720 000 Reviere (1988); im Bodenseegebiet 49 000 Reviere (1990/92)
Feldsperling	aufgeführt in der Vorwarnliste (dort stehen Arten, die bei weiterer Abnahme in den nächsten zehn Jahren gefährdet sein werden); in Deutschland 1,1 bis 1,8 Mio Brutpaare; in Baden-Württemberg 150 000 Reviere (1988); im Bodenseeraum 8171 (1990/92) Reviere
Steinsperling	ausgestorben in Deutschland, letzter Brutnachweis 1941; Brutvogel im Mittelmeerraum, dort häufig
Weidensperling	Brutvogel im Mittelmeerraum, dort häufig
Schneefink	Wintergast in Deutschland, sehr selten

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Mittwoch, 13. Februar:

Dia-Rückschau der Exkursion Leipzig (Herr Kratt). Landratsamt, 18.00 Uhr.

Freitag, 1. März:

Dia-Rückschau der Exkursion Graubünden (Herr Willig). Landratsamt, 18.00 Uhr.

auch an Insektenfutter für die Jungen. Der lokale Mangel an Körnerfutter wurde durch die Aufgabe landwirtschaftlicher Betriebe mit Kleintier- und Pferdehaltung ausgelöst. Viele Nistplätze gingen durch eine geänderte Bauweise und durch die Renovierung vieler Altbauten verloren. Mauerischen werden verputzt und Dachspalten geschlossen. Auch die Versiegelung offener Flächen vertreibt die Sperlinge. Sie brauchen Pfützen zum Baden und staubige Flächen zur Reinigung des Gefieders.

Die Verbände schlagen folgende Hilfen für den Haussperling, aber auch für andere Vogelarten vor:

- Anlage von Mischkulturen zur Verringerung des Schädlingsbefalls;
- Pflanzung von heimischen Stauden und Gehölzen zur Förderung von Nützlingen wie Marienkäfer und Schwebfliegen. Diese dienen dann als eiweißreiches Futter für die Jungvögel. Beispiele für Stauden mit einem hohen Wert für die Insektenwelt sind z. B. Großblütige Königskerze, Flockenblume, Schafgarbe und Wilder Majoran;
- Neuanpflanzung von Hecken und Bäumen. Diese bieten Sperlingen und anderen Vögeln Rückzugsmöglichkeiten und Nistgelegenheiten;
- Aufhängen von Nistkästen – in Gartenanlagen außerhalb der Siedlungen ist dies auch eine wirkungsvolle Hilfe für den Feldsperling;
- Reduzierung der Dünge- und Spritzmittel

Literatur:

Fitter, R.: Buch der Vogelwelt Mitteleuropas, Stuttgart 1973
Grzimeks Tierleben: Band IX, Vögel 3, Lizenzausgabe 1977
Hölzinger, J.: Die Vögel Baden-Württembergs, Singvögel 2, Stuttgart 1997

NABU-Informationen: Vogel des Jahres 2002

Bildnachweis: Foto NABU/R. Siegel

Zeichnungen verändert nach Fitter, R.: Buch der Vogelwelt Mitteleuropas, Stuttgart 1973

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Schriftenreihe B der „Zollernalb-Profile“, Landratsamt Zollernalbkreis / Dr. Ingrid Helber

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch
72336 Balingen, Am Stettberg 9

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

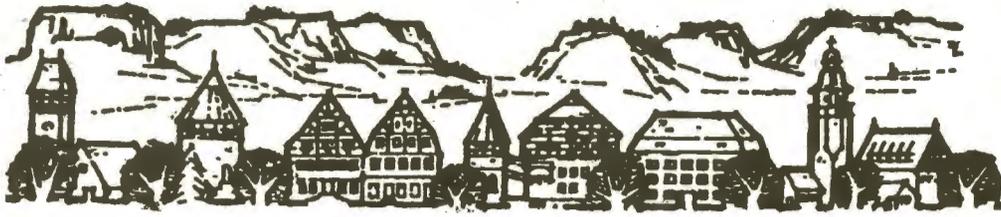
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (074 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollernalb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 49

28. Februar 2002

Nr. 2

Die Schweine grunzten zum Gebet

Aspekte süddeutscher Volksfrömmigkeit in der Reformationszeit – Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Die untrennbare Vermischung des Weltlichen mit dem Heiligen – es ist ein ganz charakteristisches Merkmal des Mittelalters. Viele Aspekte dieser Vermischung waren während dieser Epoche so selbstverständlich, so gang und gäbe, dass es keinem Menschen der Mühe wert erschien, solche Dinge aufzuschreiben.

Erst in der Reformationszeit gingen die kirchlichen Ordnungshüter daran, Welt und Kirche fein säuberlich voneinander zu trennen. Nunmehr wurde die Vermischung zum Übelstand erklärt und alle diejenigen streng bestraft, die sich nicht an die neuen Regeln hielten. Und nur weil diese Verfehlungen schriftlich festgehalten wurden, haben wir Kenntnis davon. Was dabei so alles ans Tageslicht kam – davon soll nun im folgenden die Rede sein.

Der Friedhof

Der französische Historiker Philippe Ariès malte mit kräftigen Farben das Bild der mittelalterlichen Begräbnisstätten als eines Kommunikationszentrums, ähnlich einem Marktplatz: Dort begegnen wir nicht nur der Trauergemeinde oder einer Prozession, nein, wir finden dort – laut Ariès – auch Händler und Marktschreier, Dirnen und Diebe, trommelrührende Landsknechte und asylsuchende Verbrecher, ja, sogar Backöfen vermag der französische Historiker auf dem Kirchhof nachzuweisen. Das heißt also: Statt weihevoller Stille herrschte dort (zumindest bisweilen) eher das lebensfrohe Getöse eines Rummelplatzes.

Die deutschen Quellen lassen indes eine derart pralle Fülle der Nutzungsmöglichkeiten eines Friedhofs nicht erkennen. Aber immerhin: Die charakteristische Vermischung von Weltlichem und Geistlichem ist trotzdem deutlich erkennbar. So besaßen denn auf dem flachen Lande der Mesner oder der Schulmeister sehr häufig seit alters her einen Rechtsanspruch darauf, ihr Vieh auf dem Kirchhof weiden zu lassen und das nicht abgeweidete Gras als Heu zu ernten. Dazu kamen gelegentlich noch andere Rechte, wie beispielsweise jenes, zwischen den Gräbern Bauschutt oder auch Stallmist zu lagern. Die Landleute wie auch ihre Geistlichen fanden solches in keiner Weise anstößig; ganz im Gegensatz zu den höheren kirchlichen Würdenträgern, die das grasende Vieh von den Begräbnisstätten ferngehalten wissen wollten.

Zu diesem Zweck wurde angeordnet, dass die Kirchhöfe mit festen Mauern umgeben sein sollten und dass der Zugang ausschließlich über ein gut verschließbares Tor möglich sein dürfe. Im Lauf des 17. Jahrhunderts gewöhnte man sich an solche Auflagen, aber ein Gefühl für den heiligen Charakter des Friedhofs ging damit nicht einher. Noch lange nach dem Dreißigjährigen Krieg finden wir in den Kirchenakten allenthalben Klagen über zerfallene Kirchhofmauern und offenstehende Tore, so dass Gänse, Hühner, Schweine oder Ziegen sich dort nach wie vor tummeln

konnten. Erst im 18. Jahrhundert scheint die sprichwörtliche Friedhofsruhe überall eingekehrt zu sein.

Das Gotteshaus

Eine unentwirrbar enge Verquickung des Kirchlichen mit dem Weltlichen begegnet uns ferner im ländlichen Gotteshaus. Dort fanden sich die Dorfbewohner nicht nur zum Gottesdienst zusammen, sondern sie suchten in Kriegszeiten an diesem Ort Zuflucht vor feindlichen Überfällen. Die Kirchen auf dem flachen Land waren also zu meist als Wehrkirchen gebaut, mit ausnehmend dicken Mauern und winzig kleinen Fenstern, die nicht ohne Grund bisweilen an Schießscharten erinnern. Als Beispiel für solche Wehrkirchen in unserer engeren Umgebung mögen die Gotteshäuser von Frommern und Truchteltingen angesehen werden; aber auch der sehr alte Turm der Tailfinger Peterskirche wird mit Sicherheit ursprünglich als Wehrturm gebaut worden sein und den Tailfingern wie in einer Festung Schutz gewährt haben. Die Unsicherheit der Zeitläufe erforderte es auch, Wertsachen im Kirchenraum zu lagern. Darüber hinaus benötigte man den Kirchturm zum Aufhängen der Glocken und außerdem als Ausguck, um etwaige Feinde oder Feuersbrünste möglichst frühzeitig entdecken zu können.

Die Vermischung des Geistlichen mit dem Weltlichen bei der Verwendung des Kirchenraums zeigt sich ferner auch daran, dass vielerorts Gemeindegerecht und Gemeindeversammlung im Gotteshaus zusammentraten, wenn die Witterung eine Zusammenkunft im Freien nicht zuließ. Dies hörte zwar nach der Reformationszeit allmählich auf. Als Überbleibsel erhielt sich jedoch noch jahrhundertlang die Gepflogenheit, amtliche Bekanntmachungen von der Kanzel zu verlesen.

Des Weiteren konnte es vorkommen, dass Transportarbeiter schwere Lasten kurzerhand durch die Kirche trugen, wenn der Weg um das Gotteshaus herum zu weit und zu beschwerlich erschien. Im Reformationsjahrhundert stellten die Kirchenbehörden solche Gewohnheiten Schritt für Schritt ab. Nach Auffassung der Theologen sollte der Kirchenraum eben ausschließlich sakralen Handlungen vorbehalten sein.

Ein höherer Grad der Heiligung des Gotteshauses erfolgte somit zum einen unmittelbar auf dem Wege von Verboten, zum andern aber auch über die Ästhetik. Da hatte die Kirche zunächst makellos und sauber zu sein. Das bedeutete unter anderem, dass Tiere im Gotteshaus nichts mehr zu suchen hatten – wo doch vor dem des

Pfarrers Schweine mancherorts unter der Woche in der Kirche untergebracht waren und am Sonntag in die Sakristei getrieben wurden. Daran störte sich niemand – hielt man doch das Mitbringen von Hunden ohnehin für eine selbstverständliche Gewohnheit. Die Forderung nach vollkommener Reinlichkeit des Kircheninneren hatte aber außerdem die Folge, dass die Kirchenbesucher auf sauberes Schuhwerk zu achten hatten und dass erhöhte Anforderungen an das Reinigungspersonal gestellt wurden. – Dass die Kirchenleitung neben der Sauberkeit auch festliche Kleidung von den Kirchenbesuchern erwartete, das ist allerdings nur sehr vereinzelt nachweisbar.

Eine Verbesserung des Bauzustandes hat zweifellos ebenfalls dazu beigetragen, den heiligen Charakter des Kirchenraums zu verstärken, denn schadhafte Dächer, unebener Bodenbelag, Feuchtigkeit, Moder und mangelndes Tageslicht (bei den winzigen Schießschartenfenstern) standen dem Zustandekommen einer weihevollen Stimmung gewiss im Wege.

Die protestantischen Kirchenbehörden waren schon damit zufrieden, wenn die Dächer dicht, der Boden glatt und die Mauern gerade waren, wenn zudem die Wände in weißestem reinlichsten Weiß erstrahlten und außerdem alles vor Sauberkeit nur so funkelte und blitzte. Anders aber die katholischen Kirchenbehörden. Ihnen lag darüber hinaus am Herzen, dass Bilder, Skulpturen, Altäre, Kerzen, Monstranzen, Kelche, Weihwasserbecken und sonstiges Kirchengeschäft in ausreichender Anzahl und in optimalem Zustand vorhanden waren.

Hinter solcher Sorge verbirgt sich ein für die gegenreformatorische Kirche charakteristisches und spezifisch katholisches Programm: Die Gläubigen sollen vor allem über das Auge mit Glaubensinhalten vertraut gemacht werden – ein Programm, das sich seit dem Mittelalter bei einer weitgehend leseunkundigen ländlichen Bevölkerung bewährt hatte und das in der Barockzeit seinen Höhepunkt fand.

Der Gottesdienst

Die unentwirrbar Vermischung von Profanem und Sakralem zeigt sich jedoch in allererster Linie am Verhalten der Gläubigen selbst.

Den Landleuten war der Gottesdienst weniger wichtig als das Einbringen der Feldfrucht, und so herrschte zur Erntezeit im Gotteshaus oftmals gähnende Leere. Viele blieben außerdem daheim, wenn ihnen das Wetter zu schlecht erschien und wenn der Weg zur Kirche sich durch Regengüsse in tiefen Morast verwandelt hatte.

Neben schlechter Witterung und den Erfordernissen der Landwirtschaft lauerte im Dorf noch ein weiterer und äußerst populärer Grund, der die Christen vom Kirchgang abhalten konnte: die Kneipe. Innerhalb der ländlichen Gesellschaft bil-

dete sie einen Gegenpol zur Kirche und kann mit ihren Würfel- und Kartenspielen, mit ihren Raufereien und Kraftmeiereien, mit all ihren Trinkliedern und Besäufnissen als ein wichtiger Hort der Volkskultur gelten. Bis ins Zeitalter der Reformation verfügte das Wirtshaus eindeutig über die größere Anziehungskraft bei der Bevölkerung und erst durch die gemeinsamen Anstrengungen von kirchlicher und staatlicher Obrigkeit begann sich das Blatt zugunsten der Kirche zu wenden – zumindest in lutherischen und reformierten Gegenden.

Wo die Kneipe dicht neben dem Gotteshaus lag, konnte der fröhliche Lärm der Zecher das liturgische Geschehen gewaltig beeinträchtigen. Um solchen störenden Lärm zu unterbinden und den Landleuten die Wahl zwischen Wirtshaus und Kirche zu nehmen, hatten vielerorts auf obrigkeitliche Anordnung hin die Kneipen während des Gottesdienstes geschlossen zu bleiben. So lange aber Bürgermeister, Amlleute, Ratsmitglieder und andere Vertreter staatlicher Autorität dem Wirtshaus den Vorzug gaben, konnten derartige Bestimmungen wenig fruchten.

Wer trotz alledem zur Kirche kam, der betrat nicht unbedingt sofort das Gotteshaus, sondern blieb zunächst einmal auf dem Kirchhof stehen, um Freunde und Bekannte zu begrüßen und mit ihnen die neuesten Klatschgeschichten auszutauschen. Viele der Kirchgänger waren dann dermaßen in das Tratschen und Ratschen vertieft, dass sie den Gottesdienst völlig vergaßen und erst wieder daran erinnert wurden, wenn sich die Frömmen unter ihnen nach Beendigung des Gottesdienstes wieder zu ihnen gesellten. Wer sich aber von dem angeregten Geplausche loszureißen vermochte und doch noch den Weg ins Haus des Herrn fand, der ließ es dann des öfteren an der geforderten Andacht fehlen und scherzte und schwatzte dort ungeniert und munter weiter.

Die Geräuschkulisse wurde um eine weitere weltliche und unüberhörbare Komponente bereichert, denn wie schon erwähnt, mochten sich des Pfarrers Schweine aus der Sakristei heraus mit ihrem Gegrünze und Gequieke vernehmen lassen, und auch die Hunde der Kirchenbesucher werden mit ihrem fortwährenden Geklaffe, Gefiepe und Gejaule die heilige Handlung akustisch begleitet haben.

Zudem wussten die Kirchenbesucher noch nichts von der Tugend der Pünktlichkeit; das Zuspätkommen galt keineswegs als Schande. So herrschte während des Gottesdienstes ein ständiges Kommen und Gehen, denn manche Gläubige zogen es vor, während der Predigt das Gotteshaus zu verlassen und erst wieder zurückzukommen, wenn der Pfarrer seinen mitunter recht langweiligen Sermon zu Ende gebracht hatte.

Die Sakramente

Wie man sieht, zählte die Landbevölkerung den sonntäglichen Kirchengang nicht gerade zu den zentral bedeutsamen Frömmigkeitsübungen. Mit einigen der Sakramente stand es da nicht viel besser.

Zum Tisch des Herrn begaben sich die Gläubigen höchstens an Ostern; an den übrigen Sonntagen und Kirchenfesten im Jahreslauf zeigte sich kaum jemand am Abendmahl interessiert. Andererseits waren hin und wieder einzelne Leute (meist ältere Frauen) der Meinung, es würde die eigene Heiligung vergrößert werden, wenn man möglichst mehrmals am Tag den Leib des Herrn empfinde. Hinter dieser Auffassung vermuteten die Kirchenaufseher jedoch Aberglaube und Ketzerei, weshalb sie den Pfarrern verboten, solchem Begehren zu willfahren.

Um das Sakrament der Krankensalbung war es aber noch wesentlich schlechter bestellt, denn es wurde durchweg überhaupt nicht mehr empfangen. In der Bevölkerung herrschte nämlich die Ansicht, wer einmal die Letzte Ölung empfangen habe, der würde nicht mehr lange am Leben blei-



Bauernhochzeit, 16. Jahrhundert

ben. Deswegen sprachen die Leute auch scherzhafterweise von dem „letzten Elend“ und vermieden es tunlichst, einen Priester herbeizurufen, wenn jemand im Sterben lag.

Bei den Sakramenten der Taufe und der Trauung sah es hinwiederum ganz anders aus: Die Taufe gehörte zu den bedeutenderen geselligen Ereignissen im Dorf. Gefeierte wurde mehrere Tage lang, zu Gast war der halbe Ort, und es wurde alles geboten, was Küche und Keller hergaben. Man gönnte sich alles, was man sich sonst das ganze Jahr hindurch nicht leisten konnte, und am Ende des Fests blieben zumeist ein vom Überfressen schmerzender Magen und ein vom Vollrausch dröhnender Kopf.

Am tollsten aber trieben es die Leute auf dem Land bei den Hochzeiten. Da wurde mindestens eine Woche lang gefeiert, geschlemmt, gezecht, getanzt und gesungen – da blieben am Ende nur noch die Kranken und die Minderjährigen nüchtern.

Leichenschmaus und Kirchweih

Bei Leichenschmaus und Kirchweih übten die Landleute kaum weniger Zurückhaltung, und nicht minder hoch ging es an Weihnachten, Ostern und Pfingsten her. Wie die Landpfarrer ihrer vorgesetzten Kirchenbehörde berichteten, befand sich bei solchen Gelegenheiten nahezu die ganze Bevölkerung tagelang im Vollrausch, anstatt, wie es den kirchlichen Amtsträgern vorschwebte, der Geburt des Herrn oder seiner Auferstehung zu gedenken oder die Aussendung des Heiligen Geistes gebührend zu feiern.

Mit den Kirchweihfesten hatte es zu alledem noch eine ganz besondere Bewandnis: Da die Feste der Heiligen (und damit auch der Kirchenpatrone) ziemlich gleichmäßig über das ganze Jahr verstreut sind, fand auch alle paar Wochen in der Nachbarschaft eines jeden beliebigen Ortes ein Kirchweihfest statt, wo dann die ganze Bevölkerung der Umgebung zusammenströmte. Der eine beabsichtigte dort Geschäfte zu machen, ein anderer hatte vor, auf Brautschau zu gehen, ein dritter wollte einfach nur mal so kräf-

tig einen draufmachen – so floss zur Kirchweih denn der Alkohol in Strömen, gar manche Jungfrau verlor dabei ihre Unschuld und mancher junge Mann wurde in üble und mitunter lebensgefährliche Raufhändel verwickelt. Spät Sonntag nachts zogen dann ganze Völkerschaften (meist in volltrunkenem Zustande) wieder heimwärts.

Prozessionen und Wallfahrten

Die ausufernde Lebenslust machte auch vor den Prozessionen und Wallfahrten nicht Halt. Nicht selten endeten die Bittgänge im Wirtshaus und manchmal führten die Gläubigen das berauschte Nass kurzerhand gleich mit sich, um sich schon unterwegs eine Stärkung zu verschaffen.

Verschiedene Umgänge zogen sich über mehrere Tage und Nächte hin, wobei die Teilnehmer sommers gelegentlich alle zusammen im Freien schliefen. Das Keuschheitsgebot fand unter solchen Umständen eine eher geringe Beachtung, wie die Ortsgeistlichen immer wieder klagten.

Wiederholt wuchsen sich die Prozessionen zu üppig ausgestatteten Festumzügen aus und wurden dadurch den heutigen Faschingsumzügen immer ähnlicher. Zudem war es gang und gäbe, biblische Gestalten schauspielerisch darzustellen: zum Beispiel Adam und Eva, Kain und Abel, die Arche Noah, Samson und Delilah, Judith und Holofernes, die zwölf Apostel, die Heiligen Drei Könige, die keusche Susanna im Bade mitsamt den Greisen, die sie heimlich beäugten, und was sich sonst noch so alles an augenfälligen Figuren anbietet. Die Darstellenden neigten hierbei keineswegs zur Prüderie. Die Menschenmutter Eva trug selbstverständlich das nach ihr benannte Evakostüm und die Gottesmutter reichte ihrem kleinen Sohn natürlich die Brust.

Als besondere Attraktion galt jedoch immer noch die Darstellung der Hölle. Da trieb der Teufel allerhand Possen, die von den Zuschauern mit großem Hallo aufgenommen wurden – unter anderem bewarf er sie bisweilen mit Pferdeäpfeln oder mit anderem stinkenden Unrat.

(Fortsetzung/Schluss folgt)

Hauptlehrer Paul Eith (1891 – 1968)

Gründer des Ebinger Heimatmuseums

Aus dem Festvortrag vom 6. Dezember 2001 – von Jürgen Scheff, Albstadt-Ebingen

Vor 75 Jahren, am 4. Dezember 1926, wurde das Ebinger Heimatmuseum der Bürgerschaft als „Stätte der allgemeinen Volksbildung“ durch Hauptlehrer Paul Eith übergeben. Trotz schmerzlicher Substanzverluste im Zweiten Weltkrieg wurde dieses, dank der weitsichtigen Planung engagierter Museumsleiter wie Oberlehrer Heinrich Breeg, Architekt Ernst Louis Beck, Dr. Walter Stettner und Dr. Karl Schneck, zur Keimzelle der heute blühenden, vielfältigen Museumslandschaft Albstads. Den Grundstein hierfür legte aber bereits in den Jahren 1923 bis 1929 Hauptlehrer Paul Eith, dessen unermüdete Forschungsarbeit im Dienste der Heimatgeschichte erstmals umfassend gewürdigt werden soll.

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert grassierte im Königreich Württemberg das „Rulaman-Fieber“; auch die Ebinger Schuljugend wurde hiervon erfasst. Der Erfolg dieses erstmals 1878 erschienenen und in zahlreichen Neuauflagen bis heute gern gelesenen Jugendromans vom abenteuerlichen Leben in der Steinzeit aus der Feder von *David Friedrich Weinland* war überwältigend. Generationen von Kindern wurden zu aufregenden Abenteuerspielen angeregt; umso mehr, wenn sich in der Nähe auch Höhlen vorfanden, wie es ründ um Ebingen der Fall war.

Es war in den Jahren kurz nach 1900, als sich unter dem weiten Eingang der Heidensteinhöhle auf dem Raidenberg eigenartige Dinge abspielten. Zwei Buben saßen am knisternden Lagerfeuer. Mit ihren Taschenmessern schnitten sie ihre Namen in Runen in Holzscheite. Die Vorlage bildete ein nordisches Runenalphabet, das ihnen – wohl nicht ganz zufällig – in der Schule in die Hände gefallen war. Anschließend rösteten sie die Teile über dem Feuer und vergruben sie tief im Höhlenlehm. In den Jahren 1907/08 begann der rührige Ebinger Verschönerungsverein mit Ausgrabungen in der Heidensteiner Höhle, um diese für touristische Zwecke zu erschließen. Bald stieß Forstwart *Winterle*, der mit den Grabungen beauftragt war, auf spektakuläre Funde. In einiger Tiefe fanden sich die Knochenreste einer eiszeitlichen Tierwelt, unter anderem eines mächtigen Riesenhirschs – und eben die ominösen Runenstäbchen der beiden Ebinger Rulamanfans. Deren Lesbarkeit hatte im Feuer aber etwas gelitten.

Eine wissenschaftliche Sensation witternd, sicherte sich Professor *Grienberger* von der Universität Czernowitz in der heutigen Ukraine (vormals Österreich/Ungarn), ein berühmter Runenexperte, die alleinigen Veröffentlichungsrechte an diesem Fund. Der Beweis einer möglicherweise altsteinzeitlichen Runenschrift hätte alle bisherigen Theorien zur Schriftentwicklung widerlegt. *Peter Goessler* (1872 – 1956), der damalige Leiter der königlichen Altertümersammlung in Stuttgart, misstraute dem Fund von Anfang an. Die Analyse des Materials der Runenstäbe als Buchenholz passte so gar nicht in die Zeit der eiszeitlichen Kältesteppe, und auch die Form der Stäbe war von ihm bald als die so genannter „Klapperle“ erkannt, kastagnettenähnliches Holzstück zur Erzeugung von Tönen oder auch nur Lärm. Somit musste dies die Arbeit eines Fälschers oder eine Spielerei aus jüngster Zeit sein. *Grienberger* wollte dies so nicht akzeptieren. Es begann ein monatelanger verbissener Disput zwischen diesen renommierten Wissenschaftlern, in den sich auch Oberförster *Schleicher* aus Ebingen einbrachte:

„Die Annahme einer Spielerei erschiene mir sehr wenig wahrscheinlich. Bei dem jetzigen Kulturzustand von Ebingen erschiene eine solche Spielerei ganz ausgeschlossen und früher wird der Bildungsstand in hiesiger Gegend noch tiefer gewesen sein.“ Der Schwindel flog im September 1909 endgültig auf. Hauptlehrer *Ambrosius Kollros* meldete nach Stuttgart, dass zwei nunmehr fast 18-jährige Burschen namens *Paul Eith* und *Hermann Brändle* bei ihm erschienen seien und ihm anvertraut hätten, die Urheber dieses unbeabsichtigten Verwirrspiels zu sein. *Paul Eith*,

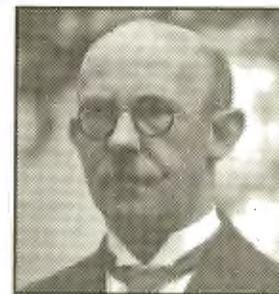
der spätere Gründer des Ebinger Heimatmuseums, war in spektakulärer Weise in die Geschichte der lokalen Heimatforschung eingetreten – und Oberförster *Schleicher* hatte sich im Erfindungsreichtum der Ebinger Jugend gründlich verschätzt!

Fast auf den Tag genau vor 110 Jahren, am 11. Dezember 1891, wurde *Paul Eith* als ältester Sohn des Prokuristen *Karl Eugen Eith* und dessen Ehefrau *Pauline*, geb. *Glanz* in Ebingen geboren. Mit diversen Auszeichnungen kehrte er als Leutnant des Reserve-Infanterie-Regiments 246 aus dem Ersten Weltkrieg zurück und erlangte 1919/20 eine erste feste Anstellung als Hauptlehrer in Ebingen. In seinem etwas älteren Kollegen Oberlehrer *Heinrich Breeg* (1883 – 1944) fand er einen Freund mit ähnlichen Interessen: Heimatgeschichte, Botanik und Geologie. In zahlreichen gemeinsamen Exkursionen durchstreiften beide die Zollernalb, kartierten Pflanzen und sammelten Fossilien. Im Mai 1920 machten sie eine Entdeckung, von der jeder Hobbypaläontologe nur träumen kann. Im Ornatentod des Braunen Jura am Fuße der Schalksburg legten sie umfangreiche Knochenreste eines Großsauriers von fast sieben Metern Länge frei. Am Paläontologischen Institut der Universität Tübingen nahm sich Prof. *Friedrich v. Huene*, der führende Saurierexperte seiner Zeit, des Fundes an. Rasch erkannte er, dass *Eith* und *Breeg* mit der Erstentdeckung der „Paddelchse“ *Pliosaurus ferox* für Deutschland ein sensationeller Fund gelungen war und widmete ihr eine umfangreiche Monographie.

Wie viele seiner Kollegen schloss sich *Paul Eith* dem „Bund für Heimatschutz“ an. Dies dürfte für den Junglehrer *Eith* geradezu Pflicht gewesen sein, war doch mit Oberlehrer *Gottlob Friedrich Hummel* (1869 – 1952) ein altgedienter, geachteter Kollege der Vertrauensmann der Ortsgruppe Ebingen. In den Notjahren der Nachkriegszeit, geprägt von internationalen Repressalien, die allgemein als ungerecht empfunden wurden, erwuchs in weiten Bevölkerungskreisen ein neues Heimatbewusstsein, verbunden mit einer Rückbesinnung auf das kulturelle Erbe der „guten alten Zeit“. Der Aufruf zur Herausgabe heimatkundlicher Führer und zur Gründung von Heimatmuseen fiel auf fruchtbaren Boden. Auch *Paul Eith* versuchte sich 1922/23 in Zusammenarbeit mit zwei Kollegen, *Anton Walter* und *Josef Geiger*, an der Herausgabe einer mehrbändigen Schriftreihe zur Kultur- und Erdgeschichte der Zollernalb mit Namen „Der Heimatfreund“, von der aber nur drei Hefte erschienen.

Eith, der den geologischen und geschichtlichen Teil bis zum Spätmittelalter übernahm, schöpfte sein Wissen aus gängiger, aber meist veralteter Literatur der Vorkriegszeit. Er hatte weder Geschichte studiert, noch besaß er zu diesem Zeitpunkt archäologische Grabungspraxis. Wohl auf etwas Lob hoffend, legte er sein Erstlingswerk Prof. *Peter Goessler*, dem Konservator des Landesamts für Denkmalpflege in Stuttgart zur Begutachtung vor. Dessen Kritik war vernichtend:

„... Inhaltlich und formell ist Ihre Broschüre so wenig befriedigend, dass ich sie für die Schule nicht empfehlen möchte... Ich denke, mit diesem offenen Urteil ist Ihnen mehr gedient, als mit einer der üblichen Anerkennungen.“ Unge-



Paul Eith

achtet der in vielen Punkten sachlich begründeten Kritik lässt sich aus zahlreichen Korrespondenzen herauslesen, dass zwischen dem hoch geachteten Archäologen und Altphilologen *Peter Goessler* und dem Volksschullehrer *Paul Eith*, welchem Übereifer vorgeworfen wurde, zumindest in den Anfangsjahren ein gespanntes Verhältnis bestand. *Eith* formulierte seine Meinung über *Goessler* in einem Schreiben vom 20. Oktober 1923 an einen Freund jedenfalls unmissverständlich: „*Gößler* hat einen Stolz wie ein frischlackierter Nachtstuhl.“

Die Gründe für diese Aversionen sind leicht auszumachen. Bei einem Fortbildungskurs für Lehrer am Urgeschichtlichen Forschungsinstitut der Universität Tübingen war *Paul Eith* erstmals mit jungen Archäologen in Kontakt gekommen, welche die gängigen Lehrmeinungen kritisch hinterfragten. Standen bisher nahezu ausschließlich die reichen Grabfunde der Vorzeit im Interesse der Forschung und der Museen, so wurden nunmehr die weniger spektakulären Siedlungen als wichtige Archive für das Leben der damaligen Menschen entdeckt. Im Januar 1922 hielt *Hans Reinerth* (1900 – 1990) eine viel beachtete Vortragsreihe in Ebingen über die neuentdeckte spätbronzezeitliche „Wasserburg Buchau“.

Trotz junger Jahre war *Reinerth* bereits zum Leiter dieses Forschungsprojekts avanciert, das dank neuer Grabungs- und Dokumentationstechniken für Jahre von sich reden machte. Zwei von *Gerhard Bersu* (1889 – 1964) geleitete archäologische Grabungen, an denen *Eith* regen Anteil nahm, vermittelten ihm erstmals Einblicke in die praktische archäologische Arbeit: zunächst im Herbst 1923 die Siedlungsgrabung auf dem Lochenstein und dann 1924/25 die beiden Grabungskampagnen im neuentdeckten Römerkastell auf der Wasserscheide zwischen Ebingen und Lautlingen. *Eiths* großes Interesse wurde von führenden Wissenschaftlern erkannt und genutzt. Zusammen mit dem Römerexperten *Friedrich Hertlein* (1865 – 1929) erkundete er 1923 ehemalige Römerstraßen der Ebinger Alb. Eine zweitägige Geländebegehung im gleichen Jahr mit dem Landwirt *Johannes Dorn* (1853 – 1925) vom Weiler Haid bei Trochtelfingen öffnete *Eith* die Augen für die vom Laien nur schwer erkennbaren Überreste ehemaliger Gräber und auch Siedlungen. *Dorn* war zweifellos einer der erfolgreichsten Ausgräber in den Jahrzehnten um 1900. Wegen der geschäftstüchtigen Vermarktung seiner Funde an Museen des preußischen Auslands, wo er hohes Ansehen genoss, war er von der offiziellen württembergischen Denkmalpflege zur Unperson erklärt worden.

Innerhalb weniger Monate entdeckte nun *Paul Eith* selbst über zehn vorgeschichtliche Siedlungsplätze auf der Ebinger Alb, die zwangsläufig für Jahre das Interesse der jüngeren Archäologengeneration auf sich zog. *Georg Kraft* (1894 – 1944) vom Urgeschichtlichen Forschungsinstitut Tübingen und *Paul Eith* führten 1924/25 mehrere Siedlungs- und Höhlengrabungen durch. Als große Hilfe erwies sich dabei Oberlehrer *Theodor Maute* (1863 – 1937), der bereits über langjährige archäologische Grabungserfahrung verfügte.

Während seiner früheren Dienstzeit in Gächingen auf der Uracher Alb um 1900 hatte er bereits erfolgreich Grabhügel geöffnet und war in Fachkreisen wohl bekannt.

Als pflichtbewusster Beamter erbat sich *Paul Eith* beim Landesamt für Denkmalpflege die offizielle Erlaubnis für weitere eigene Forschungen, die er auch erteilt bekam. Sein Beitritt zum Württembergischen Anthropologischen Verein folgte zwangsläufig. Im schwelenden Interessenkonflikt zwischen dem Ruf nach Grundlagenforschung seitens des Urgeschichtlichen Forschungsinstituts einerseits und den ebenso berechtigten Forderungen eines konservierenden, das heißt erhaltenden Denkmalschutzes des Landesamtes für Denkmalpflege andererseits tendierte *Paul Eith* klar zu ersterer Position. In einem Schreiben vom Februar 1925 nach Stuttgart machte er aber unmissverständlich klar: „Schatzgräberei treibe ich keine, dazu ist mir meine Alb zu lieb!“

Eine kleine Episode aus jenen Tagen wusste *Kurt Georg Kiesinger* (1904 – 1988), unser früherer Ministerpräsident, späterer Bundeskanzler und Ehrenbürger der Stadt Ebingen bei der Eröffnung des Museums im Kräuterkasten im April 1986 zu erzählen. Auch er selbst war in seiner Kindheit nach eigenem Bekunden ein begeisterter Rulamanleser und die Heidensteinhöhle einer seiner bevorzugten Spielorte. Sein Vater *Christian Kiesinger* hatte im Juli 1924 beim Schnecklesfelsen eine frühkeltische Siedlung entdeckt. *Kurt Georg Kiesinger*, der zu dieser Zeit in Tübingen studierte und ein Motorrad besaß, konnte sich noch bestens daran erinnern, wie er damals das noch nicht motorisierte Grabungsteam um *Paul Eith* auf abenteuerlichen Waldwegen zur Fundstelle chauffierte und war voll des Lobes über seine offenbar leistungsstarke Maschine.

In einem Schreiben vom 22. Mai 1925 mahnte Oberlehrer *Gottlob Hummel* bei der Ebinger Stadtverwaltung die Verwirklichung eines „städtischen Museums für Altertümer“ an und brachte als möglichen Leiter des Projekts den vor Tatendrang sprühenden *Paul Eith* ins Gespräch, was letztendlich auch positiv beschieden wurde. Der Wunsch nach einem Museum in Ebingen reichte indessen schon wesentlich weiter zurück, war aber durch den Weltkrieg und die folgenden Not- und Inflationsjahre in den Hintergrund gerückt worden. Bereits im Jahre 1883 existierte in Ebingen, wie in vielen anderen Städten Württembergs auch, ein „Alterthumsverein“, der vermutlich die Gründung eines Museums zum Ziel hatte.

Sein Vorsitzender, Apotheker *Hieronymus Edelmann* (1853 – 1922) hatte sich in langjähriger Grabungstätigkeit eine bedeutende Sammlung vor- und frühgeschichtlicher Altertümer zugelegt. Als er 1894 nach Sigmaringen verzog, nahm er diese jedoch mit. 1908 wurde sie vom Britischen Museum in London aufgekauft. Ein Großfeuer in der Marktstraße im Januar 1911 eröffnete der Stadt Ebingen die Möglichkeit, ein großzügig gestaltetes neues Rathaus zu errichten. Den Architektenwettbewerb gewann *Martin Elsässer* aus Stuttgart. Außer Konkurrenz hatte der junge Ebinger Stadtbaumeister *Leonhard Schrein* (1884 – 1914) einen eigenen Entwurf eingereicht, der in die endgültige Konzeption mit eingearbeitet wurde. Dieser sah unter anderem im Dachgeschoss einen großen Saal zur Aufnahme der zukünftigen Städtischen Altertümersammlung vor. Der Raum war bei der Rathausöffnung im Dezember 1913 noch nicht bezugsfertig, erste Ausstellungsobjekte wurden aber bereits gehortet.

Im Sommer 1925 begann *Paul Eith* mit der Planung und Einrichtung des Heimatmuseums. Der Museumssaal wurde von der Stadt fertiggestellt, bereits vorhandene museale Objekte zur Verfügung gestellt. Die Finanzierung des Projekts sowie die Beschaffung weiterer Ausstellungsstücke mussten von *Paul Eith* selbst bewältigt werden. In der Hoffnung auf ein finanzielles Startkapital, lud er die Bevölkerung am 9. Dezember zu einem Vortrag in den „Eintrachtsaal“ ein. *Hans Reinerth*, nunmehr Privatdozent an der Universität Tübingen, referierte erneut über den aktuellen Stand

der Forschungen in der bronzezeitlichen Wasserburg Buchau am Federsee. Einsetzender Eisregen schreckte die Ebinger vom Besuch ab; das finanzielle Defizit des Abends von 39 Mark wurde von der Stadtkasse übernommen.

Eine andere Aktion zeigte mehr Erfolg. *Eith* statete den Kontoren der einheimischen Industrie, aber auch Handwerksbetrieben und betuchten Bürgern einen persönlichen Besuch ab und warb um Geld- und Sachspenden. Sein sorgfältig geführtes „Stifterbuch“ liest sich mit Unterschriften und Firmenstempel wie eine Chronik der um die Mitte der 20er Jahre florierenden Ebinger Betriebe, von denen keiner hinter dem anderen zurückstehen wollte:

Theodor Groz, August Sauter (Cleß), Gebr. Haux, Gustav Ott, Traugott Ott, Eugen Ott, Steinkopf & Gußmann, Gühring, Hartner, Rehfuß & Stocker, Friedrich Maag, Ludwig Maag, Wühotri, Gustav Sauter, Linder & Schmid, Gebr. Friedrich und viele mehr.

Einen großzügigen Mäzen fand *Eith* in Direktor *Christian Speidel* von der Nadelfabrik *Theodor Groz & Söhne*, der große Teile der Museumseinrichtung sowie den Ankauf zahlreicher Exponate finanzierte. Da der Museumssaal nicht beheizbar war, stellte Direktor *Speidel* in der Nadelfabrik einen Raum zur Inventarisierung und Restaurierung der Museumsstücke zur Verfügung. Die in städtischem Besitz befindlichen Gegenstände – Uhren, Bibeln, Truhen, Gewehre der Bürgerwehr, alamannische Gräberfunde und einiges mehr – waren nach Angaben *Eiths* in grauenvollem Zustand. Zum Teil waren sie in den Kriegs- und Nachkriegsjahren zweckentfremdet worden. Ein Bahrtuch der Bäckerzunft aus dem Jahr 1770 wurde zum Reinigen der städtischen Gaslaternen benutzt, ein weiteres der Ebinger Schuhmacher von 1780 war im Krieg zum Abdecken eines Motors missbraucht worden; anschließend diente es als Sitzdecke der städtischen Straßenwalze. *Eith* konfiszierte sie wieder. Dank guter Beziehungen zum Urgeschichtlichen Forschungsinstitut in Tübingen steuerte dieses etliche jungsteinzeitliche Exponate bei, das Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart half mit den zu diesem Zeitpunkt noch fehlenden römischen Funden aus.

Am 27. Juni 1926 präsentierte *Paul Eith* das im Entstehen begriffene Heimatmuseum erstmals der staunenden Ebinger Bürgerschaft. Leihgaben und Spenden hatten den Fundus stetig anwachsen lassen, doch jeder Stifter wollte seine „Schätze“ auch ausgestellt sehen. Zwangsläufig musste *Eith* akzeptieren, dass sein Museum zunächst eher einem Kuriositätenkabinett glich, das vom ausgestopften Gürteltier bis hin zu diversen Kriegsan denken nahezu alles bot. Die bedeutende geologische Sammlung des Naturarztes *Johannes Binder* (1864 – 1925) konnte nach dessen Tod für das Museum gesichert werden und bildete einen wichtigen Schwerpunkt. Urkunden, sakrale Gegenstände und Utensilien aus Handwerk, Volkskunst und täglichem Leben boten einen Überblick über die Entwicklung der Stadt Ebingen vom Marktflecken des Mittelalters bis zur gesamten Region beeinflussenden Industriestadt des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Gerade die Dokumentation der Entwicklung der heimischen Textilindustrie lag *Paul Eith* besonders am Herzen, wie folgendes Zitat aus seinen Inventarlisten belegt. „Ich halte es für geboten, den Werdegang der hier gefertigten Waren zu zeigen. Wir haben ein Heimatmuseum, keine Altertumssammlung!“

Die Übergabe des neuen Ebinger Heimatmuseums erfolgte noch Ende des Jahres 1926. Am 2. Dezember besichtigte der Gemeinderat das Werk und war, wie dem Gemeinderatsprotokoll zu entnehmen ist, voll des Lobes über das in kurzer Zeit Erreichte. Nach der formalen Übernahme der Sammlung als Stätte der allgemeinen Volksbildung durch Stadtschultheiß *Spanagel* wurde *Paul Eith* in der anschließenden Gemeinderatssitzung mit der weiteren Betreuung des Museums betraut. Für seine bisherigen Verdienste um die Sache wurde ihm ein Geschenk von 300 Reichsmark bewilligt.

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Mittwoch, 6. März:
Dia-Rückschau Exkursion Leipzig
(Herr Willig), Landratsamt, 18.00 Uhr.

Samstag, 20. April:
Rottweil (Herr Kratt), Bus.

Donnerstag, 25. April:
Buchpräsentation „Vorderösterreich“
(Herr Dr. Zekorn), Landratsamt, 20.00 Uhr.

Der offizielle Festakt zur Eröffnung fand am Abend des 4. Dezembers in der Turnhalle vor überaus zahlreich erschienenen Gästen statt. *Paul Eith* referierte in einem zweistündigen Lichtbildervortrag „Vom Leben und Treiben der ältesten Bewohner unsrer Heimat“. Das Manuskript blieb erhalten und dokumentiert, dass *Eith* mit den aktuellsten, zum Teil zu diesem Zeitpunkt noch nicht publizierten Forschungsergebnissen der Landesarchäologie bestens vertraut war. Am Sonntag, den 5. Dezember, machten dann auch die Ebinger Bürger vom Besuch des neuen Heimatmuseums reichlich Gebrauch. *Paul Eith* hatte dazu in der Presse eingeladen, mit einer Bedingung: „Die Eltern schulpflichtiger Kinder bitte ich dringend, dafür eintreten zu wollen, dass diese Kinder am kommenden Sonntag möglichst wegbleiben.“ Misstrauete Lehrer *Eith* aus täglicher Erfahrung der Disziplin der Ebinger Schuljugend? Auch an den folgenden Sonntagen war ein reger Besucherandrang zu vermelden.

Die Museumsarbeit *Paul Eiths* in den folgenden Jahren war geprägt vom ständigen Bemühen, die Bevölkerung über die örtlichen Zeitungen von Neuerwerbungen in Kenntnis zu setzen und zum Besuch anzuregen. Die Unterstützung durch die Presse muss dabei lobend erwähnt werden. Zur Feier des 1. Geburtstages des Museums gelang es *Eith*, mit dem Volkskundler Prof. *Karl Bohnenberger* von der Universität Tübingen einen renommierten Festredner zu gewinnen. Prof. *Bohnenberger*, übrigens ein gebürtiger Meßstetter, referierte im Saal der „Eintracht“ am Samstag, den 3. Dezember 1927 über die Bedeutung der heimischen Flurnamen.

Vom Erfolg bestätigt, wurde im darauf folgenden Jahr, am 26. November 1928, in Zusammenarbeit mit dem Ebinger Volksbildungsausschuss, erneut ein namhafter Gastredner verpflichtet. *Eugen Pfizenmayer* aus Stuttgart berichtete in der Turnhalle unter dem Titel: „Auf Expedition in Ost-Sibirien zur Ausgrabung von eingefrorenen Mammutleichen“ von der Aufsehen erregenden Bergung des „Beresowka-Mammuts“ in Sibirien im Jahre 1901, an welcher er als Zoologe der damaligen Russischen Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg teilgenommen hatte. (Fortsetzung/Schluss folgt)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72422 Albstadt
Jürgen Scheff
Im Raidental 66, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (07427) 91094.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 7816.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 49

31. März 2002

Nr. 3

Hauptlehrer Paul Eith (1891 – 1968) Gründer des Ebinger Heimatmuseums

Aus dem Festvortrag vom 6. Dezember 2001 – von Jürgen Scheff, Albstadt-Ebingen – 2. Folge (Schluss)

Die Jahre 1926 bis 1929, in denen *Paul Eith* das Heimatmuseum offiziell leitete, waren weiterhin geprägt durch intensive archäologische Feldarbeit und spektakuläre Ausgrabungserfolge. Finanziert wurde alles fast ausschließlich durch Direktor *Christian Speidel*, der den Untersuchungen wenn möglich beiwohnte bzw. sein Auto samt Chauffeur zur Verfügung stellte, um zu den Fundstellen zu gelangen. Eine Aufzählung aller Aktivitäten würden den Rahmen sprengen, erwähnt seien aber doch die Öffnung mehrerer bronzezeitlicher und keltischer Grabhügel rund ums Degenfeld mit reichen Beigaben, zum Beispiel am Stählernen Männle und Hinter Hainloch sowie die Grabungen in einem römischen Anwesen an der Bitzer Gasse in Ebingen, wo ein Gedenkstein des Kaisers Trajan zu Tage kam. Weitere steinzeitliche und alamannische Funde der Umgebung konnten von lokalen Privatsammlern erworben werden.

Gegenüber seinen Grabungshelfern zeigte sich *Paul Eith* stets vorsichtig. Bei der Freilegung einer bronzezeitlichen Bestattung am Hainloch ließ *Eith* einen gerade freigelegten gelblichen Gegenstand blitzschnell in seiner Hosentasche verschwinden. Nur *Heinrich Breeg* bemerkte etwas davon, wurde aber zunächst mit der Bemerkung abgewimmelt, es hätte sich um die Fassung einer elektrischen Birne gehandelt. Später, als beide allein waren, zog *Eith* das Objekt hervor – einen goldenen Fingerring. *Eith* hatte verhindern wollen, dass seine Arbeiter in einen Goldrausch verfielen. So arbeiteten sie diszipliniert weiter. Es blieb leider *Eiths* einziger Goldfund. Innerhalb weniger Jahre hatte sich das Heimatmuseum Ebingen eine überregional bedeutende, alle Zeitepochen abdeckende vor- und frühgeschichtliche Sammlung aufgebaut. Alle Grabungen und Fundstücke wurden vorbildlich durch Fotos und ausführliche Berichte dokumentiert. Es war kein Zufall, dass Ebingen am 8./9. Juni 1929 als Tagungs-ort des Württembergischen Anthropologischen Vereins ausgewählt wurde. *Paul Eith* führte die zahlreichen renommierten Teilnehmer aus Wissenschaft und Forschung zunächst durchs Museum und anschließend zu den Originalfundplätzen. Die überregionale Presse berichtete landesweit ausführlich darüber. Eine ähnliche Exkursion wurde am Sonntag, den 22. September für die interessierte Ebinger Bevölkerung wiederholt.

Nach drei Jahren erfolgreicher Museumsleitung zog *Paul Eith* am 14. November 1929 mit seiner Familie nach Ravensburg, der Heimatstadt seiner Gattin *Rosine Julie*, geb. *Maier*, um dort als Hauptschullehrer an der evangelischen Volksschule zu unterrichten. Mehrere Presseberichte künden von allgemeinem Bedauern über den Fortzug des nicht zuletzt ob seines Humors beliebten Pädagogen und Mitbürgers. Mit einem „Heimatgeschichtlichen Abend“ am 29. Oktober im Saal der „Wachtel“ verabschiedete sich *Paul*

Eith von den Freunden und Gönnern seines Heimatmuseums. In einem Vortrag, der gleichwohl als persönlicher Rechenschaftsbericht gedacht war, führte er das bisher Erreichte noch einmal vor Augen. Oberbürgermeister *Spanagel* samt Gemeinderat gestalteten am 2. November eine Abschiedsfeier für *Paul Eith* im Museumssaal, dessen Lage unter dem Dach des Rathauses *Eith* gerne dazu benutzte, sich als „höchsten“ Beamten des Rathauses zu bezeichnen. Am Freitag, den 9. November wurde er im Gasthof „Deutscher Kaiser“ auch von seinen Kollegen der Volks- und Mittelschule verabschiedet. In hinter-sinnigen Gedichten ließen *Gottlob Hummel* und *Heinrich Breeg* die Verdienste und Schwächen des Scheidenden noch einmal Revue passieren, nicht ohne am Ende mit den Zeilen *Hermann Brändle* und *Paul Eith stand auf diesem Buchenscheit* noch einmal seine Jugendsünde in der Heidensteinhöhle ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die Nachfolge im Amt des Museumsleiters hatte *Paul Eith* längst in seinem Sinne geregelt. Sein langjähriger Freund, Oberlehrer *Heinrich Breeg*, wurde mehr oder weniger zwangsverpflichtet – und *Eith* hätte keinen geeigneteren finden können, wie die weitere Entwicklung des Heimatmuseums zeigen sollte. Wohlgeordnet mit ausführlichen Inventarlisten und einer reichen Fachbibliothek war der Anfang für *Breeg* bestens vorbereitet. Mit seinem Ebinger Heimatmuseum blieb *Paul Eith* aber auch weiterhin eng verbunden. Bis Mitte der 50er-Jahre erschienen immer wieder geschichtliche Abhandlungen von ihm in der hiesigen Presse. Als am 11. Juli 1944 bei einem Bombenangriff das Heimatmuseum schwer getroffen wurde und Oberlehrer *Heinrich Breeg* kurz darauf überraschend verstarb, war das Wissen von *Paul Eith* erneut gefragt. Beim Wiederaufbau in den Jahren 1948/49 konnte er wichtige Ratschläge geben, bei der Wiedereröffnung am 2. Oktober 1949 war er als Ehrengast anwesend.

Der tatenfreudige *Paul Eith* wäre nicht er selbst gewesen, hätte ihn sein Forschungseifer nicht auch in Ravensburg zu weiteren Taten getrieben. Zunächst unterband die Weltwirtschaftskrise mit ihren katastrophalen Folgen nahezu alle Forschungstätigkeiten. Aufschlussreich ist ein Brief *Eiths* vom 12. November 1931 an Konservator *Oscar Paret* vom Landesamt für Denkmalpflege, in dem er seinen Austritt aus dem Württembergischen Anthropologischen Verein zu rechtfertigen versucht:

„Die Zeitverhältnisse, das bis jetzt um 20 Prozent gekürzte Einkommen, der hohe Hauszins usw. zwingen mich, auf 31. Dezember meinen Austritt aus dem W. Anthr. Verein zu erklären. Dass mir der Austritt schwer fällt, werden Sie verstehen können. Selbstverständlich werde ich, nach wie vor, alles berichten, was ich erfahren kann. Mein Arbeitsverhältnis bleibt nach wie vor bestehen.“ Letzteres bezog sich auf einen Auftrag

seitens des Landesamtes, in einem vermuteten römischen Anwesen bei Ravensburg zu sondieren, letztendlich mit bestem Erfolg. Bereits im Jahre 1934 finden wir *Paul Eith* als neugewählten Vorsitzenden des Ravensburger Kunst- und Altertumsvereins damit beauftragt, die dortigen Sammlungsbestände in ein repräsentatives Heimatmuseum umzuwandeln. Darüber hinaus erfüllte er über viele Jahre nebenberuflich das Amt des Stadtarchivars und Kreisdenkmalpflegers.

In letzterer Funktion wurde er am 24. September 1952 von einer Baustelle in Weingarten informiert, in welcher sich menschliche Gerippe zeigten. Dank seiner großen archäologischen Erfahrung erkannte *Eith* sofort, dass hier ein ganz großer Fund im Boden steckte. Mit gezielter Desinformation in der Schwäbischen Zeitung vom 27. September hielt er mögliche Raubgräber fern: „Eine Besichtigung der Grabstelle ist zwecklos, denn die Funde sind geborgen und außer dreckigen Schuhen ist dort nichts zu holen.“ In Wirklichkeit schlummerte unter der Erde einer der größten unberührten frühmittelalterlichen Reihengräberfriedhöfe Baden-Württembergs, aus welchem durch systematische Grabungen des Landesdenkmalamts bis ins Jahr 1957 über 800 Bestattungen geborgen und anschließend wissenschaftlich ausgewertet werden konnten. *Eith* wurde zur Mithilfe bei der Bergung vom Bezirksschulamt zeitweise vom Schuldienst beurlaubt. Eigens für diese Funde wurde im Kornhaus in Weingarten ein Alamannenmuseum eingerichtet, dessen Eröffnung im Jahr 1980 *Paul Eith* aber nicht mehr erleben durfte.

In seiner Heimatstadt Ebingen scheint die Erinnerung an den Heimatforscher und Gründer des Ebinger Heimatmuseums, Hauptlehrer *Paul Eith*, während dessen letzten Lebensjahre allmählich verblasst zu sein. Als *Paul Eith* am 28. Oktober 1968 in Biberach/Riß verstarb, erschien in der Ebinger Presse weder eine Todesanzeige noch ein Nachruf auf diesen verdienten Sohn unserer Stadt. Sein Ebinger Heimatmuseum hat dank engagierter Ebinger Bürger auch eher museumsfeindlich geprägte Zeiten überdauert. Die reichen vor- und frühgeschichtlichen Sammlungsbestände fanden 1986 im Museum im Kräuterkasten, einem Fruchtkasten aus dem 15. Jahrhundert, eine neue Heimat; ein Jahr später ebendort auch die geologische Abteilung. Nach langjähriger Odyssee durch mehrere Behelfsquartiere konnte 1996 auch die stadtgeschichtliche Sammlung wieder für die Bevölkerung zugänglich gemacht werden. Im Alten Schulhaus im Spitalhof fand sie eine würdige Bleibe und durfte im Dezember 2001 dort ihr 75-jähriges Jubiläum feiern.

Quellen:

Akten des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, des Stadtarchivs Albstadt sowie des Ebinger Heimatmuseums.

Die Schweine grunzten zum Gebet

Aspekte süddeutscher Volksfrömmigkeit in der Reformationszeit – Von Dr. Peter Thaddäus Lang – 2. Folge (Schluss)

Magische Auffassungen und Praktiken

Wie die Menschen aller Zeiten und Kulturen, so versuchten auch die Landleute des Reformationszeitalters, irdisches Wohlbefinden zu erwerben oder zu steigern, indem sie die Natur und die Naturgesetze zu beeinflussen suchten – unter Verwendung von Mitteln, die sich teils innerhalb, teils aber auch außerhalb des kirchlich Erlaubten bewegten.

So ließen sich denn die Messbesucher nach Möglichkeit die Elevation nicht entgehen, das feierliche Emporheben von Hostie und Kelch durch den Priester. Sobald dies geschah, unterbrachen die Schwatzbasen auf dem Kirchhof kurzzeitig ihre Unterhaltung und rannten in das Gotteshaus; die Gläubigen aber, die sich dort bereits aufhielten, stürmten in wildem Gedränge vor zum Altar. Sie alle wollten den Leib des Herrn sehen, wollten ihm so nahe wie möglich sein, denn sie glaubten, dass von ihm eine unmittelbare heilsame Wirkung ausgehe, derer man durch den Anblick wie auch durch psychische Nähe teilhaftig werden könne.

Dem entsprechend maßen die Menschen jener Zeit den Weihungen und Segnungen eine enorme magische Wirkung bei. Geweihten Gegenständen (wie etwa Kräuter oder Weihwasser) wurde Zauberkraft zugesprochen; man glaubte, mit ihrer Hilfe fähig zu sein, Geister zu bannen, Krankheiten zu heilen oder verlorene Gegenstände wiederzufinden.

Dabei war der Übergang von kirchlich sanktionierter Frömmigkeitsübung zu strafwürdiger Blasphemie durchaus fließend. Um ein Beispiel anzuführen: Im Bistumsarchiv Eichstätt finden sich mehrere klein zusammengeschnürte Papierbündelchen, die einstmals ein kirchlicher Kontrollbeamter unter dem Kopfkissen eines Schwerkranken fand und stracks konfiszierte, weil ihm die Sache allzusehr nach Hexerei roch. Als der zuständige Archivarkollege die Bündelchen im Herbst 1983 öffnete, war die Enttäuschung allerdings recht groß, denn sie enthielten keineswegs die vermuteten Zaubersprüche, sondern schlicht und ergreifend das Vaterunser, das Ave Maria und weitere Gebete, die auch heute noch jedem praktizierenden Katholiken geläufig sind.

Wie man sieht, gingen die Vorstellungen darüber hinaus, was „hilft“, zwischen der offiziellen Kirche und der Bevölkerung auf vielfältige Weise auseinander. Gegebenenfalls wurden die Geistlichen sogar gezwungen, den volkstümlichen Vorstellungen gemäß zu handeln – im Bistum Eichstätt erwarteten die Gläubigen 1480, dass ihren kirchlicherseits nicht sanktionierten „Wetterheiligen“ auch offiziell besondere Hochachtung zuteil werde. Des weiteren sahen sich die Pfarrer ebendort massiven Drohungen ausgesetzt, wenn sie sich weigerten, die Fruchtbarkeit der Fluren durch Prozessionen zu fördern. Anderwärts in derselben Diözese hinwiederum unternahmen die Bauern Prozessionen gegen den Willen des Pfarrers auf eigene Faust – am Walpurgisfest hefteten sie Reliquien an ein Kreuz und zogen damit bis Jakobi (das ist der 25. Juli) alltäglich umher.

Die Landpfarrer hatten sich demnach zumindest gelegentlich den abergläubischen Wünschen ihrer Pfarrkinder zu beugen. Daher ist es kein Wunder, wenn die Seelsorger alle möglichen Zauberei, Wahrsager und Gesundheitsbeten in ihren Pfarren gewähren lassen mussten, deren Dienste äußerst rege in Anspruch genommen wurden. Einer der betroffenen Geistlichen entschuldigte sich bei seinem Vorgesetzten damit, dass es die vornehmsten Leute im Dorf seien, die bei den Zaubereiern Hilfe suchten, und mit denen wolle er sich nicht anlegen.



Tanzendes Bauernpaar, Albrecht Dürer 1514

Die genannten Beispiele zeigen, dass es die Laien am Vorabend der Reformation verstanden, das Monopol der Kirche hinsichtlich des Sakralen auf vielfältige Weise zu umgehen. Die Reformation brachte in diesem Punkt einen drastischen Wandel: Die Kirchenleitungen sahen nunmehr mit alleräußerster Strenge darauf, dass ihnen niemand mehr ihr sakrales Monopol streitig machte. Zauberer, Kristallseher, Wahrsager und Kräuterweiblein wurden zu Gotteslästerern abgestempelt und wanderten allesamt gnadenlos auf dem Scheiterhaufen.

Widerstand gegen die Kirche

In ihrem Bemühen, für die rechte Frömmigkeit zu sorgen (oder vielmehr das, was sie dafür hielten), war den Konfessionskirchen kein rascher und durchschlagender Erfolg beschieden. Die Gottesdienste wurden schlecht besucht, auch der Sakramentenempfang ließ sehr zu wünschen übrig, und noch mehr haperte es mit den katechistischen Veranstaltungen, denen sich Jung und Alt (je nach Kirchenverfassung) unterziehen musste.

Die Schuljugend entzog sich ohnehin weitgehend einer gründlicheren Unterweisung, denn die Kinder wurden zur Sommerszeit in der Landwirtschaft gebraucht, und im Winter wollten die Eltern ihre Sprösslinge nicht in den schlecht geheizten Schulräumen frieren lassen. Denkbar geringes Interesse fand auch der Katechismusunterricht am Sonntagnachmittag, der für die heranwachsende Jugend einschließlich der Knechte und Mägde bestimmt war, denn die jungen Leute vergnügten sich lieber beim Spazierengehen, beim Kegeln oder bei sonstigen kurzweiligen Beschäftigungen.

Als natürliche Folge dieser allgemeinen Interessenlosigkeit konnte kaum jemand die Katechismusfragen richtig beantworten. Ein Beispiel – zwar nicht aus Süddeutschland, sondern aus Kursachsen, aber so schön falsch, dass man es unbedingt zitieren muss: Auf die Frage, wer sein Schöpfer sei, antwortete ein sechzehnjähriger Junge, dieser heiße Hans Lindner und sei vor kurzem verstorben.

Die weit verbreitete Indifferenz konnte sich aber bis zur aggressiven Ablehnung steigern. Das bekamen insbesondere die Dorfgestlichen sehr häufig zu spüren – vor allem dann, wenn sie ihren Schäfchen gottgefällige Lebensart und christlichen Glauben mit zu großer Strenge beizubringen suchten. Solchen Seelenhirten riefen die Leute auf der Straße Spottverse nach; im Gottesdienst unterbrachen sie deren Predigt und gaben ihnen freche Widerworte; ja, sie schreckten nicht einmal davor zurück, ihnen eine lange Nase zu drehen, die Zunge herauszustrecken oder sie unter dem schallenden Gelächter der Gemeinde nachzuäffen.

Sicherlich ging es nicht in allen Kirchen und auch nicht fortwährend derart ungehobelt zu. Dennoch findet man in den einschlägigen Kirchenakten jedweder Konfessionskirche immer wieder die stereotype Wendung „verachten Pfarrer und Religion“, wenn vom Kirchenvolk die Rede ist. Derartige Klagen ertönten allenthalben und verstummten erst allmählich im Laufe des 17. Jahrhunderts. Damit kehren wir zum Ausgangspunkt unserer kleinen Darlegung zurück: Zu dieser Zeit hatten es Kirche und Staat mit vereinten Kräften geschafft, die aufgeführten Gepflogenheiten weitgehend aus dem Weg zu räumen. Diese konnten sich nur in einigen entlegenen und schwer zugänglichen Regionen am Leben halten, weil die Repräsentanten von Thron und Altar eben doch nicht jeden fernen Winkel erreichen und durchleuchten konnten. Deshalb mögen sich manche der hier beschriebenen Erscheinungen in irgendwelchen abgeschiedenen Landstrichen gewiss noch längere Zeit erhalten haben.

Quellen:

E. W. Zeeden/P. Th. Lang u. a. (Hrsgg.), Repertorium der Kirchenvisitationsakten des 16. und 17. Jahrhunderts in Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1: Hessen, Stuttgart 1982; Bd. 2, Teilband I: Der katholische Südwesten. Die Grafschaften Hohenlohe und Wertheim, Stuttgart 1982; Bd. 2, Teilband II: Der protestantische Südwesten, Stuttgart 1987.

Literatur:

- Philippe Ariès, Geschichte des Todes, München 1980.
 Jean Delumeau, Le Catholicisme entre Luther et Voltaire, 4. Aufl. Paris 1992.
 Marie-Hélène Froeschlé-Chopard, Une définition de la religion populaire à travers les visites pastorales. In: G. Dubosq/B. Plongeron/D. Robert (Hrsgg.), La religion populaire, Paris 1979.
 Peter Thaddäus Lang, Die Bedeutung der Kirchenvisitation für die Geschichte der Frühen Neuzeit. Ein Forschungsbericht. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 3, 1984, S. 207 – 212.
 Peter Thaddäus Lang, Die Kirchenvisitationsakten des 16. Jahrhunderts und ihr Quellenwert. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 6, 1987, S. 133 – 153.
 Peter Thaddäus Lang, Würfel, Wein und Wettersegen. Klerus und Gläubige im Bistum Eichstätt am Vorabend der Reformation. In: Volker Press/Dieter Stievermann (Hrsgg.), Martin Luther – Probleme seiner Zeit, Stuttgart, 1986, S. 219 – 243.
 Peter Thaddäus Lang, „Ein grobes, unbändiges Volk“. Visitationsberichte und Volksfrömmigkeit. In: Heribert Smolinsky/Hansgeorg Molitor (Hrsgg.), Volksfrömmigkeit in der Frühen Neuzeit, Münster/Westf. 1994, S. 49 – 64.
 Umberto Mazzone/Angelo Turchini (Hrsgg.), Le visite pastorali – analisi di una fonte, Bologna 1985.
 Gabriel LeBras, L'église et le village, Paris 1976.
 Paul Münch, Zucht und Ordnung, Reformierte Kirchenverfassungen im 16. und 17. Jahrhundert, Stuttgart 1978.
 Robert Muchembled, Culture populaire et culture des élites, Paris 1978.
 Heinrich Richard Schmidt, Konfessionalisierung im 16. Jahrhundert, München 1992.
 Gerald Strauss, Luther's House of Learning, Indoctrination of the Young in the German Reformation, Baltimore and London 1978.
 Keith Thomas, Religion and the Decline of Magic. Studies in Popular Beliefs in Sixteenth and Seventeenth Century England, London 1971.
 Ernst Walter Zeeden, Die Entstehung der Konfessionen. Grundlagen und Wege der Konfessionsbildung im Zeitalter der Glaubenskämpfe, Freiburg/Breisgau 1965.
 Ernst Walter Zeeden/Peter Thaddäus Lang (Hrsgg.), Kirche und Visitation. Beiträge zur Erforschung des frühneuzeitlichen Visitationswesens in Europa, Stuttgart 1984.
 Ernst Walter Zeeden/Hansgeorg Molitor (Hrsgg.), Die Visitation im Dienst der kirchlichen Reform, 2. Aufl. Münster/Westf. 1977.
 Hugo Zwetsloot, Kirche und Kultur in Europa Bd. 1, Greifswald 1931.

Die Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und -Hechingen unter Napoleons Adler 1803 – 1815

Von Jens-Florian Ebert

Das Heilige Römische Reich deutscher Nation gliederte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in 1789 meist sehr kleine reichsunmittelbare Länder (der kaiserlichen Gewalt direkt unterstellte Reichsstände). Zu den weltlichen Reichsständen gehörten die Landesherrn, die Reichsstädte und die große Vielzahl an Reichsrittern mit ihren Kleinstgebieten. Daneben gab es eine Vielzahl geistlicher Reichsstände wie Erzbistümer und Reichsabteien. Der Reichstag in Regensburg zählte als Vertretung der reichsunmittelbaren Territorien gegenüber dem deutschen Kaiser zu den wichtigsten zentralen Institutionen des Reiches.

Seit Beginn des 1. Koalitionskrieges 1792 hatte die französische Revolution ihren Schatten über dieses Deutschland geworfen, welches vom habsburgischen Kaiser Franz II. (1768-1835) von Wien aus regiert wurde. 1801 war im Frieden von Lunéville, welcher den 2. Koalitionskrieg des Deutschen Reichs und dessen Verbündete gegen Frankreich beendete, die Abtretung linksrheinischer Gebiete an Frankreich völkerrechtlich bestätigt worden. Die im Reichsdeputationshauptschluss festgelegte Entschädigungsregel richtete sich nach den Vorstellungen Frankreichs und Russlands, welche beiden Staaten nach Österreichs vollständiger militärischer Niederlage bei Marengo und Hohenlinden 1800, die beiden stärksten Mächte des europäischen Festlandes waren. Frankreich und Russland einigten sich am 10. Oktober 1802 in einer Geheimabsprache darauf, die Neuordnung Deutschlands in die Hand zu nehmen. Napoleon wollte ein Kräfteverhältnis erreichen, das die französische Vormachtstellung nicht gefährden konnte. Auf der Basis von Vereinbarungen mit verschiedenen deutschen Einzelstaaten arbeiteten Frankreich und Russland einen detaillierten Entschädigungsplan aus.

Am 25. Februar 1803 beschloss der Reichstag in Regensburg mit geringfügiger Modifikation gegenüber dem französisch-russischen Vertrag den Reichsdeputationsausschluss. Am 25. März 1803 verabschiedete der Reichstag dieses letzte Reichsgrundgesetz. Die Durchführung dieses Beschlusses erfolgt durch Säkularisierung (Aufhebung der geistlichen Herrschaftsgebiete im Reich) und Mediatisierung (Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit). Durch diesen Abschluss wechselten nahezu 3 Mio. Menschen ihre Staatsangehörigkeit. An die Stelle der vielen kleinen Territorien traten nun große Flächenstaaten. Von der Regelung profitierten besonders die großen und mittleren deutschen Landesherrschaften wie Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Hessen. Diese gewannen am Ende mehr hinzu, als sie durch die Abtretung an Frankreich verloren. Allein zum Beispiel Württemberg gewann den größten Teil des schwäbischen Reichskreises, mit 29 Quadratmeilen und 120 000 Einwohnern (das Vierfache seines Verlustes) hinzu! Mit dieser drastischen Verringerung von reichsunmittelbaren Gebieten und der Zerstörung der geistlichen Landesherrschaft verlor das Reich die entscheidenden Grundlagen seiner Macht.

Sigmaringen und Hechingen während des Reichsdeputationsausschlusses

Hohenzollern-Sigmaringen erhielt im Jahr 1803 als Ersatz für den Verlust seiner niederländischen Besitzungen das Kloster Beuron, die Herrschaft Glatt und das Kloster Inzigkofen. Hohenzollern-Hechingen erhielt die zuvor dem Stift Kreuzlingen gehörende Herrschaft Hirschlatt (später an Württemberg gefallen). Außerdem gestattete der Reichsdeputationsausschluss die Aufhebung der im Fürstentum Hechingen gelegenen geistlichen Konvente. Die Klöster St. Luzen und Rangendingen sowie das Hechinger Kollegialstift wurden daraufhin aufgelöst.

Um nicht einfach die Großen über sich entscheiden zu lassen und nicht resigniert auf ein mehr oder weniger zwangsläufiges Schicksal zu

warten, schlossen sich im Januar 1804 auf Initiative des Landgrafen von Fürstenberg die Herrschaften Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Öttingen-Wallerstein, Waldburg-Zeil, Fürstenberg und Waldburg-Wolfegg zu einer "Schwäbischen Fürstenunion" zusammen. Der Hauptzweck dieser Union diente der "Lebenserhaltung in ihrer ganzen reichsstädtischen und landesherrlichen Integrität". Durch Entsendungen von Diplomaten nach Paris, Wien, Berlin und St. Petersburg versuchte die Union, sich politisch über Wasser zu halten. Sehr wichtig erschien ihr die Verbindung zu Berlin. Diese sollte durch den mit dem preußischen Königshaus verwandten und verbundenen Fürsten Hermann (1748-1810) von Hohenzollern-Hechingen aufrecht erhalten werden. Die Union blieb jedoch zu einem guten Teil nur Papier. Ihre Organisation blieb in den Anfängen stecken. Am preußischen Hof hatte sie kaum Rückhalt und auch in Wien verhielt man sich eher reserviert.

Erbprinz Friedrich Hermann (1776-1838) von Hohenzollern-Hechingen gab seinem Ländchen wie den kleineren Territorien überhaupt nur noch geringe Überlebenschancen. Deshalb verfiel der Prinz 1805/1806 für seine Familie auf einen unkonventionellen Plan. Er versuchte seinen Vater Fürst Hermann für einen Tausch von Hohenzollern-Hechingen gegen ein anderes Territorium zu gewinnen. Hierbei spekulierte Friedrich darauf, dass vor allem Württemberg an dem Fürstentum interessiert war. Er wollte dem Käufer zur Bedingung machen, dass dieser auch dann die Hechinger Hausschulden in Höhe von 600 000 Gulden übernahm. Als Ersatz wünschte er für seine Familie eine sichere Existenz. Und eine solche schien ihm vorzugsweise unter preußischer Obhut gewährleistet. Nachdem sich im Dezember 1805 Preußen wieder Frankreich angenähert und Hannover besetzt hatte, hoffte er, dass sich seine Familie in Preußen etablieren könnte. Nur Fürst Hermann vermochte sich für die Idee seines Sohnes nicht zu erwärmen. Eine Aufgabe des angestammten Fürstentums hielt er nur dann für erwähnenswert, wenn es ihm nicht gelingen sollte, seine Unabhängigkeit zu wahren.

Der 3. Koalitionskrieg

Napoleon, der in den Jahren 1800 bis 1805 eine starke moderne Armee aufgestellt hatte, wurde im Jahr 1804 von den Franzosen zum Kaiser gewählt. England, damals stärkste See- und Weltmacht erklärte den Franzosen aus verschiedenen Gründen den Krieg und wollte eine Invasion Napoleons auf ihrer Insel verhindern. Nachdem die Engländer gut bezahlt, waren die relativ armen Österreicher als erste bereit, in einer 3. Koalition, neben Russland, nochmals gegen Frankreich zu marschieren. Durch die schlechten Erfahrungen aus der 2. Koalition gegen Frankreich stellten sich aber die süddeutschen Fürsten 1805 im letzten entscheidenden Augenblick auf die Seite Napoleons. Am 19. September 1805 empfing der badische Kurfürst Karl Friedrich (1728-1811) Napoleon in Ettlingen und schloss mit ihm einen Vertrag ab, in welchem er sich verpflichtete, einige tausend Soldaten der "Grande Armee" zu unterstellen. Am 23. September 1805 unterzeichnete Napoleon auch mit dem bayerischen Kurfürsten

Maximilian Joseph (1756-1825) ebenfalls einen Bündnisvertrag. Kurz darauf wurden die bayrischen Truppen der französischen Armee unterstellt.

Am 2. Oktober 1805 erreichte Napoleon Ludwigsburg. Auch der württembergische Kurfürst Friedrich (1754-1816) schloss mit Napoleon ein Bündnis ab, nach welchem er eine Division dem französischen Kaiser zur Verfügung stellte. Ebenso folgten Hessen-Darmstadt und Nassau. Nur das Königreich Preußen blieb zu diesem Zeitpunkt neutral. Nachdem der 3. Koalitionskrieg nach der Schlacht von Austerlitz zugunsten Napoleons entschieden war und Österreichs sowie Russlands Heer vollständig besiegt wurde, zeigte sich Napoleon gegenüber seinen süddeutschen Verbündeten für ihre Waffenhilfe erkenntlich. Am 1. Januar 1806 wurden Bayern und Württemberg für ihre geleistete Bündnishilfe von Napoleon zu Königreichen, Baden und Hessen-Darmstadt zu Großherzogtümern erhoben. Mit dieser Tat Napoleons begannen die Grundfesten des bereits morschen Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation zu bröckeln.

Das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation

Das Ende des Reiches kam mit der Gründung des Rheinbundes. 16 deutsche Herrscher unterzeichneten am 12. Juli 1806 in Paris die Rheinbundakte, mit der sie sich vom deutschen Kaiser und vom Heiligen Römischen Reich lossagten, ihre Souveränität erklärten und sich dem Protektorat des französischen Kaisers Napoleon unterstellten. Damit waren Napoleons Bemühungen neben Preußen und Österreich ein "drittes Deutschland" von Mittelstaaten zu schaffen, die eng an Frankreich gebunden waren, zu einem erfolgreichen Abschluss gekommen. Das formelle Ende des Heiligen Römischen Reiches war eine notwendige Folge, da die Rheinbundstaaten sich zu einer Trennung vom Reich bis zum 1. August 1806 verpflichten mussten. Am 6. August 1806 legte der römisch-deutsche Kaiser Franz II. in Regensburg die Krone nieder und entband die Kurfürsten, Fürsten und sonstigen Reichsstände ihrer Pflichten. Einen entscheidenden Schritt zur Auflösung des Reiches hatte Franz II. selbst bereits 1804 getan, indem er eigenmächtig und entgegen der Vorstellung der Unteilbarkeit der Kaiserwürde neben dem Titel des gewählten römisch-deutschen Kaisers den eines erblichen Kaisers von Österreich, mit dem Titel als Franz I. annahm.

Die beiden hohenzollerischen Fürstentümer im Rheinbund

Nach der Gründung des Rheinbundes verloren in Südwestdeutschland so bekannte Fürsten wie die Fürstenbergs, die Hohenlohes oder die Waldburgs ihre politische Selbstständigkeit. Ihre Territorien wurden dem Königreich Württemberg und dem Großherzogtum Baden zugeschlagen. Dagegen behaupteten sich erstaunlicherweise die beiden kleinen hohenzollerischen Fürstentümer Hechingen und Sigmaringen. Die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen genossen trotz ihres geringen Territorialbesitzes schon im Alten Reich ein hohes Ansehen. Nach Württemberg und Baden waren sie die ranghöchsten Fürsten im Schwäbischen Reichskreis. Dass die schwäbischen Hohenzollern von der Mediatisierung Napoleons verschont blieben, hatte mehrere Gründe zur Folge: 1. Die Ansicht Napoleons, dass es sich bei den schwäbischen Hohenzollern um ein österreichfeindliches Haus

handelte. 2. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zum preußischen Königshaus in Berlin. 3. Das freundschaftliche Verhältnis der Sigmaringer Fürstin Amalie Zephyrine zu seiner Gattin Kaiserin Josephine und zu anderen führenden Persönlichkeiten in Paris. 4. Die geplante Eheverbindung des Erbprinzen Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen mit einer Nichte des Schwagers von Napoleon, dem Marschall Joachim Murat.

Fürst Hermann von Hohenzollern-Hechingen weilte Anfang Juli 1806 in Paris. Eine Gelegenheit, in den Entwurf des Rheinbundvertrages Einblick zu nehmen, erhielt er aber nicht. Er wie auch Fürst Anton Aloys (1762-1831) von Hohenzollern-Sigmaringen mussten froh sein, dass sie durch die von dem gemeinsamen Bevollmächtigten Fischler am 12. Juli 1806 geleistete Unterschrift unter den Vertrag dem drohenden Damoklesschwert der Mediatisierung entrinnen konnten.

Recht günstig wirkte sich für Hohenzollern-Sigmaringen die Aufnahme in den Rheinbund aus. Anton Aloys wurde eine ansehnliche Vermehrung seines Hausbesitzes, die Übertragung zu uneingeschränktem Eigentum sowie die Souveränität über die eigenen und die angrenzenden Gebiete zugestanden. Er erlangte an neuen Territorien die innerhalb der alten Grafschaft Sigmaringen gelegenen, von Österreich aber usurpierten Klöster Wald und Habsthal. Ferner die Herrschaften Hohenfeld und Achberg, die bisher einen Bestandteil des Deutschordens von Altshausen gebildet hatten. Seine Landeshoheit konnte er auf die Obervogteiämter Trochtelfingen und Jungnau der Fürstenbergs, die Oberämter Straßberg und Ostrach des Fürsten Thurn und Taxis sowie die Obervogteiämter Gammertingen und Hettingen des Freiherrn von Speth ausdehnen. Die Einwohnerzahl des Fürstentums Sigmaringen erhöhte sich um 11000 auf knapp 39000 Menschen! Im Vergleich dazu kam Hohenzollern-Hechingen schlecht weg. Der Rheinbundvertrag räumte ihm lediglich die volle Souveränität ein, jedoch musste es auf jede territoriale Vergrößerung und auf alle sonstigen Hohenzollern-Sigmaringen großzügig gewährten Vorteile verzichten. Fürst Hermann empfand dies als bittere Benachteiligung, die er nie ganz überwand. Eine kleine Genußtuung für ihn bedeutete es nun, dass er und wie aber auch sein Vetter in Sigmaringen mit dem Beitritt zum Rheinbund den Titel "Souveräner Fürst" erhielt und dadurch das Prädikat "Durchlaut" und "Prinz" auf alle Nachkommen der fürstlichen Häuser ausdehnen konnte.

Mit dem Beitritt zum Rheinbund waren die beiden Fürstentümer nunmehr auch verpflichtet, Napoleon als deren Protektor Heerfolge zu leisten. Das heißt, Sigmaringen und Hechingen mussten, wenn der französische Kaiser in den Krieg zog entsprechend ihrer herrschaftlichen Bevölkerungszahl Soldaten für dessen "Grande Armee" stellen. Hohenzollern-Hechingen musste bei einer Größe von 5,5 Quadratmeilen und 14000 Einwohnern im Kriegsfall der französischen Armee 97 Mann zur Verfügung stellen, Hohenzollern-Sigmaringen, mit einer Größe von 19 Quadratmeilen und 39000 Einwohnern musste, natürlich weil es menschenreicher war, 193 Mann für Napoleons Kriegsmaschinerie stellen.

Sigmaringer und Hechinger Waffenhilfe - Unter Napoleons Adler

Im 4. Koalitionskrieg gegen Preußen und Russland 1806/07 hatten das Königreich Württemberg, das Großherzogtum, aber auch die beiden hohenzollerischen Fürstentümer, laut der Rheinbundakte, Napoleon Heerfolge zu leisten. Mehr symbolischen Wert hatten die von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen ins Feld zu stellenden Truppenkontingente. Entsprechend ihrer Bevölkerungszahl stellten die beiden hohenzollerischen Fürstentümer Soldaten zur "Grande Armee" Napoleons ab. In Hohenzollern-Sigmaringen wurde zu diesem Zweck das "höchstlandesherrliche Rekrutierungspatent vom

3. Oktober 1806 "vervollkommnet". Die Hechinger Grenadiere waren bereits am 19. Oktober 1806 abmarschiert. Hingegen konnte die Sigmaringer Dragonerkompanie, deren Aufstellung der Erbprinz von Sigmaringen auf Anraten des französischen Außenministers Talleyrand (1754-1838) angeboten hatte, erst Ende November 1806 ausrücken. Die schwache Position der beiden hohenzollerischen Fürstentümer veranlasste den Erbprinzen Karl Anton (1785-1853) von Hohenzollern-Sigmaringen, im französischen Heer Napoleons den Feldzug gegen Preußen, das so oft seine schützende Hand über die mit ihm stammverwandten schwäbischen Hohenzollern gehalten hatte, mitzumachen und auch danach im Dienst Frankreichs zu bleiben. Er diente später als Ordonnanzoffizier des französischen Generalstabschefs Marschall Berthier (1753-1815). Noch stärker als die politische Existenz Württembergs und Badens hing die der beiden Ländchen von dem Willen Napoleons ab. Deshalb hatten ihre Regentenhäuser in besonderer Weise Ergebenheit und Dienstwilligkeit gegenüber dem Kaiser von Frankreich unter Beweis zu stellen.

Das Sigmaringer Wochenblatt gab am 26. März 1809 die Modalitäten der Rekrutenaushebung bekannt. Nicht jeder vom 17. bis zum 40. Lebensjahr unterlag dem Wehrdienst. Ausgenommen waren die Adligen, die öffentlichen Beamten und ihre Söhne, die Schullehrer sowie die Meister in den herrschaftlichen Bergwerken. Für die Aushebung waren jeweils vorrangig vorzumerken: "Fornikanten" (Männer, die sich eines Unzuchtvergehens schuldig gemacht hatten), ferner Wilddiebe, Einwohner, die sich ihrer Obrigkeit tötlich widersetzen. Ohne Zweifel handelte es sich bei dieser Bestimmung um ein Relikt aus dem 18. Jahrhundert. Als man Taugenichtse "Aushäuser" und verbrecherische Elemente vorzugsweise ins Militär gesteckt hatte. Junge Männer, die nicht zum Kreis der Befreiten zählten, hatten wenn sie "durch das Spiel" rekrutiert wurden, noch immer die Möglichkeit sich mit obrigkeitlicher Genehmigung loszukaufen. Gerade aber die großzügig zugestandenen Befreiungen und Loskaufmöglichkeiten bildeten die Gewähr dafür, dass der Militärdienst im Hohenzollerischen ein negatives Privileg der Armen und ein Korrektionsmittel für schlecht beleumundete junge Männer blieb. Es ist deshalb kaum verwunderlich, wenn im Frühjahr 1809 von den zwangsrekrutierten Sigmaringer Untertanen auf dem Weg nach Wiesbaden, wo sie nassauischen Truppenverbänden zugewiesen werden sollten, 13 von ihnen das Weite suchten. Das Vermögen der Deserteure zog die fürstliche Regierung in Sigmaringen ein.

Sigmaringer und Hechinger Soldaten in Spanien 1810 bis 1813

Seit Anfang 1810 kämpften auch die Militärkontingente der beiden hohenzollerischen Fürstentümer in Spanien. Sie hatten 1809 im Verband der nassauischen Truppen am Krieg gegen Österreich teilgenommen und waren nach Friedensschluss, im Truppenkörper des 2. nassauischen Infanterieregiments, nach der iberischen Halbinsel in Marsch gesetzt worden. Dort kämpften sie im Verband der so genannten deutschen Rheinbunddivision unter französischem Oberkommando. Ihre Stimmung war sehr schlecht. Auf dem Marsch durch Deutschland und Frankreich desertierten 26 hohenzollerische Soldaten. In den Jahren 1810 und 1811 hielten sich die französischen Forderungen nach Ersatz- und Ergänzungsmannschaften noch in Grenzen. Aber 1812 änderte sich dies. In jenem Jahr hatten 155 Mann allein aus Hohenzollern-Sigmaringen nach Spanien zu ziehen! Die hohenzollerischen Soldaten gerieten unmittelbar nach ihrem Eintreffen in Spanien in den heftig entbrannten Partisanenkrieg, auf den sie in keiner Weise vorbereitet waren. Ständig von Überfällen bedroht, waren sie wie andere Kampfverbände oft von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten, litten sie unter Verpflegungs- und Versorgungsgespässen.

Aktuell

Wir laden ein zu den Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Gäste sind stets willkommen.

Samstag, 20. April:
Rottweil (Herr Kratt), Bus.

Donnerstag, 25. April:
Buchpräsentation „Vorderösterreich“
(Herr Dr. Zekorn), Landratsamt, 20.00 Uhr.

Große Schwierigkeiten bereitete zeitweise die Munitionsbeschaffung. Häuser wurden nach Blei und Zinn durchstöbert, selbst Orgelpfeifen nicht geschont! Öfters mussten die hohenzollerischen Soldaten ihre eisernen Kugeln schmieden. Eine größere Zahl der Sigmaringer und Hechinger Soldaten geriet in Gefangenschaft und wurde gezwungen, in gegnerische Verbände einzutreten. Insgesamt nahmen die hohenzollerischen Soldaten an 32 Gefechten teil. 16 Soldaten von ihnen erhielten Kriegsauszeichnungen. Feldwebel Lorenzer aus Hausen am Andelbach zum Beispiel bekam in Anerkennung seiner hervorragenden Tapferkeit und wegen der wiederholten Verwundungen, die er erlitten hatte, eine Jahresrente von 100 Franc aus der französischen Kriegskasse. Militärisch folgten auf der iberischen Halbinsel die schweren Niederlagen der Franzosen bei Salamanca 1812 und bei Vittoria 1813.

Die seit dem Verlassen Madrids die Nachhut der französischen Armee König Joseph Bonapartes (1768-1844) bildende deutsche Rheinbunddivision überschritt am 6. Juli 1813 mit den letzten französischen Einheiten die spanisch-französische Grenze. Nachdem Napoleon seinem Bruder Joseph den Oberbefehl über die französische Spanienarmee entzogen und sie Marschall Soult (1769-1851) übergeben hatte, bildeten die hohenzollerischen Soldaten zusammen mit den Badenern, Nassauern und Frankfurtern einen Teil der Reserve. Aber das Gesetz des militärischen Handelns lag jetzt in den Händen der Verbündeten. Die Nachricht der Niederlage Napoleons in der Völkerschlacht bei Leipzig sickerte auch in das weit entfernte spanische Grenzgebiet durch. Am 10. Dezember 1813 lief das gesamte Regiment Nassau, dem wie erwähnt auch die Soldaten aus Hohenzollern angehörten, sowie das Frankfurter Bataillon zu den Engländern Wellingtons über. Am Tag darauf wurden die verbliebenen deutschen Soldaten in der Mehrzahl Badener von den Franzosen entwaffnet und zu Kriegsgefangenen erklärt. Abenteuerlich gestaltete sich das Schicksal der hohenzollerischen Soldaten, die zu den Engländern übergegangen waren. Zusammen mit ihren nassauischen Kameraden wurde ein Teil von ihnen mit Schiffen nach Sizilien gebracht. Dieser Teil trat schließlich zu Fuß von dort den Rückweg nach Deutschland an. Andere versuchten über Frankreich in die Heimat zu gelangen. Der Rest kam erst nach England und von dort über Holland nach Hause. Von 873 übergelassenen deutschen Soldaten, die im Februar 1814 auf vier Schiffen zum Heimtransport verladen wurden, verlor über ein Viertel bei Schiffbrüchen ihr Leben. Unter den Toten befanden sich auch 14 Soldaten aus den beiden hohenzollerischen Fürstentümern. (Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

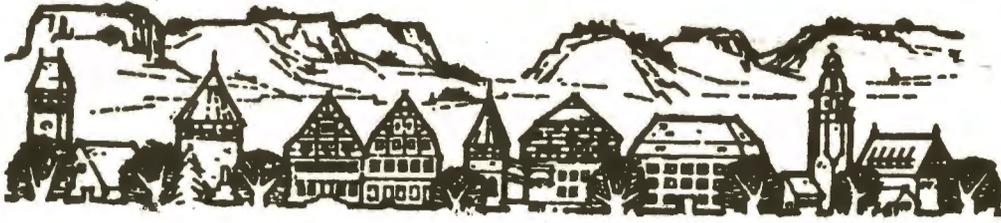
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 49

30. April 2002

Nr. 4

Die Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und -Hechingen unter Napoleons Adler 1803 – 1815

Von Jens-Florian Eberg – 2. Folge (Schluss)

Napoleons Heiratspolitik mit dem Haus Hohenzollern-Sigmaringen

Das Bestreben Napoleons seine enge und weitere Verwandtschaft durch Ehen mit den vornehmsten europäischen Fürstenfamilien zu verbinden, kam der in Paris lebenden Fürstin Amalie Zephyrine von Hohenzollern-Sigmaringen sehr gelegen. Sie sah in der Stiftung einer solchen Ehe einen großen Vorteil für ihr Haus. Eine Heirat vermochte das drohende Damoklesschwert, welches seit der ersten Hälfte des Jahres 1806 über den beiden hohenzollerischen Fürstenhäuser schwebte, zu stoppen und der Mediatisierung Napoleons zu entrinnen. Daher ging auch im Gegensatz zu den anderen süddeutschen Fürstenhäusern Bayern, Württemberg und Baden der Anstoß zu solch einer Heirat aus Staatsräson nicht von Napoleon, sondern im großen Teil von Fürstin Amalie Zephyrine aus. Zusammen mit ihrer Freundin, der französischen Kaiserin Josephine Bonaparte, heckte sie den Plan aus, ihren Sohn, Erbprinz Karl Anton, mit einer Verwandten des kaiserlichen Hauses zu vermählen.

Fürstin Amalie Zephyrine (1760 bis 1841) von Hohenzollern-Sigmaringen war eine gebürtige Prinzessin von Salm-Kyrburg. Sie war in Paris aufgewachsen und fühlte sich dort eher wohl, die den verschwenderischen Luxus gewohnt war, als wie im ländlichen Sigmaringen. Durch ihren Lieblingsbruder Fürst Friedrich von Salm-Kyrburg war sie meist in Paris lebend sehr eng mit dem Vicomte Alexandre de Beauharnais und dessen Gattin Josephine befreundet. Amalies Bruder wurde zusammen mit dem Vicomte de Beauharnais im Juli 1794 wenige Tage vor Ende der Schreckensherrschaft Robespierres mit dem Fallbeil hingerichtet. Zeitlebens blieb Fürstin Amalie mit Josephine de Beauharnais befreundet. Besonders als diese Napoleon Bonaparte heiratete und dann im Jahr 1804 Kaiserin von Frankreich wurde.

Ende Mai 1806 setzte Amalie ihren Mann Fürst Anton Aloys von dem Plan des Kaisers der Franzosen in Kenntnis, Erbprinz Karl Anton mit der Nichte von Napoleons Schwager, dem Marschall Joachim Murat (1767-1815) und nunmehrigen Großherzog von Kleve und Berg zu verheiraten. Die Fürstin empfahl ihrem Gatten den Heiratsplan zu akzeptieren. Der Erbprinz selbst war mit diesem Plan einverstanden. Gab der Fürst nun noch sein Einverständnis, könnte er des ständigen Schutzes Napoleons sicher sein. Über die kleinbürgerliche Herkunft der Braut müsste man hinwegsehen und dabei nur den wichtigen Schwager des Kaisers im Hinterkopf behalten. Die künftige Frau von Erbprinz Karl zählte noch 13½ Jahre. Sie hieß Antoinette und war die Tochter des schon vor ihrer Geburt verstorbenen Kaufmanns und Gastwirtes Peter Murat. Die Hochzeit musste wegen der allzu großen Jugend

der Braut aufgeschoben werden und wurde erst im Februar 1808 gefeiert. Die nunmehr von Napoleon zur Prinzessin erhobene Antoinette Murat zählte damals gerade 15 Jahre!

Bei der Ziviltrauung in den Tuilerien am 3. Februar 1808 waren fast alle Angehörigen der Familie Napoleons anwesend. Die kirchliche Trauung vollzog am folgenden Tag der Kardinal Fesch, der Onkel des Kaisers. Der Kaiser beschenkte das junge Paar mit dem Palais de Bréteuil in der Rue de Rivoli und mit 500000 Franc. Marschall Murat, der Onkel der Braut, steuerte eine jährliche Rente von 25000 Franc bei, die aber beim Regierungsantritt des Erbprinzen Karl Anton auf 15000 Franc vermindert werden sollte. Als persönliches Geschenk an Karl Anton überreichte ihm Marschall Murat einen ägyptischen Mameluckensäbel. Die Klinge des Säbels stammte von einem der vier von Napoleon aus Ägypten mitgebrachten Mameluckensäbel und stellte somit ein kostbares Geschenk dar. Die Ausstattung der Braut durch Napoleon und Marschall Murat fiel zur vollsten Zufriedenheit des Sigmaringer Hofes aus. Doch auch Fürst Anton Aloys hatte beträchtliche Opfer zu bringen. Der noch im französischen Militärdienst stehende Erbprinz Karl Anton wurde nach der Hochzeit auf seinen Wunsch im Stab des Onkels seiner Frau in Spanien verwendet. Er wollte durch seinen kriegerischen Einsatz seine Anhänglichkeit an den Kaiser bezeugen. Im Sommer 1808 erhielt Karl aber Urlaub und besuchte erstmals mit seiner jungen Frau die Sigmaringer Heimat. Fürst Anton Aloys nahm die Schwiegertochter in seiner Residenz Sigmaringen mit großer Herzlichkeit auf und bewahrte ihr zeitlebens eine liebenswürdig-freundschaftliche Zuneigung. Die zukünftige Fürstin Antoinette wurde eine gute Landesmutter und lebte bis 1847.

Vom Russlandfeldzug bis zur Auflösung des Rheinbundes

Die beiden hohenzollerischen Fürstentümer brauchten im Jahr 1812 keine Soldaten für den bevorstehenden russischen Feldzug zu stellen. Lediglich der seit 1810 regierende Hechinger Fürst Friedrich zog mit der "Grande Armee" im Frühjahr 1812 nach Osten. Er kehrte Anfang 1813 schwer krank und dienstuntauglich in die Heimat zurück. Fürst Friedrich verspürte, nachdem er dienstuntauglich aus Russland zurückgekehrt war, keine große Lust mehr, sich nochmals für den Dienst im Heer Napoleons zur Verfügung zu stellen. Die militärische und politische Situation bewog den Hechinger Fürsten im Herbst 1813, der französische Kriegsminister Clarke (1765-1818) hatte dessen Urlaub für eine Badekur am 22. September in Italien gerade verlängert, auch Verbindungen zu einflussreichen Verwandten in Österreich und Preußen aufzunehmen.

Beim Herannahen der österreichischen Truppen zog sich Fürst Friedrich in die Schweiz zurück. Nach der Völkerschlacht von Leipzig erbat er seinen Abschied aus der französischen Armee. In einem Schreiben an den französischen Kriegsminister bezeichnete er sich als denjenigen Rheinbundfürsten, welcher wie kein anderer seine Ergebenheit gegenüber dem Kaiser unter Beweis gestellt habe. An Napoleon schrieb Friedrich, es werde für ihn immer tröstlich sein, dass er dem größten Monarchen gedient habe, solange ihm dies möglich gewesen sei. Bei der Verehrung, die er für den Kaiser der Franzosen hegte, ohne Zweifel ein aufrichtiges Bekenntnis. Später als sein Hechinger Vetter Friedrich, Anfang November 1813, entschloss sich Fürst Anton Aloys von Hohenzollern-Sigmaringen, Kontakt zu Preußen und Österreich aufzunehmen, um seinem Land die Behandlung als Feindstaat zu ersparen. Ihm wie auch Fürst Friedrich kam es auf rasche konkrete Ergebnisse an. In einem Brief an Kaiser Franz I. von Österreich ersuchte Friedrich um "Schutz und Gnade". Die Botsen beider hohenzollerischen Fürsten meldeten auch bald aus dem alliierten Hauptquartier, der Übertritt zu den Verbündeten vollziehe sich auf der Grundlage "vollständiger Konservation". Eine Beitrittsakte zur Unterschrift läge bereit. Verhandlungen seien nicht mehr möglich, doch hätten sich alle Souveräne des ehemaligen Rheinbundes denselben Bedingungen zu unterwerfen.

Am 29. November schloss Hohenzollern-Hechingen, am 2. Dezember Hohenzollern-Sigmaringen seinen-Allianzvertrag der Reihe nach mit Österreich, Preußen und Russland. In entsprechender Weise waren wie dem badischen Großherzog den beiden hohenzollerischen Fürsten ihre Souveränität garantiert. Fürst Anton Aloys und Fürst Friedrich reisten nach Frankfurt, um ihre politische Kehrtwendung den Häusern der alliierten Mächte persönlich zu demonstrieren. Hohen Wert legten die beiden Fürsten auf eine gute Aufnahme durch den stammverwandten Preußenkönig. Natürlich war auch dieser bereit ihnen zu helfen. Doch er empfing lediglich Anton Aloys. Friedrich hingegen wollte er nicht sehen. Dem Hechinger hatte er seine Napoleonhörigkeit noch nicht verziehen.

Gegen Napoleon

Aufgrund der Beitrittserklärung zu den Verbündeten verpflichteten sich auch die beiden kleinen Fürstentümer Waffenhilfe zu leisten und Kontingente gegen Napoleon anzubieten. Sigmaringen und Hechingen sahen sich im Dezember 1813 gleichfalls wie Württemberg und Baden veranlasst, ihren aus Linienmilitär gebildeten Kontingenten ein gleich starkes Landwehrkontingent zur Seite zu stellen. Der Landwehr wies Fürst An-

ton Aloys in einer Verlautbarung für Kriegsorder "den ehrenhaften Beruf" zu, "für Freiheit und Verfassung des Vaterlandes in der Reihe der verbündeten Mächte zu kämpfen". Im Januar 1814 rief der Fürst aus Männern vom vollendeten 18. bis zu vollendetem 60. Lebensjahr einen Landsturm ins Leben und gab Anweisungen für seine Bewaffnung und Organisation. Für den Frankreichfeldzug von 1814 wurden badische Linientruppen und die badische Landwehr mit den hohenzollerischen und liechtensteinischen Kontingenten (alle drei kleinen Fürstentümer bildeten zusammen ein Infanteriebataillon mit 330 Mann) zum 8. deutschen Bundeskorps unter Kommando des badischen Prinzen, dem Generalleutnant Graf Wilhelm von Hochberg (1792-1859) zusammengefasst. Das Korps war zur Belagerung der französischen Garnisonen Kehl, Straßburg, Landau und Pfalzburg (Phalsbourg) bestimmt, welche Aufgabe es glücklich meisterte. Im Juni 1814 kehrten die Soldaten in ihre Heimat zurück.

Auf dem Wiener Kongress 1814-1815

Im September 1814 reisten die Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen und Anton Aloys von Hohenzollern-Sigmaringen nach Wien. Beide Fürsten hatten große Sorgen. Die politische Eigenständigkeit ihrer kleinen Länder war gefährdet. König Friedrich von Württemberg hätte Hohenzollern nur allzu gern seinem Land einverleibt. Schon vor dem Ersten Pariser Frieden gab es Bestrebungen, zumindest die kleinen Rheinbundstaaten zu mediatisieren. Fürst Friedrich von Hohenzollern-Hechingen knüpfte über einen im preußischen Militärdienst stehenden Vetter Kontakt zu König Friedrich Wilhelm III. (1770-1840) von Preußen. Der preußische König zögerte zunächst, war dann aber doch bereit, sich für die stammverwandten schwäbischen Hohenzollern zu verwenden. Auf dem Wiener Kongress, auf welchem das Schicksal der kleinen früheren Rheinbundstaaten entschieden wurde, vermochten die beiden Hohenzollern ihre Souveränität und ihre Territorien ungeschmälert zu bewahren. Die Hoffnung des Hechinger Fürsten, der zum Wohle seines Hauses und seines Landes, auch im Notfall zugunsten seines Sohnes abgedankt hätte, auf eine kleine Gebietserweiterung oder auf eine finanzielle Zuwendung, um die Finanzprobleme seines kleinen Ländchens meistern zu können, erfüllten sich aber nicht. Beide Fürstentümer blieben bis 1850 eigenständig. Nach den politischen Unruhen von 1848 schlossen sich Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen 1850 an das Königreich Preußen an.

Militärhistorische Persönlichkeit: Friedrich Franz Xaver Prinz von und zu Hohenzollern-Hechingen

Friedrich Franz Xaver Prinz von und zu Hohenzollern-Hechingen, Burggraf von Nürnberg und Graf von Sigmaringen und Währungen wurde am 31. Mai 1757 auf Schloss Gheule in der Nähe von Maastricht geboren. Er stammte aus der niederländischen Linie der Hechinger Hohenzollern. Der Prinz war Träger des Kommandeurskreuzes und des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresienordens. Im Alter von 18 Jahren trat der Prinz 1775 in die niederländische Armee ein. Im folgenden Jahr wechselte er jedoch in ein österreichische Kürassier-Regiment, in welchem sein Onkel Regimentsinhaber war. Prinz Friedrich kämpfte im bayerischen Erbfolgekrieg sowie gegen die Türken. Nach Auszeichnungen vor Belgrad 1788 wurde er zum Oberstleutnant befördert. Im Jahr 1792 zum Oberst des Kürassier-Regiments "Kavanagh" (später als Nr. 4 "Kronprinz Ferdinand" bekannt) ernannt, kämpfte er bis 1795 in fast allen wichtigen Schlachten in den Niederlanden, Belgien und Nordfrankreich sowie am Rhein gegen die französischen Revolutionsarmeen. Im März 1796 wurde er zum Generalmajor befördert, wurde zur österreichischen Italie-

narmee versetzt und kämpfte dort gegen die Franzosen unter dem noch jungen Napoleon Bonaparte. Im Februar 1797 erhielt der Prinz für seine Verdienste das Kreuz des Militär-Maria-Theresienordens.

Während des 2. Koalitionskrieges 1799-1801 zeichnete sich Hohenzollern wiederum in Italien, besonders in den Schlachten bei Magnano, an der Adda, an der Trebbia und bei Novi sowie bei Modena aus. Nach diesen Schlachten erwarb er sich als tapferer und ausgezeichneter Reitergeneral der österreichischen Armee bei Freund und Feind, Respekt und Anerkennung. Nachdem Prinz Friedrich die Toskana besetzt hatte, wurde er zum Feldmarschall-Leutnant (Generalleutnant) befördert. Während des Feldzuges von 1800 hielt Hohenzollern das wichtige Genua bis nach der Schlacht von Marengo besetzt. Danach zeichnete er sich besonders in der Schlacht am Mincio, am 25. Dezember 1800, aus. Im Jahr 1801 wurde Prinz Hohenzollern-Hechingen nach Galizien versetzt. Dort erhielt er 1804 das Militärkommando von Westgalizien. Im 3. Koalitionskrieg von 1805 führte Hohenzollern ein Korps der österreichischen Deutschlandarmee unter Feldmarschall Leutnant von Mack (1752-1828) in Schwaben. Kurz vor der Kapitulation der österreichischen Armee in Ulm gelang es dem Prinzen zusammen mit dem Erzherzog Ferdinand d'Este (1781-1835) nach Böhmen zu entkommen. Im Krieg von 1809 stand Hohenzollern-Hechingen an der Spitze des 3. österreichischen Armeekorps. Mit diesem nahm er an der Schlacht bei Eggmühl in Bayern teil. Danach war er Kommandeur des 2. österrei-

chischen Armeekorps und focht mit Auszeichnung in den großen Schlachten von Aspern-Essling im Mai und bei Wagram im Juli 1809 gegen Napoleon.

Am 31. Juli 1809 wurde Prinz Friedrich zum General der Kavallerie befördert und zum Militärkommandeur von Innerösterreich mit Sitz in Graz erhoben. Im Jahr 1812 folgte das Kommando des österreichischen Reservekorps in Galizien. Im Frühjahr 1813 kehrte Hohenzollern nach Graz zurück und stellte bedeutende Truppenkontingente gegen die Franzosen in Illyrien und Italien auf. Nach Napoleons Rückkehr von Elba 1815 kommandierte der Prinz das 2. österreichische Armeekorps der Armee Schwarzenbergs (1771-1820) am Oberrhein. Nach 1815 kehrte Hohenzollern nach Graz zurück. Im Alter von 68 Jahren wurde der hoch dekorierte Prinz von Hohenzollern-Hechingen 1825 zum Hofkriegsratspräsident in Wien ernannt. Nachdem er am 18. September 1830 zum österreichischen Feldmarschall erhoben wurde, zog er sich in das Privatleben zurück. Prinz Friedrich von und zu Hohenzollern-Hechingen verstarb am 6. April 1844 in Wien.

Quellen:

Paul Sauer: "Napoleons Adler über Württemberg, Baden und Hohenzollern", Stuttgart 1987.
Heinrich Bücheler: König Murat aus Oberländer Chronik Nr. 375, 1991.
Pöltz: "Der Rheinbund historisch und statisch dargestellt" Constant von Wurzbach: "Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich" 60 Bände, Wien 1856-1891
Peter Mast: "Die Hohenzollern", Graz, Wien, Köln 1988
Bodo Harenberg: "Chronik der Deutschen", Dortmund 1988
Franz Willbold: "Napoleons Feldzug um Ulm, 1805", Ulm 1987

Vom alten Pfarrhof in Burladingen

Auch eine Heimatbetrachtung – Von Josef Schülzle / Burladingen

Erst war es ein Klein-Bauern-Dorf, dann eine aufstrebende Industriegemeinde (sie weiß aber nicht, wann das Kerngebäude mit Schornsteinen der heutigen Trigema-Fabrik und von wem es erbaut wurde) und nun ist es seit vielen Jahren eine Stadt, die kulturell weiter aufstrebt. Was gibt es da nicht alles an kulturellen Bestrebungen! Und was hat sich da nicht manchmal auf einem ursprünglich ganz anders bestimmten Gelände entwickelt!

Da ist z. B. der alte Pfarrhof. „Ja wo war denn der“, werden Jung- und Neubürger fragen? Natürlich hat man schon oft auf dem Weg zur neuen Post oder zu Ärzten oder zu einem Großmarkt, wenn man von der Hauptstraße her kam, Pfarrgasse gelesen. Was soll der Name? Nun, in dieser Gasse stand der alte Pfarrhof. Am heutigen Gebäudekomplex weist kein Schild auf diese Vergangenheit hin, wie etwa auf Alois Hauser an der Kreissparkasse.

Der Albverein hat sein Jahresprogramm 1999 diesem Pfarrhof gewidmet, geschmückt mit einer Zeichnung von Christian Ritter (nach einer alten Photographie). Chr. R. pilgerte selber als Industriekaufmanns-Lehrling oftmals in dieses Pfarrhaus, um Englisch zu lernen (brauchbar für den Export der Firma). Und alle Studentlein, die nach Sigmaringen ans Gymnasium und ins Fidelishaus kamen, nahmen beim Pfarrer Lateinstunden, um ein paar Klassen überspringen zu können. Anton Pfister von Hermannsdorf musste sogar zu Fuß von dort in die Lateinstunde nach Burladingen. Er liegt auf dem hiesigen (neuen) Friedhof, wie auch Pfr. Biener, der vom alten Pfarrhof, in den er 1930 einzog, bald ins Pfarrhaus bei der neu erbauten Fideliskirche zog (1934).

Der letzte Pfarrer von Burladingen, der von 1910 bis 1929 im Pfarrhaus lebte, war Anton Kaltenbach von Wald. Dort war er begraben. Die Gemeinde war nicht imstande, sein Grab zu erhalten. Die Reihe der Burladinger Pfarrer kann man im Heimatbuch von Rektor Speidel (S. 150 ff) nachlesen. Vielleicht bringt die Gemeinde oder der heutige Besitzer des ganzen Komplexes doch einmal eine Gedenktafel an (eben wie die an der Kreissparkasse für Alois Hauser). Natürlich können nicht alle Pfarr-Namen auf der Tafel stehen,

aber z. B. Philipp Ferber aus Hechingen († 1772), vorher Hofkaplan in Hechingen. Er baute unter Großbayer die Georgskirche neu und renovierte das Pfarrhaus, Pfr. Karl Borromäus Reithinger (1819 – 1829). Er erbaute die Gauselfinger Kirche.

Pfr. Josef Blumenstetter (1847 – 62), der von Burladingen nach Trillfingen ging, ist in Hechingen begraben. Dass er Abgeordneter im Frankfurter Parlament war, ist leider auf dem hiesigen Straßenschild nicht erwähnt. Er verlegte den Friedhof vom „Kirchhof“ der Georgskirche an den heutigen Platz.

Pfr. Fridolin Eisele (1898 – 1910) von Trochtelfingen ging von B. nach Inneringen, wurde 1914 Feldgeistlicher und fiel im Westen am 3. 6. 1918. Ein Sterbebildchen von ihm hat der Hessische Flohmarktjäger der Gemeinde geschickt. Das Bildchen zeigt sein Grab, von dem man aber heute nichts mehr weiß. Pfr. Weber hat sich einmal nach ihm erkundigt.

Pfr. Kaltenbach wurde 1903 geweiht, war Präfekt im Fidelishaus (wie Biener), wurde 1909 Pfarrverweser in Inneringen und 1910 Nachfolger von Pfr. Eisele. 1928 konnte er sein Silbernes Priesterjubiläum feiern. Es gibt eine Tafel, die ihn im Kreise seiner ehemaligen Vikare zeigt. Die Tafel ruht wohlverwahrt im Turm der Fideliskirche.

Natürlich verdiente nicht nur das ehemalige Pfarrhaus eine Hinweistafel, sondern z. B. auch (schon um „Rathaus-Sünden“ wieder gut zu machen) das Rathaus und das Hintere Schulhaus. Vorne müsste stehen: „Schul- und Rathaus, Erbaut 1846“. Seit dem Schulhaus-Neubau beim Ringinger Käppele (1951– 1953) nur Rathaus. Die früheren Schulen standen am Platz der alten Apotheke und des Partnerschafts-Gedenksteins. Dort könnte also eine Tafel stehen: Hier stand

eine der „alten Schulen“ Burladingens, erbaut wohl unter Pfr. Fechter um 1770. Und am neu-benannten „Alten Schulhaus“ (reine Willkür!) müsste stehen: Ehem. Neues Schulhaus (hinter dem Schul- und Rathaus) erbaut 1915 mit Lehrer-wohnungen. Die alte Lehrerwohnung steht nicht mehr. Auch da könnte an den Neuen Gebäuden

ein Hinweisschild angebracht werden. Ein Jahresbericht des Albvereins hat auch darauf schon hingewiesen. Man könnte noch manches Gebäude sozusagen „aufwerten“. Wo wurde z. B. unsere erste Heimatdichterin Marie M. Schenk geboren? Wo Marie Theres Baur?

Soviel Kopfzerbrechen kann man sich den heutigen Verwaltungen, die ja so vieles zu tun haben, kaum mehr zumuten. Die Heimatbewussten Lehrer fallen aus, da sie meist gar nicht von hier stammen und sich kaum solchem alten Plunder widmen können.

Der Schriftsteller Hugo Bertsch aus Margrethausen

Versuch einer literarischen Einordnung – von Dr. Peter Thaddäus Lang

Man sieht es vielleicht nicht immer auf den ersten Blick: Aber wenn man genau genug hinsieht, so wird man feststellen, dass zahlreiche Orte unserer Gegend bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht haben. Einige Beispiele: In Erzingen ist es der Humanist Nikodemus Frischlin (1547 – 1590), in Ebingen der Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger (1904 – 1988), in Truchelfingen der Schriftsteller Hermann Essig (1878 – 1918), in Schömberg der Konstanzer Weihbischof Balthasar Wurer (1513 – 1608). Und in Margrethausen eben ist es der Arbeiter-Schriftsteller Hugo Bertsch.

Leben und Werk

Am 7. Oktober 1851 als Sohn des Dorfschullehrers in Margrethausen geboren, lernte er in Ulm und Wilflingen bei Saulgau das Kürschnerhandwerk. Nach beendeter Lehre begann er ein unstabiles Wanderleben, das ihn rund um den Globus führte: Holland, England, Irland, Kanada, die Vereinigten Staaten, Schottland, Argentinien, Neuseeland – das waren die wichtigsten Stationen. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich auf unterschiedlichste Weise – mal als Holzhacker, als Bergmann oder als Eisenbahnarbeiter, aber auch als Ziegelbrenner und als Transportarbeiter. Ja, sogar als Kuhmelker war er zeitweise zugange.

Erst im reiferen Alter von 40 Jahren ließ er sich in New York nieder, heiratete eine Irin und verdiente sich fortan seinen Lebensunterhalt in dem erlernten Beruf des Kürschners. In dieser Zeit begann er zu schreiben. 1903 erschien sein Erstling, der Roman „Die Geschwister“, und zwar in deutscher Sprache bei Cotta in Stuttgart. 1904 folgte der Roman „Bob, der Sonderling“ und 1906 der „Bilderbogen aus meinem Leben“. In letztgenanntem Werk schildert er auf höchst anschauliche und unterhaltsame Weise unter anderem auch seine Kindheit in Margrethausen. Mit einem größeren zeitlichen Abstand brachte er dann 1923 den Roman „Der Tramp“ heraus. Während es die ersten drei Bücher auf jeweils mehrere Auflagen brachten, fand der „Tramp“ bei der Leserschaft weniger Anklang. Hoch betagt schloss er am 24. August 1935 in New York für immer seine Augen.

In seinen Werken thematisiert Bertsch die Welt der einfachen Menschen, der sozial Benachteiligten, schildert harte und entbehrungsreiche Lebenssituationen. Ein enges Anbinden des Geschilderten an die eigene Erlebniswelt schimmert hindurch, an die eigene Biographie, also an die Herkunft aus einfachen Verhältnissen, an ein jahrzehntelanges, rastloses Reisen quer über den Globus, an eine Vielfalt unterschiedlicher Situationen, Menschen und Berufstätigkeiten.

Eine großartige, weit gespannte Handlung, das ist nicht sein Ding. An der Schilderung von Vorgängen ist ihm nicht gelegen, sondern an der Beschreibung von Befindlichkeiten und von Zuständen. Der Lesefluss kommt nicht durch Spannung zu Stande, sondern durch die Lebendigkeit des Erzählens. Mit diesen Schlagworten lässt sich das literarische Schaffen von Hugo Bertsch kurz und holzschnittartig charakterisieren. Und aus dieser Charakterisierung ergibt sich der hier vorzunehmende Versuch einer Einordnung in die literarischen Strömungen seiner Zeit.

Arbeiter-Literatur

Hugo Bertsch ist hineingewachsen in die Zeit

der Industrialisierung, die ihn natürlich mitsamt ihren literarischen Strömungen nachhaltig geprägt hat. In dieser Zeit schießen überall die Fabriken wie Pilze aus dem Boden, die jungen Leute ziehen vom Land in die Städte, um dort ihr Glück zu machen, und auf diese Weise werden viele Dörfer zu Industriesiedlungen und viele Städte zu Industriezentren.

Die neuen Industriestädte dehnen sich aus und ballen sich zusammen zu weitläufigen Industriegebieten, sie geben der Umwelt und den Menschen ein neues Gepräge. Häusermeere mit Straßenschluchten entstehen, unablässig rauchende Fabriksschlote vergiften die Luft und verschleiern den Himmel, graue Mietskasernen mit zahllosen Hinterhöfen dienen zur Wohnung. Eine am Existenzminimum entlangarbeitende Arbeiterschaft besiedelt diese Städte. Unterernährung und schlechte Kleidung prägen das Bild. Alenthalben sieht man bleiche, hohlwangige Kinder mit abgewetzten Kleidern.

Die Arbeitsliteratur

In dieser Situation entsteht eine neue Literaturgattung, die Arbeiterliteratur. Die Autoren entstammen zumeist dem Arbeiterstand; ihre Themen entnehmen sie ihrer Lebenssituation und ihrer Arbeitswelt. In erster Linie bedienen sie sich der Lyrik, so dass man geradezu von „Industrielyrik“ reden kann. Das Drama spielt daneben ebenfalls eine bedeutsame Rolle, während Romane und Autobiographien einen untergeordneten Rang einnehmen.

Diese Arbeiterdichter schreiben meist ohne tiefere Kenntnis der europäischen Bildungstradition: das lässt ihre Werke oftmals klar, hart und ungeschnörkelt erscheinen. Sie stehen damit in krassem Gegensatz zur bürgerlichen Literatur ihrer Zeit, die in der wehleidigen Dekadenz des „fin de siècle“ schwelgt – als typische Beispiele sind hier die Werke von Thomas Mann zu nennen, wie etwa „Buddenbrooks“ oder „Der Zauberberg“. Die bürgerliche Lyrik dieser Epoche verliert sich in den feinen Verästelungen einer abgehobenen Ästhetik, man denke etwa an die Gedichte von Stefan George oder von Rainer Maria Rilke.

Ihrer Tendenz nach prangert die Arbeiterliteratur Missstände an und übt heftige Sozialkritik – sie ist oftmals vom Marxismus geprägt und versteht sich als Sprachrohr des vierten Stands, der Arbeiterklasse. Was die Stilmittel anbetrifft, so sind sie dem Neuen aufgeschlossen und experimentierfreudig. Manche ihrer Werke sind mit einer neuartigen Richtung in Verbindung zu bringen, mit dem Expressionismus. Die Namen der einst viel gelesenen Arbeiter-Dichter sind heute weitgehend vergessen – wer kennt heute noch Autoren wie Alfons Petzold, Max Barthel oder Karl Bröger?

Heimat-Kunst

Angesichts einer Menschen verachtenden Arbeitswelt macht sich aber zur gleichen Zeit die Sehnsucht breit nach der Welt des Bauerntums, des ländlichen Lebens. Deshalb finden jetzt plötzlich die Dorfgeschichten eines Berthold Auerbach großes Interesse; seit dem Ende des 19. Jahrhunderts entsteht die so genannte Heimat-Kunst, die das Landleben schildert, zumeist auch verherrlicht, und das Leben in den Städten verdammt.

Einige Repräsentanten dieser Richtung sind heute noch unbekannt – den Älteren klingen Namen wie Ludwig Anzengruber, Ludwig Ganghofer, Peter Rosegger oder Hermann Löns gewiss angenehm in den Ohren. Diesen Schriftstellern ist vielfach gemeinsam, dass sie aus einfachsten Verhältnissen stammen und dass sie die Landschaft und die Natur ihrer Region wie auch die Lebensbedingungen der dortigen Menschen zum Thema ihres literarischen Schaffens machen. Sprache und Stil bilden mit dem Sujet gemeinhin eine Einheit; sie sind deshalb bewusst schlicht gehalten.

Das Werk Hugo Bertschs trägt verschiedene Züge der Arbeiter-Literatur, erinnert aber vereinzelt auch an die Heimat-Kunst. Mit verschiedenen der Arbeiter-Dichter hat Hugo Bertsch das unstete Leben seiner frühen Jahren gemeinsam, was bei ihnen allen zu einem überaus farbigen und unerschöpflichen Erfahrungsschatz führt. Alfons Petzold beispielsweise verdiente seinen Lebensunterhalt mit ständig wechselnden Tätigkeiten, nämlich unter anderem als Bauhilfsarbeiter, Laufbursche, Kellner oder Fensterputzer; Max Barthel hinwiederum hatte viel von der Welt gesehen, so die Niederlande, die Schweiz, Österreich, Belgien, Italien und Russland.

Zudem sieht Hugo Bertsch die Welt aus demselben Blickwinkel wie die Arbeiter-Dichter, nämlich von unten, aus der Sicht der Benachteiligten, der Ausgestoßenen. Er nennt die Dinge beim Namen: Hunger, brutale Vorgesetzte, schlechte Löhne, primitive Wohnverhältnisse, Alkoholismus, Arbeitsunfälle, Krankheiten. Unmittelbare Kritik an den bestehenden Zuständen übt er jedoch ausgesprochen selten. Damit nähert er sich schon der Heimatkunst an; dies umso mehr bei der Schilderung seiner Kindheit in Margrethausen, wobei er allerdings nichts beschönigt oder verklärt – in dieser Hinsicht könnte man ihn mit Peter Rosegger vergleichen, der in seinen Kindheitserinnerungen („Als ich noch der Waldbauernbub war“) ein extrem realistisches Bild davon zeichnet, unter welch kargen Lebensumständen die steirischen Waldbauern ihr Leben fristen mussten. In die Nähe der Heimatkunst rückt Hugo Bertsch des Weiteren durch seine religiösen Erörterungen, die insbesondere in „Bob, der Sonderling“ einen breiten Raum einnehmen.

Wenn wir über die Grenzen des deutschsprachigen Raums hinausgehen, entdecken wir eine ganze Reihe weiterer – und zum Teil ausnehmend frappierender – Wesensverwandtschaften. In Norwegen, in Amerika, in Russland.

Knut Hamsun

Beginnen wir mit Norwegen, mit Knut Hamsun, der nur acht Jahre jünger ist als Hugo Bertsch, der zunächst ein ähnlich unstetes Leben führte wie dieser: Beruflich begann er als Schusterlehrling und Handelsgehilfe, er zog es dann aber vor, herum zu vagabundieren und sein Geld als Hausierer und als Straßenarbeiter zu verdienen.

Es zog ihn außerdem – ganz wie unseren Schriftsteller aus Margrethausen – in die Vereinigten Staaten, doch hielt es den Norweger dort nur zwei Jahre. Hamsuns großer Durchbruch kam 1890 mit seinem Roman „Sult“, das heißt „Hunger“. Ein handlungsarmer, zuallermeist aus Reflexionen bestehender Roman, die Geschichte eines introvertierten, an der untersten Grenze des Existenzminimums dahinvegetierenden Intellektuellen. Die Parallelen zu Bertschs „Bob, der Sonderling“ sind unübersehbar: auch dort wenig Handlung, auch dort eine extreme, entbehrungsreiche Situation, auch dort ständiges Grübeln und Nachdenken.

Jack London

Eine weitere literarische Verwandtschaft führt uns in die Vereinigten Staaten, zu Jack London. Dieser ist zwar ein Vierteljahrhundert jünger als Bertsch, er tanzt jedoch ebenfalls als unstetes Irrlicht durch weite Teile seines Lebens. Als unehelicher Sohn eines Astrologen und einer Spiritistin fällt er aus dem bürgerlichen Milieu genauso krass heraus wie viele seiner Romanfiguren. Er sucht das Abenteuer und die extremen Lebensverhältnisse bewusst und verherrlicht sie – wir begegnen ihm als Austernpirat, als Landstreicher, als Matrose, als Goldsucher in Alaska. Sein literarisches Schaffen ist ungeheuer reich – rund 50 Bücher – und ebenso vielseitig. Neben Reise-Erlebnissen und Tiergeschichten stehen Abenteuerromane, politische Essays und eben auch Erzählungen aus dem Arbeiter-Milieu, so etwa „The People of the Abyss“, angesiedelt in den Lon-



doner Elendsvierteln.

Im Unterschied zu Bertsch betreibt Jack London handfeste Sozialkritik und konstruiert äußerst spannende Handlungsbögen – die klassischen Abenteuerromane eines Robert Louis Stevenson („Die Schatzinsel“, 1882) oder eines Henry Fielding („Tom Jones“, 1749) dienen dem Amerikaner als Vorbild. Bertschs introvertiertes Sinnieren und seine Religiosität haben bei Jack London allerdings keine Parallele. Beiden gemeinsam ist wiederum die tragende Rolle – und die Faszination – der Eisenbahn in ihren literarischen Werken.

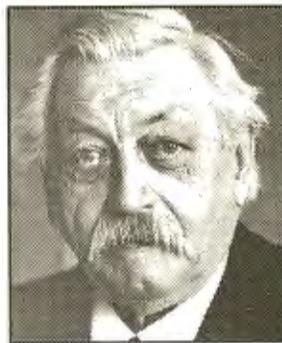
Maxim Gorki

Die Eisenbahn benutzen wir als Übergang zu dem Schriftsteller, der wohl die frapperendsten Wechselbezüge zu Hugo Bertsch aufzeigt: zu Maxim Gorki. Dieser, 17 Jahre jünger als Bertsch, wächst als Sohn eines Tischlers unter ärmlichen Verhältnissen auf und begibt sich elfjährig nach dem Tode seiner Mutter auf Wanderschaft. Er schlägt sich durch als Laufjunge, als Geschirrwäscher, als Wanderarbeiter, als Bäcker, als Hausknecht, als Gärtner und schließlich auch als Eisenbahner, eine Berufsgruppe, mit welcher Bertsch auf seinen vielfältigen Reisen als Schwarzfahrer immer wieder unangenehme Begegnungen hatte. Gorki bewegt sich solcher Gestalt die Wolga rauf und runter, er kommt in die

Ebinger Stadtoberhäupter III: Johannes Hartmann

Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Johannes Hartmann,
Stadtschultheiß in
Ebingen 1857 – 1909



Den 1832 in Ebingen geborenen Webersohn wählte die Ebinger Bürgerschaft 1857 zum Stadtschultheißen. Die Amtsführung des gelernten Verwaltungsfachmanns wurde allseits mit großem Lob bedacht. „Seine Charaktereigenschaften waren vorbildlich“, heißt es da beispielsweise, „ausgerüstet mit einem guten Gedächtnis erledigte er seine Amtsgeschäfte mit großem Fleiß, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit“. An anderer Stelle wird vermerkt, er habe „umfassende Gesetzeskenntnisse, scharfes Urteilsvermögen und eine seltene Geschäftsgewandtheit“.

Ohne diese Eigenschaften und Fähigkeiten hätte der Stadtschultheiß die anstehenden Aufgaben auch gar nicht bewältigen können. Bei seinem Amtsantritt hatte die Stadt 4525 Einwohner; bei seiner Pensionierung im Jahr 1909 war es mehr als das Doppelte (1910: 11423). In dieser langen Zeitspanne mauserte sich Ebingen vom verschlafenen Provinznest zur aufstrebenden Industriestadt; die Kommune veränderte innerhalb einer Generation ihr Aussehen und ihre Wesenszüge. In der Ära Hartmann entstanden in Ebingen viele Einrichtungen, die heute als selbstver-

ständige Bestandteile kommunaler Infrastruktur gelten, so etwa 1861 eine Telegraphenanstalt, 1878 der Eisenbahnanschluss und das Krankenhaus, 1886/88 und 1899/1900 zwei größere Schulgebäude (heute: Schlossbergschule und Hohenbergschule), 1887 ein Postgebäude, 1888 eine moderne Wasserversorgung und 1892 ein Gaswerk.

Gegenüber den teilweise recht konträren politischen Strömungen innerhalb der Stadt verhielt er sich vorsichtig und zurückhaltend, weshalb es zu seiner Zeit nie zu größeren Konflikten kam. So nannten ihn denn seine Dienstvorgesetzten 1886 „entschieden den besten Ortsvorsteher des Oberamtsbezirks“. Kein Wunder, dass dieser verdienstvolle Mann mehrere Orden erhielt, dass er zum ersten Ehrenbürger der Stadt ernannt wurde und dass ihn der Maler Christian Landenberger in Öl porträtierte. Dieses Gemälde ist noch heute im Ebinger Rathaus zu bewundern.

Seinen Ruhestand konnte Johannes Hartmann allerdings nicht sehr lange genießen, denn er starb bereits zwei Jahre nach seiner Pensionierung. Das war 1911.

Ausblick

Samstag, 4. Mai: Villingen-Schwenningen, Neckarquelle (Dr. Foth), Bus.

Dienstag, 7. Mai: Vortrag Südweststaatbildung (Dr. Zekorn), 20.00 Uhr, Landratsamt.

Samstag, 25. Mai: Elsass mit Sesenheim, Hagenau und Lesung „Dannenhaus“ (Prof. Roller), Bus

Ukraine, ans Schwarze Meer und nach Georgien; er lebt eine Zeit lang in der Hauptstadt der Tatarischen Republik.

Vor allem in seinen frühen Erzählungen schildert der Russe die Leute am Rande der Gesellschaft – die Arbeitsscheuen und Alkoholiker, die Lumpensammler und Bettler, die Herumtreiber und Landstreicher – ihre abstoßende Hässlichkeit malt er mit unbarmherziger Detailtreue aus. Ganz ähnlichen Figuren begegnen wir in Bertschs „Sonderling“ und in seinem „Bilderbogen“ auf Schritt und Tritt. So sind denn beide Schriftsteller mehr an sozial randständigen Charakteren interessiert und weniger an einer Handlung; der „kleine Mann“ und seine Welt, das sind die zentralen Themen von Bertsch wie auch von Gorki.

Trotz aller Berührungspunkte, Parallelen und Bezüge zwischen Jack London, Knut Hamsun, Maxim Gorki und Hugo Bertsch – ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Margrethausener und den anderen Dreien ist unübersehbar: Während Bertsch sich nie von seiner Schriftstellerei ernähren konnte und deshalb immer Handwerker und Arbeiter blieb, machten sich die anderen Drei einen Namen, wurden berühmt und konnten ein von materiellen Sorgen befreites Leben führen, was ihrem literarischen Schaffen selbstverständlich in jeder Hinsicht zu Gute kam – sie konnten sich ganz auf die Schreibung konzentrieren, ihren Stil vervollkommen, sich Routine aneignen, während Hugo Bertsch des Abends, nach getaner Arbeit müde, schreibenderweise am Küchentisch zugange war, den er sich gelegentlich auch noch mit seinen beiden Kindern teilen musste.

Die äußeren Umstände waren also für seine Schriftstellerei denkbar ungünstig. Aber nehmen wir einmal an, sie seien günstig gewesen – wir wollen jetzt einfach spekulieren und annehmen, unser Hugo Bertsch hätte im Lotto gewonnen oder eine größere Erbschaft gemacht, oder auch eine begüterte Frau geheiratet – wie beispielsweise Ludwig Uhland – was dann wohl aus seiner Schriftstellerei geworden wäre? Aller materieller Sorgen enthoben; nun wäre vielleicht ein erfolgreiches Buch nach dem anderen erschienen – wer weiß?

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jens-Florian Ebert
Römerstraße 21, 72459 Albstadt

Dr. Peter-Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt

Josef Schülzle
Postfach 193, 72386 Burladingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 49

31. Mail 2002

Nr. 5

Theodor Groz (1828 – 1892) – ein Ebinger Industriepionier¹

von Dr. Peter Thaddäus Lang/Albstadt – 1. Folge

Der Ebinger Stadthistoriker Walter Stettner zählt die Sippe Groz zu den „uralten“ Ebinger Familien². Seinen Erhebungen zu Folge³ ist der älteste, schriftlich fassbare Groz, mit Vornamen Mathias, um 1558 zugewandert. Er war Kupferschmied und muss über außergewöhnliche Geistesgaben verfügt haben, denn er wurde in Ebingen binnen kurzem zum Schöffen und dann sogar zum Bürgermeister⁴ gewählt. Sein Sohn, der Kupferschmied Bartholomäus Groz, ist neben seinem Handwerk noch als Verwaltungsmann für das Kloster Beuron tätig, er stirbt 1593 und hinterlässt einen Sohn Mathias, wie der Großvater, der 1590 zur Welt kommt und bis 1659 lebt.

Die Vorfahren

Er nennt seinen Sohn ebenfalls nach dem Großvater Bartholomäus, oder Bartle, wie es im Kirchenbuch heißt. Dieser Bartle wird nur 38 Jahre alt (1626 – 1664) und bringt es als Geißhirt und Spitalfuhrknecht nicht so weit wie Vater und Großvater, aber sorgt mit seinen 16 Kindern dafür, dass die Familie nicht ausstirbt. Johannes, im Todesjahr des Vaters geboren, setzt die Linie fort. Er ist Schreinermeister, genau wie sein Sohn Daniel, der sich als herrschaftlicher Kastenknecht ein Zubrot verdient. Es geht mit der Familie also sozial wieder aufwärts, wie man noch deutlicher in der folgenden Generation sieht: Johann Jakob (1755 – 1810) bringt es zum Chirurgen und Stadtrat – wobei allerdings zu bemerken ist, dass die Chirurgen damals nicht unbedingt eine akademische Ausbildung zu absolvieren hatten. Sie verstanden sich eher als „Leibschneider“ und sahen dabei das Handwerkliche im Vordergrund.

Filius Daniel, der Vater des Firmengründers Theodor, ist seines Zeichens Apotheker und bleibt damit beim Heilberuf. Daniel heiratet am 27. April 1817 Maria Rosa Wagner, die katholisch ist und aus dem Badischen stammt. Daniel bringt ein Vermögen im Wert von 384 Gulden in die Ehe⁵. Damit bewegt er sich im Mittelfeld dessen, was zur fraglichen Zeit die jungen Handwerksmeister in Ebingen durchschnittlich zur Verfügung hatten. Wodurch er sich vom Gros seiner Mitbürger unterscheidet, das sind die vier Bücher, die zu seinem Vermögen gehören: Vier Bücher, das ist schon ganz ansehnlich, denn die meisten Ebinger besitzen damals überhaupt keine Bücher oder aber nur ein Gesangbuch⁶. Die Titel zeigen, dass der junge Daniel wissensmäßig vorankommen wollte: Neben einem zweibändigen Lehrbuch der Apothekerkunst finden wir „Der deutsche Patriot“ und „Die Kunst, Bücher zu lesen“, außerdem – ganz obligat – ein Gesangbuch. Ganz anders sah es mit dem Vermögen seiner Ehefrau aus: Sie brachte Besitz im Wert von 2735 Gulden mit, darunter 800 Gulden Bargeld (und Gesangbücher gleich im Doppelpack).

Nach 20 Ehejahren stirbt Daniel Groz. Von den zwölf Kindern haben vier ihren Vater überlebt⁷, darunter Theodor, der zukünftige Firmengründer. Wie aus den notariellen Unterlagen der Nachlass-Regelung hervorgeht⁸, stehen beim Tod des Apothekers dem Vermögen von 4124 Gulden Verbindlichkeiten in Höhe von 1665 Gulden gegenüber. Es bleiben auf der Haben-Seite somit 2459 Gulden. Als Geschäftsmann war Daniel Groz, so muss man wohl schließen, nicht besonders erfolgreich. Aus denselben Unterlagen

äußern sich allerdings auch Wissensdurst und Bildungshunger des Verstorbenen:

Er hinterlässt 61 Bücher; das ist für die damaligen Verhältnisse eine ansehnliche Bibliothek – darunter sechs Pharmazie-Titel, fünf Nachschlagewerke und Wörterbücher, drei Lateinbücher (Grammatik, Lexika), vier Geschichtsbücher, 14 Andachts- und Gebetsbücher, eine Bibel, sechs Gesang- und drei Spruchbücher, ein Geographiebuch und schließlich noch drei schöngeistige Bücher⁹. Bei der üppig vertretenen Erbauungsliteratur zeigt sich eine gewisse Hinneigung zum Pietismus¹⁰, was jedoch nicht allzu schwer gewichtet werden sollte, denn man weiß nicht, auf welchem Weg Daniel Groz in den Besitz dieser Bücher gelangt ist.

Lehre und Gesellenzeit

Theodor, beim Tod des Vaters neun Jahre alt, ist das dritte unter den vier überlebenden Kindern. Sein Pflichtanteil aus dem väterlichen Erbe beträgt 49 Gulden – ein Betrag, mit dem keine großen Sprünge zu machen sind: Die goldene Uhr, die sein Vater hinterlässt, wird mit 50 Gulden fast auf den gleichen Betrag taxiert¹¹.

Nach Beendigung der Schule im Jahr 1842¹² kommt Theodor nach Ludwigsburg und geht bei Nadlermeister Friedrich Wöhrn in die Lehre¹³. Das Nadlerhandwerk umfasste damals eine überaus rasch vielseitige Produktpalette, nämlich alles, was aus Draht herzustellen ist: neben den eigentlichen Nadeln auch Korsettschließen und Geldbörsen aus Drahttringen, ja sogar Schirmgestelle. Am 24. März 1846 erhält Theodor sein Gesellenzeugnis¹⁴.

Ein Jahr noch arbeitet er bei Meister Wöhrn als Geselle, dann macht er sich der zeitüblichen Sitte entsprechend als Handwerksbursch auf die Wanderschaft. Sein Weg führt ihn über Frankreich¹⁵ nach Wien und ins fränkisch-bayerische Schwabach – neben Nürnberg die wichtigste Nadlerstadt in Süddeutschland. Dort, in Schwabach, werden Nadeln für die einfachen Wirkmaschinen jener Zeit hergestellt, die damals den Namen „Wirkstühle“ tragen. Diese Nadeln bestehen aus Eisendraht, waren deshalb nicht sehr elastisch, und werden mit der Feile bearbeitet. Sie sind zunächst nur aus Frankreich zu beziehen, wo sie aus Gusstahldraht hergestellt werden¹⁶. Die Wahl von Schwabach als Arbeits-Station beweist, dass Theodors Interesse mittlerweile stark auf die Nadelproduktion gerichtet ist.

Spätestens gegen Ende des Jahres 1850 oder Anfang 1851 wird Theodor Groz nach Ebingen zurückgekehrt sein, nachdem er im Jahr 1849 ein

Freilos gezogen hatte und deshalb keinen Militärdienst leisten muss¹⁷. Während dieser Zeit wird er auch das Meisterrecht im Nadlerhandwerk erworben haben¹⁸. Ein Meisterbrief ist allerdings nicht erhalten, weder bei den privaten Unterlagen der Familie noch im Firmenarchiv. Dennoch ist ein quellenmäßiger Hinweis auf das Meisterrecht vorhanden, und zwar in einem Schreiben vom 12. Juni 1863, in welchem Theodor Groz dem Friedrich Beck bestätigt, bei ihm, Groz, das Nadler-Handwerk erlernt zu haben, „so daß ich ihn jedem meiner Herren Mitmeister bestens empfehlen kann.“¹⁹

Der Nadler Johannes Rehfuß

In Ebingen ist gerade der einzige Nadler, Johannes Rehfuß, am 20. September 1852 gestorben²⁰. In kleinerem Umfang produzierte er Maschinen-Nadeln²¹, doch der Schwerpunkt seiner Tätigkeit lag in seinem Ladengeschäft²². Nach seinem Ableben führte seine Frau dieses weiter, bis auch sie am 20. Dezember 1852 verstarb. Wie aus den notariellen Auflistungen seines Nachlasses²³ zweifelsfrei zu ersehen ist, liefen die Geschäfte des Nadlers Rehfuß prächtig. Er war ein erfolgreicher und wohlhabender Geschäftsmann. Neben Haus- und Grundbesitz im Wert von 1315 Gulden sind da Aktiva in der beachtlichen Höhe von 11883 Gulden, darunter Warenbestände in einem Wert von 864 Gulden, dazu kommen 1748 Gulden Bargeld und Außenstände bei Kunden in Burladingen, Ebingen, Harthausen, Hartheim, Kaiseringen und Winterlingen. Das von ihm erwirtschaftete Kapital hatte Nadler Rehfuß als Darlehen ausgegeben, teils an öffentliche Einrichtungen wie die Augustenhilfe oder die Stiftungspflege in Ebingen oder auch an die Gemeindepflege in Pfeffingen, teils auch an Privatleute in Bitz, Burladingen, Margrethausen, Schömberg, Truchteltingen und Winterlingen.

Das Rehfuß'sche Warenlager hat imposante Ausmaße, es umfasst eine äußerst breite Palette von Produkten: Dazu gehören hauptsächlich Haften und Stecknadeln²⁴, aber auch Stuhlnadeln, Drahtstifte, Haarnadeln, Knöpfe und Pfeifenköpfe, dann noch Gürtelschnallen, Haarketten, Perlenketten, Ringe, Schlösser und Pfeifendeckel, des Weiteren Waagen, Uhrenketten, Geldbeutel, Tabaksbeutel, Pinsel und Mundharmonikas, nicht zu vergessen Muffs, Zollstöcke, Nägel und Mundstücke für Tabakspfeifen. Die Versteigerung umfasst viele hundert Einzelposten und dauert mehrere Tage, die Bevölkerung Ebingens beteiligt sich rege, es kommen auch Leute von Tailfingen, Truchteltingen und Onstmettingen, und sogar der Herr Pfarrer steigert mit. Neben diesen Unmengen und Unsummen nimmt sich die hinterlassene Werkstatt des Nadlers Rehfuß recht bescheiden aus: Werkzeug und Material sind auf einen amtlichen Schätzwert von 68 Gulden taxiert, darunter befinden sich Strumpfwebernadeln in einem Wert von 20 Gulden. Aus diesem

krassen Unterschied von Warenlager und Werkstatt wird wohl gefolgert werden dürfen, dass die Geschäftstätigkeit des Nadlers Rehfuß hauptsächlich im kaufmännischen Bereich lag, weniger in der Produktion.

Das Ladengeschäft am Unteren Tor

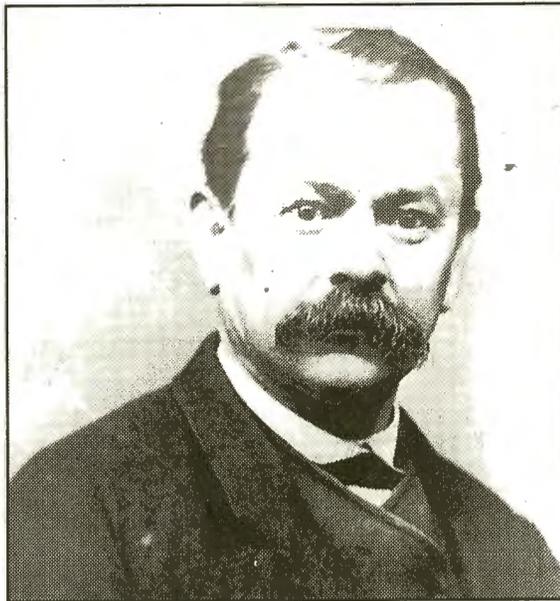
In den Nachlass-Unterlagen des Johannes Rehfuß findet sich auch der Name Theodor Groz. Er hatte – wohl von der Witwe Rehfuß – „Ladenwaaren“ im Wert von 86 Gulden und 30 Kreuzern erworben, diese jedoch zur Zeit der Nachlass-Auflistung noch nicht bezahlt. Diese „Ladenwaaren“ werden sicherlich den Grundstock für das Geschäft des Theodor Groz gebildet haben, dessen erste Spur wir in der Ebinger Lokalzeitung „Der Alb-Bote“ finden. In der Ausgabe vom 24. Mai 1851 lesen wir eine Anzeige, in welcher Theodor Groz einen Posten von Bürsten und Pinseln wie auch seine „Galanterie- und Nadlerwaaren“ zum Kauf empfiehlt²⁵. Die zeitlich nächste Spur bezieht sich auf den Kauf einer Haushälfte „in einem dreystokigen Wohnhaus mit Kaufladen unten in der Markt-Straße, neben Jakob Friedrich Rominger, Bierbrauer, und Zinngießer Friedrich Engel“²⁶ „sammt dem ganzen Stallanbau“²⁷, die er im Mai 1851 um 2900 Gulden von der Witwe des Kaufmanns Johannes Binder erwirbt²⁸.

Im Sommer desselben Jahres nimmt er in dem Haus einige kleinere Umbauten vor²⁹. Zur selben Zeit versichert er seine Mobilien und Warenvorräte bei der Gothaer Bank um 982 Taler³⁰. Eine weitere Geschäftsanzeige schaltet er im Alb-Boten kurz vor Weihnachten 1851³¹: „Kinderspielwaaren in schöner Auswahl und zu billigen Preisen empfiehlt für bevorstehende Weihnachten zu gefälliger Abnahme Theodor Groz, Nadler am unteren Thor“.

Zu dieser Zeit ist der Firmengründer noch nicht verheiratet. Dies mag insofern bemerkenswert sein, weil die jungen Handwerker damals die Gründung einer beruflichen Existenz mit der Heirat zu verbinden pflegten. Möglicherweise hatte er nach seiner Rückkehr von der Wanderschaft eine passende Partnerin nicht so schnell gefunden. Dies sollte sich jedoch bald ändern: Am 18. März 1852 empfiehlt der Stadtrat, Theodor Groz vorzeitig von der Minderjährigkeit³² zu befreien, damit er Rosine, die damals erst 21-jährige Tochter des Schulmeisters Ludwig Rieber heiraten und einen eigenen Hausstand gründen kann. Zur Hochzeit am 29. April 1852 lädt eine Anzeige in der Lokalzeitung ein³³. Der Bräutigam besitzt beim Eintritt in den Ehestand nicht nur den vor Jahresfrist erstandenen Hausteil in der Marktstraße am unteren Tor, sondern auch ein ansehnliches Warenlager, das amtlicherseits auf 1800 Gulden taxiert wird. Freilich ist weder das eine noch das andere abbezahlt. Dem steht ein ererbtes Vermögen der Braut gegenüber in Höhe von genau 3982 Gulden, 30 Kreuzern und vier Hellern³⁴.

Nadeln eigener Herstellung

Die in den Groz'schen Geschäftsanzeigen der Jahre 1851 und 1852 gebrauchten Formulierungen sind enorm wichtig für die Erschließung des Gründungsjahres des Groz'schen Teils der Firma Groz-Beckert. Im städtischen Gewerbesteuer-Kataster findet sich nämlich die früheste Eintragung zum Jahr 1851³⁵. Wie man an den beiden Anzeigen des Jahres 1851 ersehen kann, betätigte sich Theodor Groz in diesem Jahr ausschließlich als Kaufmann; von selbst hergestellter Ware ist mit keinem Wort die Rede. Vergleichen wir hierzu die Groz'sche Weihnachts-Anzeige des Jahres 1852³⁶: „Kinderspiel-Waaren in großer Auswahl... empfiehlt zu gefälliger Abnahme Theodor Groz Nadler“ – und jetzt kommt der entscheidende Satz: „Gute Strumpfwirker-Nadeln **eigener Fabrikation** in den verschiedenen gebräuchlichen Num-



Theodor Groz 1828 – 1892

mern sind stets vorrätig und billig zu haben bei Theodor Groz Nadler“. Die „eigene Fabrikation“ wird somit am 18. Dezember 1852 erstmals erwähnt. Irgendwann im Verlauf des Jahres 1852 hat Theodor Groz die Herstellung von „Strumpfwirker-Nadeln“ aufgenommen und damit den Grundstock für den Ebinger Zweig der Firma Groz-Beckert gelegt.

In seiner Weihnachts-Anzeige von 1852 führt Groz die im Jahr zuvor pauschal benannten „Galanterie- und Nadlerwaaren“ einzeln auf³⁷. In einer endlos langen Liste nennt er weit über hundert verschiedene Artikel, die er pedantisch in alphabetischer Reihenfolge aufführt: von der Ahle über Bartpinsel, Drahtstifte, Fingerringe, Geldbörsen und Goldperlen hin zu Gürtelschnallen, Haarnadeln, Häkelnadeln, Knöpfen und Pfeifendeckeln letztendlich bis zu Scheren, Stecknadeln, Tabaksbeuteln, Uhrenketten, Vorhangringen und Zirkeln. Dieses extrem breit gefächerte Warenangebot entspricht voll und ganz dem des verstorbenen Nadlers Johannes Rehfuß, wie es uns aus der Versteigerung seines Nachlasses bekannt ist. Theodor Groz ist demnach geschäftlich in die Fußstapfen des verstorbenen Nadlers Rehfuß getreten.

Ein Vergleich der Gewerbesteuer-Entwicklungen bei Rehfuß und Groz bestätigt dies³⁸. Johannes Rehfuß beginnt 1839 mit einem Steuersatz von 1 Gulden 48 Kreuzern, steigert sich von Jahr zu Jahr und ist 1849 bei 10 Gulden 24 Kreuzern. Damit übertrifft er sogar die reichsten Metzger im Ebingen dieser Zeit, die über einen Steuersatz von 7 Gulden nicht hinauskommen – und die Metzger gelten damals wie heute als Paradebeispiel für wohlhabende Handwerksleute³⁹. Die Geschäfts-Aktivitäten des Johannes Rehfuß brechen 1849 abrupt ab, wahrscheinlich krankheitshalber.

Theodor Groz beginnt zwei Jahre später, 1851, mit einem Ansatz von 2 Gulden und 24 Kreuzern, er steigt dann ebenfalls stetig auf und kommt 1862 auf einen Steuersatz von 9 Gulden 36 Kreuzer, womit er steuermäßig seinem Vorgänger (mit 10 Gulden) recht nahe gekommen ist.

Wie gewohnt bietet der Nadler Theodor Groz kurz vor Weihnachten 1869 wieder seine „Kinderspielwaaren zu auffallend billigen Preisen“, dazu einen Ovalofen⁴⁰. Das Ladengeschäft existiert also immer noch; es wird erst 1875 aufgegeben⁴¹, als die Nadelherstellung allé Kraft erfordert und vielleicht nicht mehr zur Absicherung der Familie benötigt wird. Zu ihr gehören bis zu dieser Zeit sechs Kinder; vier weitere waren im Lauf der Jahre entweder tot geboren worden oder aber bereits wenige Wochen nach der Geburt verstorben.

Die im Jahr 1852 gefertigten Mengen an Nadeln können nicht sehr groß gewesen sein. 1853 erfolgt schon eine erste Lieferung von tausend Nadeln in die Schweiz⁴² und ein Jahr später ist der junge Unternehmer bereits auf der „allgemeinen

deutschen Industrie-Ausstellung“ in München mit mehreren Produkten vertreten, nämlich mit einem „Geflecht zu einer Malzdarre“, mit einem „Muster von Strumpfwirkernadeln“ sowie mit einem „Geldbeutel von Draht“⁴³. Er selbst bezieht 1855 sein sicherlich aus England stammendes Rohmaterial über Rotterdam, wie aus einem erhaltenen Schreiben an den Spediteur in Mannheim hervorgeht⁴⁴. Das Kistchen Draht ist mit „TG No 1“ bezeichnet, wobei „TG“ wohl als die Initialen des Firmengründers zu deuten sind. Zügig muss Groz seine Werkstatt und seine Kapazitäten ausgebaut haben, denn bald schon kann er 25000 Nadeln an einen Kunden ausliefern. Ein anderer Kunde erhält 1856 eine Lieferung von 8000 Stück.

Verbesserung der Qualität

Als Ergebnis seiner fortwährenden Bemühungen und offensichtlicher Erfolge bei seinen Kunden legt Theodor Groz 1855 der Zentralstelle für Handel und Gewerbe in Stuttgart einige Musternadeln aus Gussstahl für Rundstuhlmaschinen zu Testzwecken vor⁴⁵. Das Urteil der Zentralstelle über die eingesandten Nadeln ist jedoch nicht befriedigend⁴⁶. Es ist eben noch ein langer mühsamer Weg zu dem Ziel, den deutschen Wirkern Nadeln anbieten zu können, die besser sind als die französischen. Die Suche nach einem geeigneten Draht als Rohstoff für seine Nadeln ist für ihn das Wichtigste. Am 13. Dezember 1859 wendet er sich erneut an die Zentralstelle in Stuttgart und bittet um Auskunft über die bisher erfolgten Erkundigungen nach einem brauchbaren Stahldraht. Ferdinand Steinbeis, der Leiter der Zentralstelle, antwortet ihm am 19. Dezember 1859 persönlich und kündigt ihm eine Musterversendung aus England an⁴⁷. Nur wenige Tage später wird eine Sendung Klaviersaitendraht aus Gussstahl in Aussicht gestellt, hergestellt von der Firma Moritz Poehlmann in Nürnberg⁴⁸, und kurz darauf kündigt sich eine ähnliche Sendung der Firma Gebr. Rahmede & Cie bei Altena an⁴⁹.

Um diese Zeit laufen die Geschäfte für Theodor Groz ausnehmend gut. So baut er 1858 seinen Hausteil in der Marktstraße aus⁵⁰ und ist zwei Jahre später im Stande, einen weiteren Teil des Hauses in der Marktstraße zu erwerben, in welchem sich sein Geschäft befindet⁵¹. Weitere Umbaumaßnahmen folgen⁵². Dadurch erhöht sich der Anschlag der Feuerversicherung von 2500 auf 3500 Gulden⁵³. Außerdem kauft er zur selben Zeit ein größeres Gartengrundstück am Haringstein für 230 Gulden, die er bar bezahlt⁵⁴. Dieser Grundstückserwerb wird wohl so zu verstehen sein, dass er einen Teil des erwirtschafteten Kapitals in einer Immobilie anlegt.

1861 beschäftigt Theodor Groz neben zwei Gesellen 25 Arbeiter⁵⁵ und erhält bei einer Gewerbeausstellung in Rottweil durch König Wilhelm ein Ehrendiplom und einen „chemischen Preis“, verbunden mit einem Geldbetrag von 20 Dukaten⁵⁶. Mit diesem Preis finden offensichtlich seine Anstrengungen um eine geeignete Härtung der Nadeln eine Anerkennung. Im folgenden Jahr besucht er die Weltausstellung in London, findet aber für sich selbst keine neuen Anregungen⁵⁷.

Seine Bemühungen um brauchbares Material bringen ihn weiter, vor allem durch die Verwendung von Stahldraht, doch trifft ihn und alle Wirker im Jahr 1863 ein harter Schlag. „Da meine Nadelherstellung infolge der Baumwollkrise ganz darniederliegt“⁵⁸, sucht er andere Drahtartikel, mit denen er seine Arbeiter beschäftigen könnte. Dergestalt bittet er 1864 die Zentralstelle um Hilfe bei der Herstellung von Nähmaschinenadeln. Doch winkt man dort ab, da im Aachener Raum schon größere Fabriken für diese Nadelart bestehen⁵⁹.

Währenddessen hat sich aber schon eine andere Perspektive abgezeichnet, Stichwort „Charniernadel“. Dieses Produkt geht zurück auf den englischen Wirker Townsend, der 1847 eine völlig

Richtigstellung

In unserer Ausgabe Nr. 4 vom 30. April 2002 war der Name des Autors des Beitrags „Die Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen...“ nicht richtig wiedergegeben. Der Albstädter Historiker heißt nicht „Eberg“, sondern Jens-Florian Ebert.

neue Nadel für die Herstellung von gestrickten Textilien erfunden hatte, nämlich die Charnier-nadel mit beweglicher Zunge. Sie wird in Süd-deutschland in Maschinen benützt, die aus Frankreich eingeführt worden sind, weshalb das Wort „Charnier“ in der Nadlerei noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg mit „Ch“ statt wie sonst üblich mit „Sch“ geschrieben wurde. 1863 kommt die erste Anfrage zur Lieferung dieser Werkzeuge für die Lamb'sche Strickmaschine nach Ebingen. Sofort macht sich Theodor Groz daran, Werkzeuge und Vorrichtungen zu schaffen, auch diese Nadeln in sein Produktionsprogramm aufzunehmen⁶⁰. Es gelingt ihm als Erstem in Deutschland, diese Art Nadeln zur vollen Zufriedenheit seiner Kunden zu produzieren.

Doch damit tritt er in Konkurrenz zu den französischen, englischen und amerikanischen Herstellern. – 1865 ist die Textilkrise offenbar noch nicht beendet, denn noch immer produziert die Firma Groz unter anderem auch Korsettschließen⁶¹. Letztere waren ausschließlich für den Bedarf der örtlichen Korsettfabriken bestimmt; dadurch hatte das Unternehmen des Fir-

mengründers eine nicht zu schmale Existenzgrundlage, eine Grundlage allerdings, die ganz stark von der Mode abhängig und damit krisenanfällig war. Der Entschluss, letztendlich doch auf die Produktion von Korsettschließen zu verzichten, sollte sich somit auf lange Sicht als richtig erweisen.

1864 verwendet Theodor Groz erstmals die Bezeichnung „Nadelfabrik“⁶², doch er selbst ist bescheiden. Die Geburt aller seiner Kinder meldet er noch als „Nadler“ an. Erst bei der Hochzeit des ältesten Sohnes 1880 erscheint er als Nadelfabrikant im Trauregister der evangelischen Kirchengemeinde Ebingens⁶³.

Dreh- und Angelpunkt aller seiner Bemühungen um eine zufriedenstellende Nadel ist der Rohdraht und seine Warmbehandlung. Es fällt schwer, zuverlässige Lieferanten zu finden, die gleich bleibende Qualität liefern, um darauf das eigene Härteverfahren abstimmen zu können. Der Entwicklung eines geeigneten Härte- und Temperierofens gilt die unablässige Anstrengung mit unzähligen Versuchen. Doch 1866 ist es so weit. Voll Befriedigung fasst Theodor Groz seine ganze Erfahrung in eine „Genaueste Anleitung, Stahl-, Strumpfstuhl- und Charnir-Nadeln in vorzüglichst unübertrefflicher Qualität anzufertigen“⁶⁴.

Bedingt durch die französischen Reparationszahlungen an das Deutsche Reich setzt nach dem gewonnenen Krieg 1871 ein starker Aufschwung der deutschen Wirtschaft ein, und damit auch der Textilindustrie – die so genannte und viel gepriesene „Gründerzeit“. Neue Maschinen werden

Die erste Werkstätte am Unteren Tor



konstruiert, die feinere und leistungsfähigere Nadeln erfordern. Wieder steht Theodor Groz vor dem Problem, für die höheren Ansprüche einen geeigneten Draht zu finden. Dazu kommt wenige Jahre später eine gewaltige Wirtschaftskrise im Deutschen Reich, nachdem die französischen Reparationszahlungen getätigt worden waren und fortan kein Geld von Westen her über den Rhein fließt. Unter diesen Umständen ist Theodor Groz nahe daran, die Nadelmacherei aufzugeben⁶⁵.

Dazu aber sollte es nicht kommen: Sohn Daniel kommt 1874 nach seiner Gesellenzeit nach Ebingen zurück und stößt zwei grundlegende Entscheidungen an, die neuen Schwung ins Geschäft bringen⁶⁶. Die erste Entscheidung betrifft den von Theodor Groz entwickelten Härteofen. Letzterer wurde seiner Größe wegen nur alle drei Wochen in Betrieb genommen: Man wartete eben, bis genügend Nadeln produziert waren, um ihn optimal zu nutzen.

(Fortsetzung/Schluss folgt)

„Eckig und unpoliert“

Der Visitationsbericht des Tailfinger Pfarrers Adolf Kieser aus dem Jahre 1871 – von Dr. Peter Thaddäus Lang/1. Folge

Als Pfarrer Adolf Kieser den nachstehenden Bericht über den Zustand seiner Gemeinde abfasst, ist er 51 Jahre alt, 16 Jahre im Kirchendienst und in Tailfingen seit knapp neun Jahren – das heißt, er ist, wenn man so will, ein „alter Hase“, einer, der über viel Berufserfahrung verfügt und der die Tailfinger Gemeinde so gut kennt, dass man seinen Beobachtungen und Einschätzungen großes Gewicht beimessen kann.

Dass der Pfarrer seine Gemeinde ausnehmend gut kennt, das ergibt sich schon allein aus den Kommunikationsstrukturen in einem Dorf mit einer fast ausschließlich alteingesessenen Einwohnerschaft. Hier kennt jeder jeden und Veränderungen im familiären oder beruflichen Bereich eines Einzelnen sind willkommene Themen für den täglichen Tratsch im Ort – somit weiß dann jeder sehr viel über jeden – und der Pfarrer kann dieses äußerst sensible und überaus rasch arbeitende Informationssystem schon allein auf dem Wege seiner Amtshandlungen anzapfen: Über die Krankenbesuche, über Taufen, Trauungen und Beerdigungen, über den Konfirmationsunterricht und über den Pfarrgemeinderat. Auf dieser Grundlage kann der Pfarrer – beispielsweise – sehr präzise Angaben machen über die berufliche Situation und die familiären Verhältnisse der wenigen Katholiken am Ort.

Natürlich legt er hin und wieder seine persönlichen Maßstäbe an, aber dies ist durchaus erkennbar. So sieht er beispielsweise im Gegensatz zu seinem Ebinger Amtsbruder die industrielle Entwicklung nur ungenau – Pfarrer Kieser ist, so darf man wohl annehmen, ein ausgesprochener Landpfarrer, der in den aufkommenden Fabriken nur die Ursache moralischer Verderbnis sieht. Dabei erfasst er die damals offensichtlich schon entstehende Konsum-Orientierung sehr scharf und treffend, wenn er von den jungen Fabrikarbeiterinnen schreibt, dass sie „nichts lernen, als Geld verdienen und wieder verbrauchen“.

Wenn er von einer vermehrten Hinneigung zum Luxus redet, so ist dies am Maßstab extremer

Bedürfnislosigkeit gemessen, denn er wertet den Verzehr von Bier, Wurst und Käse bereits als Zeichen der Genusssucht.

Deutlich streicht Pfarrer Kieser auch die sozialen Unterschiede zwischen sich und seiner Gemeinde heraus: Die Tailfinger beschreibt er als „eckig und unpoliert“; er stört sich an ihren lauten „Schneuzen und Husten“ während des Gottesdiensts, und außerdem findet er es unschicklich und plump, wenn sich fast alle im Dorf untereinander duzen und mit Vornamen anreden.

Ein Vergleich mit einem Ebinger Visitationsbericht aus demselben Zeitraum zeigt, dass das Tailfingen des Jahres 1871 eine doch noch ausgesprochen ländlich geprägte Gemeinde war. Das zeigt sich nicht nur an „eckigen und unpolierten“ Verhaltensweisen seiner Bewohner. Das zeigt sich möglicherweise auch an der im Vergleich zu Ebingen geringeren Qualifikation des Tailfinger Lehrpersonals. Hier tut sich insbesondere der dritte Schulmeister negativ hervor. So negativ, dass sein Name in dem hier vorgelegten Text vom Herausgeber anonymisiert wurde.

Schauen wir uns nun an, wie Pfarrer Kieser seine Gemeinde beurteilt.

Disziplinierung

Der Protestantismus ist dafür bekannt, dass er seit der Reformation gegen volkstümliches Brauchtum rigoros vorgeht, wenn es seine fromme Lebensweise zu stören droht – im Ge-

gensatz etwa zum Katholizismus, der zwar von Fall zu Fall in entsprechender Weise strenge Regeln aufstellt, sich aber insgesamt wesentlich nachsichtiger verhält.

Solche alten Bräuche scheinen aber auch noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf, trotz aller kirchlichen Zwangsmaßnahmen: Zum einen sind es die Lichtstuben, hier „Lichtkränze“ genannt, in denen sich die Frauen und Mädchen an langen Winterabenden bei Handarbeiten zusammenfanden. Da sich bisweilen auch Mannesvolk in den Lichtstuben herumtrieb, witterte die Geistlichkeit dort allerlei Unsittliches und drängte seit dem 16. Jahrhundert auf deren Abschaffung. Ohne Erfolg, wie das Tailfinger Beispiel zeigt, was jedoch nicht bedeutet, dass sich die Geistlichen mit den Lichtstuben abgefunden hätten: Pfarrer Kieser wünscht sich ein härteres Durchgreifen der Polizei. Die kommunalen Gesetzeshüter halten sich indessen hierbei sehr zurück, sicherlich aus dem Grund, dass sie sich andernfalls recht unbeliebt machen würden.

Der zweite, hier erwähnte Brauch ist das Schießen bei Taufen mit anschließendem Bierausschank – dem Pfarrer ebenfalls ein Dorn im Auge. Offenbar hat er auch hier keine Handhabe, dieses zu unterbinden.

Verhältnis zu den Katholiken

Das Verhältnis zu den Katholiken erweist sich durchaus als mehrschichtig: Einerseits werden die wenigen Katholiken am Ort überaus miss-träulich behängt, zumal dann, wenn sie in Misch-ehen leben. Andererseits aber lässt Pfarrer Kieser mit der allergrößten Selbstverständlichkeit Orgel und Kommunionkelche von katholischen Handwerkern (in Lautlingen und Schwäbisch Gmünd) in Stand setzen.

Die Rolle des Pietismus

Als herausragendes Merkmal im religiösen Bereich sieht der Ortsgeistliche die besondere Rolle des Pietismus, der in Tailfingen zu jener Zeit offensichtlich weitaus mehr Anhänger hatte als in jeder anderen Gemeinde des ganzen Oberamts. Der Pfarrer zählt sechs „Gemeinschaften“ auf, redet aber von „sechs bis sieben“, womit er wohl ausdrücken will, dass er nicht ganz sicher ist, ob er nicht vielleicht eine vergessen hat. Zählt man die – teilweise nicht ganz präzisen – Zahlenangaben zusammen, kommt man auf rund 150 Personen. Das ist im Vergleich zu Ebingen – mit seinen damals zirka 5000 Einwohnern – in der Tat ganz erklecklich, denn in Ebingen kommt man laut Visitationsbericht von 1859 auf nicht mehr als etwa 40 Stundenleute.

Betrachten wir in diesem Zusammenhang ein – hier ebenfalls nicht wiedergegebene – Randbemerkung des Dekans: „Die verschiedenen Gemeinschaften halten noch brüderlich zusammen“ (Unterstreichung von noch). Es ist offenbar anderwärts die Regel, dass sich die Gemeinschaften untereinander spinnefeind sind, was ihrem Ansehen bei dem Rest der Gemeinde nicht eben förderlich gewesen sein dürfte. Ebingen mag hierfür als Beispiel dienen.

Der Tailfinger Pfarrer stellt den Pietisten in seiner Gemeinde ein recht gutes Zeugnis aus: Er nennt sie „das Salz der Gemeinde“. Der Dekan sieht sie allerdings in einer hier nicht wiedergegebenen Randbemerkung wesentlich negativer: Er meint, mit ihrem Übereifer machten sie ihrem Pfarrer das Leben schwer. (Ein Urteil, das von einem Kenner der Materie 130 Jahre später bestätigt wird: „Da hat sich nichts verändert!“).

Trotz dieses guten Zeugnisses über die Pietisten scheint Pfarrer Kieser ihnen ansonsten nicht sonderlich gewogen zu sein – sonst hätte er es unterlassen, bei einigen der prominenten Stundenleute ihre wenig respektierlichen Übernahmen zu erwähnen: „Bu“ und „Büble“.

Wie dem auch sei: Aus dem Bericht geht also eindeutig hervor, dass der Pietismus in Tailfingen eine beträchtlich größere Rolle gespielt hat als in irgendeinem anderen Ort des Bezirks. Diese Feststellung bestätigt sich, wenn man die Inventuren

und Teilungen Tailfingens nach dem Besitz pietistischen Schriftguts durchsucht. Während 14 Prozent der Ebingen im Jahr 1859 pietistisches Schriftgut ihr eigen nennen, sind dies in Tailfingen – man lese und staune – ganze 38 Prozent!

Diese Beobachtungen geben Anlass zu verschiedenen Fragen. Erstens: Der Tailfinger Pfarrer verwendet im Hinblick auf die Pietisten die Formulierung „das Salz der Gemeinde“. Darf man daraus schließen, dass die Pietisten durch ihr unentwegtes Wirken auf den – doch beachtlich großen – Rest der Gemeinde ausgestrahlt haben? Und zweitens: Daß man aus dem außerordentlich großen Gewicht der Tailfinger Pietisten schließen darf, dass sich der Pietismus positiv auf die industrielle Entwicklung der Schmiecha-Gemeinde ausgewirkt hat?

Ich selbst neige hier eher zur Zurückhaltung: Ohne weitere Untersuchungen angestellt zu haben, wollte ich diese Frage weder mit „ja“ noch mit „nein“ beantworten. Es ist nämlich zu bedenken, dass ein stark entwickelter Pietismus in einer Gemeinde noch lange keine hinreichende Voraussetzung für eine expandierende Industrie ist –. Es lassen sich aus Württemberg mit Leichtigkeit genug Beispiele von stark pietistischen Gemeinden anführen, an denen die Industrialisierung spurlos vorüber gegangen ist.

Der Text

1. Statistisches

Zahl der ortsangehörigen Bevölkerung der Gemeinde am 3. Dez. 1870

a. Evangelisch 2324 b. Katholisch 13

c. Dissent. 20 d. Israelit. –

Gesamtsumme: 2357

2. Schilderung der Gemeinde

Immer mehr bestätigt es sich dem Referenten, dass rau, wie die Scholle und wie die Luft hier oben, auch der Anwohner ist, und eckig und unpoliert, wie die vielen auf den Feldern auch das Volk; dass aber auch eine gewisse zähe Festigkeit in dieser rauhen und rohen Naturwüchsigkeit ist und dass auch zwischen den scharfkantigen, harten und eckigen Steinen in der scharfen Luft der gute Same hervorwächst, der in die rauhen Schollen mühevoll und in saurer Arbeit ausgestreut worden. So sind die Leute hier im Durchschnitt noch kirchlich, manche freilich mehr oder nur aus Gewohnheit und ex opere operando et operato.

Sonntagvormittags nimmt, besonders was die Männer betrifft, der Kirchenbesuch ab. Auch die monatlichen Bußtage werden gering gefeiert. Die Fest- und Sonntage dagegen werden noch von den meisten für heilig gehalten, die Feiertage bedeutend weniger. Ein Erwachsener, der am Fest- und Sonntag nicht in die Kirche geht, wenn er sonst kann, so er wirklich will, gilt hier immer noch für keinen rechten Christen und für keinen ordentlichen Menschen, was freilich den Wirtschaftsbesuch abends bei manchen, besonders bei den Jüngeren, nicht ausschließt. Doch gibt es auch noch manchen Bürger hier, der das Wirtschaftgehen nicht nur für kostspielig und für Luxus, sondern auch für unsolid und für unchristlich hält.

Das geistliche Amt steht noch in einer gewissen Achtung, und Haus-, namentlich aber Krankenbesuche werden durchschnittlich gar gerne gesehen. Der Geistliche soll es aber sozusagen von selber wissen, wer und wo einer krank ist. Manche sind mitleidslos und gedankenlos hart gegen den Pfarrer, als hätte derselbe nicht auch eine menschliche, der Erholung bedürftige Natur.

Die Familienglieder hängen aneinander, wenn sie auch meist in nichts weniger, als feiner Form miteinander verkehren. Morgen- und Abend-Andachten nebst Tischgebet und Lesen einer Predigt am Sonntag ist wohl in den meisten Häusern noch üblich, nur nicht immer in der rechten Ge-

Ausblick

Samstag, 22. Juni bis 29. September: Salem. Vom Kloster zum Fürstensitz Salem

Samstag, 20. bis 23. Juli: Elsass (Prof. Roller), Bus.

meinschaftlichkeit und Art. Ehezwiste gibt es leider ziemlich viele, oft von Mein und Dein hervorgerufen, und wohl auch zum Teil daher rührend, dass es hier häufig vorkommt, dass das getraute Ehepaar noch 1/4, 1/2 Jahr und noch länger nicht zusammenzieht und eine eigene, gemeinsame Haushaltung anfängt, sondern jeder von den beiden noch daheim bei den Seinigen bleibt; so gewöhnen sie sich nicht gleich und recht aneinander, und es ist alsdann kein Wunder, wenn der Mann später, wenn sie endlich beieinander wohnen, die Faust oder das Seil glaubt anwenden zu müssen.

Liebe zu den Kindern („zu dem Kind“) herrscht im Durchschnitt in der hiesigen Gemeinde, aber dieselbe ist leider meist bloß eine sinnlich-natürliche, mit sittlicher Laxheit verbundene, die zwar das Kind öfter auch schon recht auszunutzen sucht, Dritten (besonders den Lehrern gegenüber) aber dem armen Kind den Kopf hebt, wobei die elterliche Liebe oft recht unweise und recht grob und roh durch Rasonnieren und Schimpfen sich zu helfen sucht, dazu noch veranlasst und aufgeregt durch die Hetzereien anderer, die sich unnötiger und unberufener Weise dareinmischen. Der ledigen Jugend gegenüber lässt man auch von Seiten der Eltern meist bloß die sinnliche, schwache und laxen „Liebe“ walten, wenn der Sohn oder die Tochter nun Geld verdient oder von dem Arbeitsverdienst den Eltern ein ordentliches Kopfgeld bezahlt, was leider besonders bei manchen der in den Korsettfabriken arbeitenden ledigen Söhne der Fall ist.

Der gegen früher viel größere und leichtere Arbeitsverdienst, besonders in den Fabriken, verschafft der hiesigen ledigen Jugend viel zu bald eine gewisse Selbstständigkeit und Emanzipierung und mach die ledige Jugend zucht- und meisterlos, schwer zu behandeln und genussüchtig, denn leider hilft bei manchen alles nichts, sie mögen nicht an die Zukunft denken und, in eine Sparkasse einlegend, auch für dieselbe zu sorgen und suchen, so dass ein Vernünftiger mit dem Volke (mit Alt und Jung) es ein wahrhaft wohlmeinender Mensch nur mit Sorge und Angst an Zeiten der Geschäftestockung und des Misswachsens denken kann.

(Fortsetzung/Schluss folgt)

Betrifft: Schriftsteller Hugo Bertsch

Buchstäblich unter den Tisch gefallen ist der Anhang „Werke“ und „Literatur“ zum Beitrag von Dr. Peter-Thaddäus Lang: „Der Schriftsteller Hugo Bertsch aus Margrethausen“. Hier ist nun dieser Anhang:

Werke von Hugo Bertsch:

- Die Geschwister, 1903
- Bob, der Sonderling, 1904
- Bilderbogen aus meinem Leben, 1906
- Der Tramp, 1923

Literatur

- Manfred Brauneck (Hrsg.), Weltliteratur im 20. Jahrhundert, 5 Bde., Hamburg 1981
- A. Busse, Hugo Bertsch, ein amerikanischer Erzähler. In: Monatshefte für deutschen Unterricht, 22. Januar 1930, S. 2–9.
- Harenbergs Lexikon der Weltliteratur, 5 Bde., 1989.
- Erwin Gatz (Hrsg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 bis 1648. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1996 (Stichwort Balthasar Wurer).
- Wilhelm Kosch, Deutsches Literatur-Lexikon – das 20. Jahrhundert (Stichwort Hugo Bertsch).
- Henning Rischbieter, Gorki, Hannover 1973.
- Hedwig Röckelein / Casimir Bumiller, ... ein unruhig Poet Nikodemus Frischlin 1547–1590. Ausstellungskatalog Balingen 1990.
- Anselm Salzer / Eduard v. Funk (Hrsgg.), Illustrierte Literaturgeschichte in 6 Bänden.
- Jordan Sauter, Ein Weltenwanderer aus Margrethausen – der Arbeiterdichter Hugo Bertsch. In: Festschrift 700 Jahre Margrethausen, 1975.
- Katja Patricia Schick, Auf den Spuren von Hugo Bertsch. Artikel-Serie im „Schwarzwälder Boten“, 12. / 13. 8. 2000, 16. 8. 2000, 19./20. 2000, 21. 8. 2000, 23. 8. 2000, 24. 8. 2000, 6. 9. 2000, 9. 10. 2000, 2. 1. 2000.
- Günther und Irmgard Schweikle (Hrsgg.), Metzler Literaturlexikon, Stuttgart 1984.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter-Thaddäus Lang, Johannesstraße 5, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

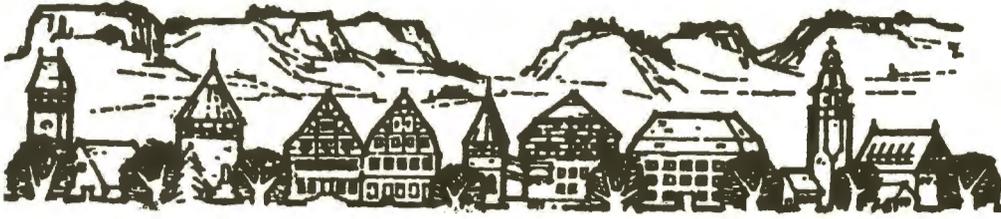
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 49

30. Juni 2002

Nr. 6

„Eckig und unpoliert“

Der Visitationsbericht des Tailfinger Pfarrers Adolf Kieser aus dem Jahre 1871 – von Dr. Peter Thaddäus Lang/2. Folge

Gesinde gibt es hier eigentlich keines, da fast niemand einen Knecht oder eine Magd braucht und nimmt. Dagegen sind immer hiesige, besonders Mädchen auswärts, namentlich im nahen Ebingen in Dienst. Doch ziehen es in der neueren Zeit bei weitem die meisten hiesigen Mädchen vor, daheim zu bleiben und mit Hosen und Nähen einen regelmäßigen und leichten Arbeitsverdienst zu finden, wobei sie keinen Finger unrein zu machen brauchen, in der warmen Stube bleiben zu dürfen, ihren Lieblingsgedanken nachhängen und ungestört ihre eigenen Wege gehen können, freilich auch eigentlich nichts lernen, als Geld verdienen und wieder verbrauchen. Wenn sie noch von daheim fortgehen, so gehen sie in neuester Zeit lieber in eine Fabrik als in einen wirklichen „Dienst“, früher nach Plochingen, jetzt nach Sontheim bei Heilbronn.

Die Gemeindeglieder hier dauzen alle einander (mit nur ganz wenigen Ausnahmen), vom kleinsten Kind, das reden kann, bis zum ältesten Manne hinauf, was gewiss zum Teil auch schon etwas Rohes und Rücksichtslos- und Pietätsloses und Gemein-Zudringliches im gegenseitigen Verkehre hervorruft und unterhält. Neben viel Dienstfertigkeit in ihrer – freilich meist rauhen – Weise sind die Tailfinger oft aber auch recht hart und lieblos und prozessierlich gegeneinander, worauf die „Gerichtstage“ auf hiesigem Rathause und die Verhandlungen vor (dem) Oberamtsgericht häufig leider nur zu klare Belege liefern.

An allgemeinen christlichen Interessen, namentlich an der Missionssache (weniger leider an der Gustav Adolfs Vereins- und an der Bibel-Sache) beteiligen sich manche, besonders die Studentenleute. So zählt der Basler $\frac{1}{2}$ Batzen Missionsverein hier derzeit 140 regelmäßige Beitragende, und es bringen die derzeitigen zehn Sammler und Sammlerinnen alle zehn Wochen 24 – 25 Gulden für diesen Zweck zusammen. Dazu kommt noch eine regelmäßige Sammlung zum Besten der Pilger Missionsanstalt auf St. Chrischona mit etwa 30 regelmäßig Beitragenden. Auch besteht für die Basler Mission ein Strickverein, dessen 15 – 18 (weibliche) Mitglieder Winters allwöchentlich am Montagnachmittag und -abend im Pfarrhaus sich versammeln und dabei manches christlich Gute zu hören bekommen.

Mit Fleiß und Sparsamkeit auf den Erwerb des Zeitlichen aus zu sein, nötigt die meisten schon ihre Vermögenslosigkeit und die nicht große Ertragsfähigkeit des Bodens. Im Durchschnitt lassen es sich die Leute im Feldbau und in ihren Gewerben (besonders Strumpf-, Manchester- und in neuerer Zeit ganz insbesondere Korsett-Weben) ziemlich sauer werden. Auch geht im Herbst und Winter alljährlich ein Teil der Hiesigen auf den Hausierhandel (meist nach Oberschwaben und in den Schwarzwald). In Nahrung, Haus, Einrichtung und auch in Kleidung herrscht, besonders bei den Älteren, im Ganzen noch große Einfachheit; die Jüngeren sind und werden freilich weniger einfach, – genussüchtig und gewöhnen sich

nach und nach auch immer mehr an Luxusartiges in Kleidung und (die männliche Jugend) an Biertrinken und Wurst und Käse etc. Essen. Doch ist kein einziges besser eingerichtetes und auch die Bedürfnisse eines gebildeteren Menschen befriedigendes Wirtshaus im hiesigen Orte.

Jeder hiesige Bürger hat oder bekommt Allmangengenuss (in 13 ungleichen Einzelstücken etwa zwei Morgen Feld) und eine Holzgabe (derzeit nur noch je $\frac{1}{2}$ Klafter Buchenholz). Solches tut gut, hat aber auch die nachteilige Folge, dass die jüngeren Leute es mit dem Heiraten oft allzu leicht nehmen, und allzu sehr eilen, was dann bei der in nicht geringem Grade vorhandenen rohen Sinnlichkeit wieder zur Folge hat, dass die beiden Geschlechter zu bald aneinander denken und sich aufsuchen und zwar so, dass die meisten Brautpaar leider defloriert und geschwächt vor den Traualtar treten.

Als dem Geistlichen nicht sonderlich angenehme Eigentümlichkeiten, respektive Eigenheiten der hiesigen Gemeinde, kann zweierlei angeführt werden: einmal das, dass die Leute sich gewöhnlich erst spät anschicken, ihre Häuser zu verlassen und in die Kirche zu gehen, woher es kommt, dass es gar lange ansteht, bis endlich der Gottesdienst eigentlich beginnen kann dann und beginnt, und dann der auffallende Mangel an Stille und Ruhe während der Predigt, (...) wobei Sitte der Gemeinde ist fast fortwährendes, unnötig lautes und unmanierliches Schneuzen, Husten etc.

3. Besondere Erscheinungen auf religiösem Gebiete

Die „Gemeinschaften“ und ihre „Stunden“ und „Sprecher“ sind noch dieselben wie vor zwei Jahren. Solche Gemeinschaftspredigten werden hier in der gewöhnlichen alt-württembergischen Weise gehalten

bei Johann Georg Conzelmann, Bauer und Kirchenältester, an Fest- und Sonntagen nachmittags nach der Kinderlehr mit 20 – 30 Männern

bei Stephan Maute, Strumpfw Weber und Bauer und Kirchenältester (früher Hoffmannianer) zu derselben Zeit mit öfters 60 – 70 Weibern und älteren (ledigen) Mädchen

bei Johann Georg Maier, Strumpfw Weber und Bauer, zu derselben Zeit mit gegen 30 Männern und Weibern

bei dem vorhin genannten Stephan Maute kommen an Fest- und Sonntagen nach dem Nachtessen gegen 15 ledige Mädchen noch zu einer Stunde zusammen unter der Leitung der sonstigen Sprecher

bei der schon über sechs Jahre bettlägerigen Ehefrau des Strumpfw Webers Konrad Gonser versammeln sich Samstagnachts 10 – 12 Männer und Weiber, welche durch gemeinschaftliches Lesen und Betrachten der Perikopen oder auch durch Lesen einer Predigt darüber auf den Sonntag sich geistlich bereiten und rüsten.

Die sechs bis sieben Sprecher sind zum Teil zwar etwas eigene aber doch keine böartige der

Kirche abgeneigte Männer, so dass bei ihnen die „Stunden“ und „Stundenleute“ wohl nicht vom rechten Gleise abirren werden. Für Oetinger und Oetingersche Predigten, wie auch für Phil. Matth. Hahn hat ein Teil der hiesigen Gemeinschaftsleute und der Sprecher eine Vorliebe.

Die Kinderstunden wie auch noch in der vor zwei Jahren ausführlich geschilderten Weise im Hause des Bauern und Kirchenältesten Johann Jacob Bitzer („Mühlebüble“) an den Sonntagen nachmittags an der Kinderlehr von dem verheirateten Weber Johannes Gonser.

Der hiesige „Jünglingsverein“, der mit den anderen unseres Lands in Verbindung stand und jeden Sommer ein Jahresfest feierte, hat leider nach Weihnachten 1870 aufgehört. Vielleicht gelingt es, wenn die im Felde stehenden Älteren wieder hierher zurückgekehrt sind, denselben wieder ins Leben zu rufen und in Gang zu bringen. Die jungen und jüngsten Mitglieder wollten nicht mehr Ordre parieren, was zum Teil auch von den hiesigen leidigen Korsettfabriken herührt und mit denselben zusammenhängt.

Von den Sammlungen für die Basler Mission und für St. Chrischona, wie auch von dem Winter Missionsstrickverein war schon oben § 2 die Rede. Zu der Sekte der Hoffmannianer (des „deutschen Tempels“) gehören hier nur zwei Familien mit zusammen 17 Personen, nämlich der Bauer und der Gemeinderat Andreas Bitzer, vulgo „Büble“, ohne den kein „deutscher Tempel“ hier aufgerichtet worden wäre, und dessen verwitwete Mutter, und den Strumpfw Weber und Krämer Johannes Maute, vulgo „der Bu“. Außerdem hat noch der Strumpfw Weber Gottlieb Ammann für sich und seine zwei Kinder den Austritt aus unserer Landeskirche und Übertritt zum „deutschen Tempel“ erklärt (seine Ehefrau gehört noch unserer Landeskirche an). Einige wenige andere neigen und halten sich auch zum „deutschen Tempel“, ohne dass sie aber bis jetzt ihren Austritt bei uns erklärt hätten. Diese Sekte hat – allem nach – hier keine große Zukunft.

Von eigentlichen Spöttern und Religionsverächtern ist dem Referenten hier nichts bekannt.

4. Verhältnis zu anderen Konfessionen

Es haben keine Eingriffe in die Rechte der evangelischen Kirche stattgefunden. Die Kinder der bis jetzt (Ende Dezember 1870 gerechnet) einzigen hier befindlichen gemischten Ehe (Johannes Maute, Strumpfw Weber auf dem Bol) wie auch die eine, im Armenhaus wohnende ledige Weibsperson katholischer Konfession (Helene Bub) werden sämtlich evangelisch erzogen; ebenso die Kinder eines hier bürgerlichen, in Zürich wohnenden Schreiners, der eine katholische Württembergerin zur Frau hat (Johann Georg Conzelmann). Dagegen sind die Kinder eines von hier gebürtigen, hier auch noch bürgerlichen, aber auf einer Mühle bei Ringingen im Killertale wohnenden Evangelischen (Balthas Schaudt), dessen Weib eines Katholikin aus dem Hohenzollerischen ist, sämtlich katholisch; desgleichen die

eines hier bürgerlichen, von Winterlingen gebürtigen, evangelischen Uhrmachers (Mathias Bizer), der in Villingen wohnt, aus welcher Stadt auch seine katholische Ehefrau ist. Ein hier bürgerlicher und nach dem Tod seiner ersten Ehefrau von Ravensburg hierher übersiedelter Fabrikarbeiter (Johann Georg Conzelmann), der – 18. 4. 1870 – hier zum zweiten Mal mit einer evangelischen Tailfingerin in die Ehe trat, hat eine Tochter erster Ehe bei katholischen Verwandten seiner ersten Ehefrau in Friedrichshafen zurückgelassen, dieses Mädchen wird dort katholisch erzogen, während seine beiden, mit ihm hierher übersiedelten Söhne der evangelischen Konfession folgen.

Konfessionswechsel hat keiner stattgefunden. Auch besuchen keine evangelischen Kinder katholische Schulen.

5. Ortsvorsteher und bürgerliche Kollegien

Der derzeitige Ortsvorsteher Johannes Maute, der auch Mitglied des Pfarrgemeinderats ist und in seinem 66. Lebensjahr steht, ein verständiger, ziemlich routinierter, aber auch ziemlich schwacher Mann, hat als Schultheiß resigniert, und ist den 4. April 1871 bei der unter Vorsitz und Leitung des Herrn Oberamtmanns Ehrmann vorgenommenen Schultheißenwahl (bei 402 Abstimmenden und 425 Wahlberechtigten) der bisherige Schütze Martin Schmid, Strumpfweber, 42½ Jahre alt, ein verständiger, solider, auch von sittlich-religiösen Motiven wenigstens bis daher sich leiten lassender Mann, mit 315 Stimmen zum Schultheißen gewählt worden, obwohl derselbe durchaus keines der sonst wohl leider üblichen Agitationsmittel angewendet hat; derselbe ist auch von der königlichen Regierung als Schultheiß bestätigt, aber – merkwürdigerweise – vom königlichen Oberamt immer noch nicht (wenigstens bis zum 15. Mai 1871 immer noch nicht) verpflichtet und in sein Amt eingesetzt worden, so dass er immer noch als „Schütze“ im Flecken herum ausschellt und eine Art schädlichen Interregnums derzeit hier besteht. Wenn Schmid auf die Dauer auch die nötige Energie in seinem – hier besonders nicht leichten – Amte hat und zeigt, so ist der hiesigen Gemeinde zu diesem Ortsvorstehertausch aufrichtig Glück zu wünschen.

Polizeidiener ist seit Georgii (23. April) 1869 auch ein anderer geworden, der mehr Energie haben und zeigen kann, als der frühere, und dieselbe anfangs auch zu zeigen suchte, aber damit – seinem Sagen nach – bei Schultheiß Maute nicht sonderlich gut angekommen noch angenehm geworden sei, da Letzterer an den gewöhnlich laufenden Geschäften seines Amtes genug gehabt und nicht auch noch besondere – Untersuchungen und Bestrafungen nötig machende – Anzeigen des Polizeidieners gewünscht habe.

Schultheiß Maute (und Schultheiß Schmid) wie auch die Mitglieder der bürgerlichen Kollegien besuchen die fest- und sonntäglichen Morgengottesdienste meist regelmäßig (natürlich mit Ausnahme des Hoffmannianers Andreas Bitzer, „Büble“ genannt) zur Königs- und Königin-Geburtstagspredigt gehen sie aber meist so wenig her, als zum monatlichen Bußtagsgottesdienst und zu den Schulvisitationen. Sonst konnte und kann man mit Schultheiß Maute und den bürgerlichen Kollegien schon auskommen und im Ganzen zufrieden sein. Nur zu viel, besonders aus ihrer Kasse, darf man nicht wollen. Die Lichtkärze werden kirchenkonventlich behandelt, was bei einer nicht energischen Polizei aber natürlich nicht viel Wert hat.

6. Pfarrgemeinderat

Die derzeitigen Kirchenältesten sind nicht ohne Sinn und Interesse für die Zwecke des Instituts und Kollegiums, dessen Organe und Mitglieder sie sind, können aber im Ganzen, wie wohl fast überall, doch nur wenig (greifbares) erzielen. Die bei der letzten Ergänzungswahl Neueingetretenen poltern noch manchmal zu viel mit ziemlicher Verkennung unserer Zeit und ihrer Gesetze

und Gesetzgebungs-Standes, was wohl den Schultheiß Maute hauptsächlich bewogen hat, seit er diese Neueingetretenen zu Kollegen erhalten, meist von den Pfarrgemeinderatssitzungen einfach wegzubleiben. Allerdings ist er überhaupt kein sonderlicher Freund der Pietisten, zu denen die mehrfach bezeichneten sämtlich gehören. Im Besuchen der Kranken und Gebrechlichen etc. der Gemeinde leisten einige Kirchenältesten (unter die aber Schultheiß Maute nicht gehört, da ihn die Kranken so dauern, wie er sagt) wirklich nicht wenig.

Bei der letzten Ergänzungswahl im Spätjahr 1869 machten von 356 Stimmberechtigten 150, also 42%, von ihrem Wahlrechte Gebrauch.

7. Fromme Stiftungen

(...)

8. Personalien des Pfarrers

Adolf Kieser, geb. zu Stuttgart den 27. April 1820, überhaupt definitiv angestellt seit Mai/Juli 1855, also 16 Jahre, hierher befördert von Reinerzau. Dekanat und Ort Freudenstadt, den 4. November 1862, hier aufgezogen den 16. Dezember 1862, ist verheiratet, hat ein Kind (ein Mädchen von 9½ Jahren – zwei Kinder starben ihm in Reinerzau und eines hier –); liest Schriften seines Faches, soweit ihm sein hiesiges, geschäftsvolles Amt Zeit dazu übrig lässt, meditiert seine Predigten und hält sie dann nach Dispositionen in ganz freiem Vortrage.

9. Mesner, Organist

Mesner und Organist sind: der 1. und der 2. Schulmeister hier, nämlich Johann Christian Axamitt, alt 46 Jahre, Philipp Friedrich Künzel, alt 44½ Jahre. Am Organistendienst (an den Sonn-, Fest- und Feiertagen) beteiligt sich abwechselungsweise auch der 3. Schulmeister: Johann Friedrich Sch., alt 37 Jahre, und der Lehrgehilfe: Johann Friedrich Enssle, alt 23 Jahre.

Amtsführung und Wandel ist bei den vier entsprechend und respektive Kunzel ist als Mesner pünktlicher als Axamitt. Sch. hat als Organist viel Kenntnis und große Gewandtheit, aber nach des Referenten Ansicht bei aller Gewandtheit im Technischen und bei aller Einsicht und Festigkeit in der Theorie keinen rechten kirchlichen Geschmack im Praktischen: er befriedigt eine christliche Gemeinde als solche nicht. Der Mesnereihilfe, der auch Pfarrgemeinderats-, Kirchenkonvents- und auch Ortsschulbehörden-Diener, wie auch Orgeltreter ist, heißt Johann Jakob Merz, ist Strumpfweber, 60 Jahre alt und ein ordentlicher, unbescholtener, etwas rauher, aber ehrlicher und pünktlicher Mann.

10. Gottesdienste

Hier erlaubt sich der Referent mitzuteilen, dass er sowohl 1869/70 als auch 1870/71 vom Konfirmationssonntag an bis gegen den Wiederbeginn des Konfirmandenunterrichts an den Sonntagsabenden eine Bibelstunde in dem Axamittschen Schullokale gehalten hat in der Weise, dass gesungen (frei), gebetet, die Abendlektion verlesen und ausgelegt und dann irgend etwas christlich-lehrreiches und erbauliches erzählt oder vorgelesen wurde (im Sommer und Herbst 1870 namentlich auch Berichte und Schilderungen vom Kriegsschauplatz. Hierauf wurde wieder gesungen und (frei) gebetet und mit dem Singen von der Gnade unseres Herrn etc. geschlossen. Den Gesang leitete zuerst eine Zeit lang Lehrgehilfe Maier, und dann regelmäßig Schulmeister Axamitt. Diese Stunden waren meist recht besucht, auch von Männern und Jünglingen (besonders im Sommer und Herbst 1870), doch schlug das weibliche Geschlecht immer vor.

Referent nimmt auch regelmäßig Teil an einem alle drei bis vier Wochen stattfindenden Bibelkränzchen, dem auch die Frauen anwohnen und das in den Häusern der betreffenden Kollegen (in Truchteltingen, Pfeffingen, Ebingen, Meßstetten und hier) abwechselungsweise nachmittags gehalten wird.

11. Kommunion

Kalenderjahr 1869/70			Kalenderjahr 1870/71		
1	Neujahr	118	1	Neujahr	63
2	Palmsonntag	87	2	Palmsonntag	92
3	Karfreitag	93	3	Karfreitag	121
4	Osterfest	72	4	Osterfest	47
5	Cantate	190	5	Miser. Dom.	277
6	Pfingstfest	230	6	Trinitatisfest	182
7	16. Trinit. So.	54	7	20. Trinit. So.	43
8	1. Advent	97	8	1. Advent	118
9	2. Advent	56	9	2. Advent	37
10	Christfest	42	10	Christfest	32
	Privatkomm.	23		Privatkomm.	21
		1062			1033

12. Liturgisches

Die Kommunikanten gruppieren sich zum Empfang des Brotes und des Weines (beim Abendmahl) zu dreien. Die alte Ortssitte, dass auch die Väter der Täuflinge mit den Paten während des Tauf-Aktes vorstehen, wie auch die näheren und nächsten weiblichen Anverwandten mit den Patinnen, kommt immer mehr ab, wodurch das dem Waisenhaus gehörige Taufopfer sich gegen früher sich ziemlich namhaft verringert. Das Schießen bei Taufen, besonders wenn Ledige, namentlich ledige Mädchen zu Gevatter stehen, konnte bis jetzt leider nicht abgetan werden. Was aber um so mehr zu wünschen wäre, da meist oder immer nachher ein Zumbestengeben von Bier etc. damit verbunden ist. Ohne Zuziehung des Geistlichen findet kaum einmal die Beerdigung eines togeborenen unreifen Kindes statt.

13. Katechisation

Zu den Katechisationen wird die „Kinderlehr“ gebraucht und dieselbe in 1 bis 1½ Jahren absolviert. An Festtagen nimmt Referent in der Regel ein passendes Lied, das die betreffende Jugend und die Gemeinde auch mit unserem Gesangbuch und seinen Liedern bekannter werde. Die pflichtigen ledigen Leute erscheinen ordnungsmäßig bei den Katechisationen, werden jedes Mal öffentlich durch den betreffenden Lehrer vor der Gemeinde abgelesen (nach dem Eingangsgebete) und die unerlaubt Fehlenden werden konsequent kirchenkonventlich bestraft. Die beiden Geschlechter alternieren regelmäßig so, dass am ersten Sonntage sämtliche ledige Söhne, am andern sämtliche ledige Töchter vorstehen. Auch die Nichtvorstehenden haben dem Gottesdienste anzuwohnen. Dieselben werden aber nicht abgelesen. Und ungeschickt ist es, dass die ledigen Söhne ihre Stände hinten auf der nördlichen Empore haben, was sich bei dem Raummangel in der hiesigen Kirche und bei deren Stände- und Sitze-Einteilung leider wohl nicht anders machen lässt.

14. Konfirmation

Als Lehrbuch wurde das „Konfirmationsbüchlein“ gebraucht in Verbindung mit Bibel, Spruchbuch, Kinderlehr, Katechismus und Gesangbuch und, zum Teil, auch mit dem Lesebuch. (Für „Konfirmiert werden“ hört man hier häufig den Ausdruck „das Büchle Beten“).

15. Kirchengesang

Sein Stand ist im Ganzen ein befriedigender. Was das Tempo betrifft, so wird eher zu langsam als zu schnell gesungen. An den Festtagen, besonders am Adventsfeste, Christfeste, Karfreitag, Osterfeste werden meist Figuralgesänge von den (vier) Lehrern und den Schülern der Oberklasse (Knaben und Mädchen) vorgetragen und zwar nicht übel und zur Befriedigung der Gemeinde. Bei Hochzeiten wird hie und da zwischen Predigt und Kopulation von dem aus etwa 24 Mitgliedern bestehenden hiesigen Liederkranze, der in neuester Zeit sich auch eine ziemlich bunte Fahne angeschafft hat, etwas vierstimmig gesungen, meist nach der Melodie „Schon die Abendglocken klan-

gen etc." Referent konnte dieser Art Gesang noch keinen Geschmack abgewinnen und würde lieber einen unseren Choräle hören.

16. Kirchenbücher

(...)

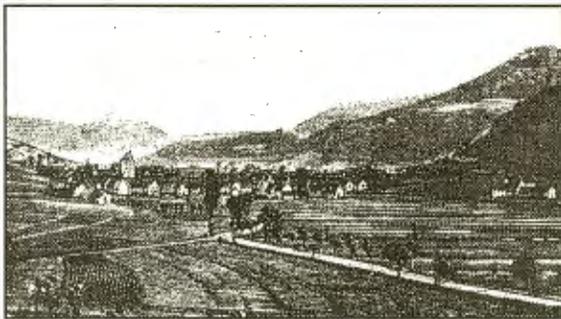
17. Kirchengebäude

Die Kirche, die keinen Chor und das Besondere hat, dass der in seinen Mauern dicke und starke, aber mit gar keiner schönen Bedachung, dagegen mit schönem Geläute versehene Kirchturm von der Kirche beiseit steht, so dass zwischen der Kirche und dem Turm ein das ganze Jahr hindurch zugiger Engpass sich befindet, ist für die hiesige alljährlich an Seelenzahl zunehmende Gemeinde entschieden zu klein und daher der Raum in den Sitzbänken, besonders der ledigen männlichen Jugend sehr enge und beschränkt, woher wohl auch zum Teil die auffallend große Unruhe und der Mangel an Stille herrührt.

Die Werktagsschülerinnen und ein großer Teil der konfirmierten weiblichen Jugend ist parterre unter die Orgelbühne hinuntergeschoben, was deren Beaufsichtigung sehr erschwert und dagegen ihnen das Schwatzen und Nichtaufmerken in hohem Grad ermöglicht und erleichtert.

Es wäre deshalb wohl nicht unzweckmäßig, wenn endlich einmal ernstlich an die allmähliche Ansammlung eines Kirchenbaufonds hier gegangen würde. Zur Anbringung einer Dachrinne wenigstens an der südlichen Seite sollte es auch endlich einmal kommen. Auf Betreiben des Referenten wurde von Werksmeister Heinz in Balingen ein Kostenvoranschlag gefertigt, aber seine Ausführung bis jetzt zu kostspielig befunden.

Die Orgel wurde besonders auch auf Betreiben des Schulmeisters Sch. vom Orgelbauer Gern von Lautlingen im Frühling gründlich durchgesehen und repariert, wobei auch die Kopplungsmechanik aus dem Innern des Werkes in den Spielkasten nach vorne verlegt wurde. Auch ist mit Orgelbauer Gern ein Akkord dahin abgeschlossen worden, dass er alljährlich gründlich nach dem Werk sieht und die Stimmung vornimmt.



Tailfingen 1880

Die silberne Hostienkapsel und der vergoldete kupferne Kirchenkommunionkelch wurden im Herbst 1870 in Gmünd wieder einer nötigen Reinigung durch Weißsieden und einer Polierung unterworfen und zweckmäßige Etuis (in Holz und Leder) für diese vasa sacra angefertigt. Auch wurde statt des alten durch vielfältigen Gebrauch Krankenkommunionkelches nebst desgleichen Patene ein neuer von 13lötigem Silber, innen vergoldet, nebst silberner, innen auch vergoldeter Patene von Erhard in Gmünd angeschafft (Preis mit Etui: 40 Gulden 42 Kreuzer), wozu auf wiederholte Bitte und Aufforderung von Seiten des Referenten 16 Gulden 40 Kreuzer in freiwilligen Beiträgen zusammenkam. Die vasa sacra entsprechen vor der Hand noch dem Bedürfnisse und werden in gutem Zustand und reinlich gehalten. Allerdings wird statt des kupfernen Kirchenkommunionkelches, der schon alt ist und den Erhard und Söhne präzisieren als einen, der nur noch notdürftig habe wieder hergerichtet werden können, in nicht zu ferner Zeit ein besserer neuer anzuschaffen sei.

Der Kirchhof ist noch der alte, bergige, der nicht einmal mit einem rechten Weg versehen und statt mit einer soliden Mauer bloß mit einer öfters lückenhaften Hecke umgeben ist und dessen Zugang zwischen den nahestehenden Häusern

(besonders wegen einer ziemlich nahe befindlichen Dungstätte) öfters nicht als der Würdigste sich präsentiert. Aber für derartige Mängel haben die Hiesigen eben keine Augen und keinen Sinn, und fühlen deshalb auch kein Bedürfnis ihrer Abstellung, besonders, wenn letztere auch noch Ansprüche an die Kasse macht.

18. Rezesse

(...)

19. Organismus der Schule und Personalien der Lehrer (auch Mesner und Organisten und Kantoren.

1. Schulmeister, zugleich Aufsichtslehrer: Axamitt, Johann Christian, geb. 13. Aug. 1825 in Wildberg, Bürger hier, verheiratet mit einer Bauerntochter, Vater von neun Kindern, ein Sohn und acht Töchter, wovon jetzt drei konfirmiert (der Sohn und zwei Töchter) sind, seit 28 Jahren hier, Lehrer der ersten Schulklasse (Oberklasse), mit 24 wöchentlichen Unterrichtsstunden im Sommer und mit 26 im Winter.

Bei seinen zg (ziemlichen) – g(uten) (fast guten) Gaben und Kenntnissen ist sein Fleiß gut und lobenswert; auch Ehe und Wandel ist gut. Er wurde im Mai 1866 wegen Pflege des Gesangs prämiert. Er ist Organist und Kantor in Gemeinschaft und Abwechslung mit den übrigen Lehrern an den Sonntagen (die Wochengottesdienste und die Kasualien versieht er als Organist und Kantor allein). Er ist auch in Gemeinschaft mit dem zweiten Schulmeister (Künzel) einen Monat um den andern Lehrermesner vgl. § 9 oben. Als Organist und Kantor füllt er seinen Platz aus und leistet das Nötige. Er erteilt in beiden betreffenden Schuljahren Schulaspirantenunterricht, allemal mit Erfolg. Er machte auch freiwillig den Kantor in der Bibelstunde, welche jeden Sonntagabend von dem Referenten in den letzten beiden Jahren allemal von dem Konfirmationssonntag an bis zum Wiederbeginn des Konfirmantenunterrichts im Axamitt'schen Schullokal gehalten wurde. Vgl. § 10 oben (am Schluss). (Schluss folgt)

Theodor Groz (1828 – 1892) – ein Ebinger Industriepionier¹

von Dr. Peter Thaddäus Lang/Albstadt – 2. Folge (Schluss)

Umzug in die Pfarrgasse

Das Groz'sche Unternehmen erreicht damit eine neue Dimension: Das kleine Ladengeschäft am unteren Ende der Marktstraße wird 1875 aufgegeben, man zieht in ein geräumigeres Haus in der Pfarrgasse⁶⁷, ein weiterer Betrieb in Bitz entsteht. Die Produktionsstätte in der Pfarrgasse hat bereits einen durchaus fabrikähnlichen Charakter: im größten Raum des Erdgeschosses betreibt eine Gaskraftmaschine über eine Antriebswelle und Treibriemen eine Anzahl von Maschinen, als da sind zwei Pressen, eine Prägmaschine, eine Schleifmaschine und eine Maschine zum Geradebiegen des Drahtes. In einem weiteren „Arbeitslokal“ stehen fünf zusätzliche Maschinen, die offensichtlich nicht über die Gaskraftmaschine betrieben werden. Ein dritter Raum beherbergt die Härteküche mit Härte-Esse und Feldschmiede⁶⁸. Die Zahl der Ebinger Mitarbeiter steigt auf 50, die jährliche Zungennadel-Produktion erreicht 250 000 Stück.

Dieser geschäftliche Aufschwung ist auch an den städtischen Gewerbesteuer-Ansätzen ablesbar: Ab 1877 ist Theodor Groz mit einem Steuersatz von 1111 Mark aufgeführt⁶⁹ – das ist das Doppelte von dem, was ein wohlhabender Metzger in Ebingen steuerlich zu berappen hat⁷⁰. An die steinreichen Ebinger Gastwirte kommt Groz freilich noch nicht heran: Der Sternwirt etwa ist 1877 auf 3155 Mark taxiert⁷¹. Nach Ausweis der städtischen Gewerbesteuer-Kataster ist der reichste Mann Ebingens um 1880 der Trikot- und Wollwarenfabrikant Jakob Ott mit 11 111 Mark⁷².

Von solcher Größenordnung ist Groz noch meilenweit entfernt.

Wie dem auch sei: Das Jahr 1879 bringt eine grundlegende Veränderung organisatorischer Art für die Firma mit sich⁷³. Theodor Groz nimmt seine beiden ältesten Söhne, Theodor, der jüngere, übernimmt die kaufmännische Leitung; er erschließt neue Märkte in Mittel- und Norddeutschland. Die neuen Absatz-Chancen führen dazu, dass der Junior auf immer schnellere und immer höhere Produktionssteigerungen drängt. Aber noch hinkt die Produktion hinter dem Bedarf hinterher – es fehlt an geschulten Arbeitern, es fehlt an Maschinen, es fehlt an Kapital.

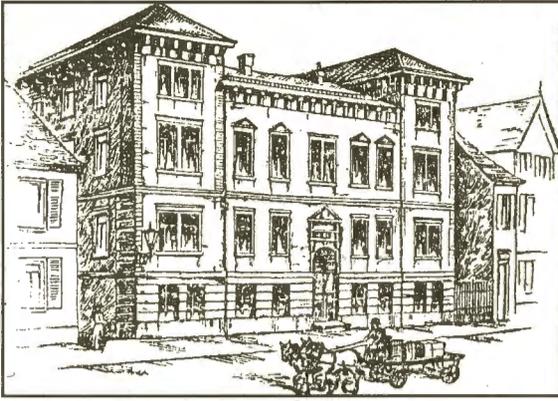
Der Firmengründer sieht Handlungsbedarf bei der sehr umständlichen und zeitraubenden Herstellung der Spitzennadeln – er hat bestimmte Vorstellungen und gibt dazu seine Anregungen. Endlich, 1883, stellt sich der Erfolg ein: Ferdinand Binder, einer seiner geschicktesten und einflussreichsten Mitarbeiter, hat die bahnbrechende Lösung: Die von ihm entwickelte, so genannte Spitzennadelpresse ersetzt mit einem Schlag vier Arbeitsgänge und leistet damit das Zehnfache der bisherigen Handarbeit. Während also 1882 noch 426 000 Spitzennadeln hergestellt wurden, steigt die Produktion 1887 auf 8 137 000 Stück, also in fünf Jahren auf das Zwanzigfache. Dieser Sprung spiegelt sich im städtischen Gewerbesteuer-Kataster. 1883 rückt Groz auf 4675 Mark auf und lässt damit die steinreichen Gastwirte weit hinter sich⁷⁴. 1885 ist er bereits bei 6875 Mark und rückt damit in den Kreis der zehn reichsten Männer Ebingens auf⁷⁵. Seit diesem Jahr wird er in den

städtischen Unterlagen erstmals als „Nadelfabrikant“ geführt⁷⁶.

Die Fabrik in der Bahnhofstraße

Damit waren beide Betriebe – in Bitz wie auch in Ebingen – zu klein geworden, und das Jahr 1884 geht in die Firmengeschichte als das erste große Ausbaujahr ein⁷⁷. In Ebingen entsteht ein für damalige Zeiten großzügiges Fabrikgebäude in der Bahnhofstraße. An die Stelle des kleinen Gasmotors, der in der Pfarrgasse erst kurz zuvor den Handbetrieb abgelöst hatte, tritt nun eine Dampfkraftanlage mit sechs Pferdestärken. Zugleich errichtet man in Bitz ein stattliches Anwesen. Beide Fabriken werden über eine Entfernung von acht Kilometern mit einem Privattelefon verbunden.

Während Räumlichkeiten und Ausstattung in der Pfarrgasse den Eindruck einer sehr großzügig angelegten Werkstatt mit fabrikähnlichem Charakter vermitteln, haben wir bei dem Betrieb in der Bahnhofstraße eine klassische Fabrik des späten 19. Jahrhunderts vor uns. Das „Herz“ gewissermaßen sind Dampfkessel und Dampfmaschine. Von der Dampfmaschine gehen Antriebswellen mit Riemenscheiben aus – wahrscheinlich über den Köpfen der Arbeiter an der Decke entlang – und über die Riemenscheiben laufen lederne Treibriemen, die wiederum die vielfältigen Maschinen antreiben. Im Vergleich zum Betrieb in der Pfarrgasse hat sich die Zahl der Maschinen vervielfacht:



Das Fabrikgebäude in der Bahnhofstraße

Hier stehen nun unter anderem eine Hebelmaschine, eine Bohrmaschine, zwei Stanzmaschinen, zwei Fräsmaschinen und zwölf Schneidmaschinen, vor allem aber vier der selbst entwickelten Spitzen-Nadel-Prägmassen, also insgesamt das modernste Gerät der damaligen Zeit. In einem „Schleif-Lokal“ stehen drei Schleifmaschinen, dazu kommen ein Härte-Raum, ein „Ausglüh-Lokal“ und ein „Putz-Lokal“ mit weiteren Maschinen – an den Bezeichnungen der Räume sind die Produktionsschritte abzulesen⁷⁸.

Nun beginnt eine Zeit selten erlebter Dynamik. „Es war ein herrlicher Wettlauf zwischen Produktion und Absatz“ schreibt der Firmen-Chronist in der Festschrift zum hundertjährigen Firmenjubiläum⁷⁹, was angesichts der tatsächlichen Entwicklung fast schon bescheiden wirkt. Ein weiterer Filialbetrieb erweist sich als notwendig – 1887 wird er in Messstetten eröffnet.

Der Steuer-Ansatz bewegt sich nun extrem steil nach oben: 1887 steht er bei 7500 Mark⁸⁰ und 1889 bei 8000 Mark⁸¹. 1888 waren Groz-Nadeln auf den Weltausstellungen in Brüssel und in Barcelona ausgestellt und mit höchsten Anerkennungen ausgezeichnet worden⁸². In den Folgejahren gestaltet sich die Entwicklung mit einer Rasanheit, wie sie nur selten anzutreffen ist: Von 1889 auf 1891 kommt der Gewerbesteuer-Ansatz auf 14 000 Mark⁸³ – eine knappe Verdoppelung also – und von 1894 auf 1896 steigt er auf atemberaubende 29 875 Mark⁸⁴ – mehr als eine Verdoppelung in zwei Jahren! Damit ist die Firma Theodor Groz & Söhne steuermäßig mit Abstand die Nummer eins in Ebingen⁸⁵.

Dies sollte der Firmengründer allerdings nicht mehr erleben. Am 15. April 1892 verschied er, erst 64-jährig, nach längerer Krankheit⁸⁶. Seiner Witwe, seinen Kindern und Enkelkindern hinterließ er Vermögenswerte in Höhe von 320 000 Mark⁸⁷. Von seinen elf Kindern überlebten ihn sechs, darunter drei Söhne: Daniel, geboren 1854, Oskar, geboren 1868, und Adolf, geboren 1876⁸⁸. Von ihnen sollte nun die Zukunft der Firma abhängen.

Anmerkungen

- ¹ Herrn Martin Gaß, Bitz, danke ich an dieser Stelle ganz herzlich für die zahlreichen Anregungen und Hinweise.
- ² Walter Stettner, Ebingen. Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986, S. 156.
- ³ Derselbe, Einwohnerbuch der Stadt Ebingen, 1270 – 1600. Weitere Quellen zur Geschichte der Familie Groz: Carl Beck, Stammbaum Groz, angefertigt 1908, im Stadtarchiv Albstadt vorhanden; Walter Stettner, Einwohner der Stadt Ebingen 1601 – 1660 (Materialsammlung; alphabetisch geordnete DIN-A4-Karteikarten), desgleichen, 1661 – 1700.
- ⁴ Bis 1930 war der „Bürgermeister“ in der württembergischen Kommunalverwaltung nicht „Ortsvorsteher“ wie heute (dieser hieß Schultheiß bzw. Stadtschultheiß), sondern oberster Verwalter der kommunalen Finanzen. Vgl. Alfred Dehlinger, Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute, erster Band, Stuttgart 1951, S. 273; Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Tübingen 1904ff, Stichwort „Bürgermeister“.
- ⁵ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen Nr. 1266, 1817 (Daniel Groz).
- ⁶ Unrichtig Ingrid Helber, Inventuren und Teilungen als Quellen in der historischen Forschung, in: Heimatkundliche Blätter Balingen 37, 1990, S. 733f. Zutreffender dieselbe, Bücherbesitz der Ebingener Bürger. Inventuren und Teilungen zu Beginn des 18. Jahrhunderts. In: Heimatkundliche Blätter Balingen 39, 1992, S. 857f., wonach zwei Drittel aller Bücher Gesang- und Gebetsbücher sind.
- ⁷ Zutreffend die Festschrift von 1952 (bibliographische Angaben Anm. 13), S. 13: „Zwölf Kinder hinterließ der Apotheker Daniel Groz.“

- ⁸ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen Nr. 2917/1837 (Daniel Groz).
- ⁹ Johann Peter Hebel, Jung-Stilling, die Zeitschrift „Neue Thalia“.
- ¹⁰ Kapf, Jung-Stilling, Schütz.
- ¹¹ Einige andere Preise aus dem gleichen Nachlassinventar: ein Paar Stiefel 48 Kreuzer, die genannten Bücher 24 Gulden, eine Hose vier Gulden, ein Tisch vier Gulden 30 Kreuzer, eine Schürze ein Gulden, eine Schlüssel zehn Kreuzer, eine Schere 18 Kreuzer, ein hölzerner Badezuber ein Gulden 30 Kreuzer.
- ¹² Vgl. Königliches Gesetz betreffend die Volksschulen vom 29. September 1836, Art. 5: „Die Schulpflichtigkeit... endet in dem vierzehnten Lebensjahre“ (A. L. Reyscher (Hrsg.), Sammlung der württembergischen Gesetze (sic), Elfter Band: Sammlung der württembergischen Schul-Gesetze, Erste Abtheilung, Tübingen 1839, S. 658).
- ¹³ 100 Jahre Theodor Groz & Ernst Beckert Nadelfabrik – Commandit-Gesellschaft 1852 – 1952, Ebingen o. D. (1952), S. 14.
- ¹⁴ Firma Groz-Beckert, Firmenarchiv.
- ¹⁵ Der Neue Alb-Bote, 17. April 1892 (Nachruf).
- ¹⁶ Martin Gaß, Theodor Groz. Manuskript im StadtA Albstadt, Az. 044.47.31 Groz.
- ¹⁷ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gemeinderatsprotokoll vom 18. 3. 1852.
- ¹⁸ Dies ergibt sich aus der „Revidierten Gewerbeordnung“ des Königreichs Württemberg von 1836, vgl. Regierungsblatt für das Königreich Württemberg 1836, S. 385ff. Über den Nachweis zur Befähigung zum Meisterrecht heißt es dort in Artikel 46 (Regierungsblatt 1836, S. 398), dieser Nachweis muss „entweder durch Ersterung einer förmlichen Meisterprobe, oder mittelst Vorlegung übereinstimmend vorteilhafter, amtlich beglaubigter Zeugnisse über eine...ununterbrochene Vorbereitung durch wenigstens siebenjährige Lehrlings- und Gesellen Dienste geliefert werden“. Die vorgeschriebene, siebenjährige Frist war im Fall von Theodor Groz 1849 erfüllt. Er dürfte somit schätzungsweise kurz nach der Rückkehr in seine Heimatstadt das Meisterrecht erworben haben.
- ¹⁹ Firma Groz-Beckert, Firmenarchiv Nr. 1.45.
- ²⁰ StadtA Albstadt, HR-E 021.01/01 f. 151.
- ²¹ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen Nr. 3428/1840: Dort ist die Rede von fertigen, gefeilten und halb fertigen Stuhlnadeln, und zwar jeweils mehrere Tausend.
- ²² Vgl. die Geschäfts-Anzeige in: Der Alb-Bote, 10. September 1847. Bei der Versteigerung des Nachlasses wird in der Zeitungs-anzeige ein „Laden“ erwähnt: Der Alb-Bote, 24. Januar 1852.
- ²³ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen Nr. 4524/1852.
- ²⁴ Schwäbisch: „Klufen“.
- ²⁵ Dies bestätigt sich durch eine Bemerkung im Ebingener Gemeinderatsprotokoll vom 18. März 1852, wo es heißt, er habe „seit bald einem Jahr“ ein Geschäft eröffnet.
- ²⁶ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen Nr. 4497/1852 (Theodor Groz).
- ²⁷ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Kaufbuch Bd. 19f. 243 b, 27. Mai 1851.
- ²⁸ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Unterpfandsbuch Bd. 18 Bl. 252, 30. Mai 1851.
- ²⁹ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Bauschauprotokoll 30. August 1851.
- ³⁰ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Stadtratsprotokolle und Verwaltungssachen Bd. 23f. 197 b, 7. Oktober 1851.
- ³¹ Am 20. Dezember.
- ³² Im Königreich Württemberg ist die Volljährigkeit mit 25 Jahren erreicht.
- ³³ Der Alb-Bote 27. 4. 1852.
- ³⁴ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen Nr. 4497/1852 (Theodor Groz). – Ein Gulden hat 60 Kreuzer und ein Kreuzer sechs Heller, vgl. Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Tübingen 1904ff, Stichwort „Kreuzer“.
- ³⁵ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gewerbesteuer-Kataster 1835 – 1875f. 193 b.
- ³⁶ Der Alb-Bote 18. Dezember 1852. Hervorhebung von mir.
- ³⁷ Der Alb-Bote vom 18. Dezember 1852.
- ³⁸ Quelle wie Anm. 35.
- ³⁹ Z. B. Jakob Friedrich Refuß, Rossmetzger und Viehhändler, Gewerbesteuer-Kataster (wie Anm. 34) f. 187 b, oder Georg Philipp Rieber, ebenda f. 118 b. – An den legendären Löwen-Philipp Rieber kommt Theodor Groz allerdings nicht heran: Dessen „Mechanische Wollspinnerei, durch Dampf-Kraft betrieben“ wird 1846 auf 15 Gulden 12 Kreuzer taxiert. 1865 hat Mauthe den höchsten Steuersatz seiner unternehmerischen Laufbahn erreicht: 36 Gulden 48 Kreuzer (Gewerbesteuer-Kataster, wie Anm. 34, f. 358 b).
- ⁴⁰ Der Alb-Bote 21. Dezember 1869.
- ⁴¹ 50-jähriges Jubiläum der Firma Theodor Groz & Söhne Ebingen 1852 – 1902 (Jubiläumsschrift), S. 8.
- ⁴² Jubiläumsschrift, wie Anm. 41, S. 18.
- ⁴³ Katalog der Industrie-Ausstellung München 1854 (im Firmenarchiv der Firma Groz-Beckert).
- ⁴⁴ Schreiben vom 27. November 1855 an Firma Rosendeldt, Nerk & Cie. (im Firmenarchiv der Firma Groz-Beckert).
- ⁴⁵ Schreiben Theodor Groz an die Zentralstelle vom 19. Dezember 1855 (im Firmenarchiv der Firma Groz-Beckert).
- ⁴⁶ Schreiben der Zentralstelle an Theodor Groz vom 1. Februar 1856 (im Firmenarchiv der Firma Groz-Beckert).
- ⁴⁷ Schreiben der Zentralstelle (im Firmenarchiv der Firma Groz-Beckert).
- ⁴⁸ Schreiben des Württembergischen Muster-Lagers vom 29. Dezember 1859 (im Firmenarchiv der Firma Groz-Beckert).
- ⁴⁹ Schreiben des Württembergischen Muster-Lagers vom 2. Januar 1860 (im Firmenarchiv der Firma Groz-Beckert).
- ⁵⁰ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Bauschauprotokoll f. 243 b, 5. Juni 1858.
- ⁵¹ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Kaufbuch Bd. 24 f. 383, 31. März 1860. Groz hatte sich das Haus bisher mit den Brüdern Friedrich und Gottlieb Refuß geteilt; nun erwirbt er den Teil des Gottlieb Refuß.
- ⁵² StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Bauschauprotokoll 28. Juli 1873 (f. 184 b) und 12. März 1874 (f. 124 b).
- ⁵³ StadtA Albstadt, HR-E 714.24/04 (Feuerversicherungsbücher), f. 61.
- ⁵⁴ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Kaufbuch Bd. 24 f. 356 1/2 b, 19. März 1860.
- ⁵⁵ Jubiläumsschrift 1902 (wie Anm. 41) S. 4.

- ⁵⁶ Staatsanzeiger vom 27. 9. 1861.
- ⁵⁷ Schreiben Theodor Groz an die Zentralstelle vom 18. Juni 1863 (im Firmenarchiv der Firma Groz-Beckert).
- ⁵⁸ Wie vorige Anm.
- ⁵⁹ Schreiben Zentralstelle an Theodor Groz vom 18. Februar 1864 (im Firmenarchiv der Firma Groz-Beckert). Es mag als eine Ironie des Schicksals erscheinen, dass die Firma Groz-Beckert 1999 eine dieser Firmen (Singer und Würselen bei Aachen) übernahm.
- ⁶⁰ Jubiläumsschrift 1902 (wie Anm. 41), S. 23.
- ⁶¹ Und zwar bis 1875: Jubiläumsschrift 1902 (wie Anm. 41), S. 8.
- ⁶² Jubiläumsschrift 1952 (wie Anm. 13) S. 16.
- ⁶³ Evangelische Kirchenpflege Ebingen, Spitalhof 10, Trauregister 1880.
- ⁶⁴ Im Firmenarchiv Groz-Beckert.
- ⁶⁵ Jubiläumsschrift 1902 (wie Anm. 14) S. 6.
- ⁶⁶ Zum Folgenden vgl. Jubiläumsschrift 1952 (wie Anm. 13) S. 25 – 29.
- ⁶⁷ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Bauschauprotokoll 11. Januar 1875 f. 243 b: Theodor Groz baut sein Haus in der Pfarrgasse um, offensichtlich mit dem Ziel, in dem Gebäude geeignete Produktionsräume zu schaffen. In diesem Zusammenhang wird er „Stuhlnadelfabrikant“ genannt. War das Haus in der Marktstraße von der Feuerversicherung zuletzt auf 3500 Gulden veranschlagt (vgl. oben Anm. 53), so wird das Gebäude in der Pfarrgasse 1876 auf 7600 Gulden taxiert, also auf mehr als das Doppelte: StadtA Albstadt, HR-E 714.24/04 (Feuerversicherungsbücher) f. 158.
- ⁶⁸ StadtA Albstadt, HR-E 714.24/04 (wie Anm. 67). Sämtliches Gerät in der Pfarrgasse wird auf rund 3100 Mark taxiert. (Laut Regierungsblatt des Königreichs Württemberg 1875 S. 160 löst vom 1. Juli 1875 an die Mark den Gulden ab. Die Umrechnung beträgt sieben Gulden zu zwölf Mark, also 1 Gulden = 1,7 Mark).
- ⁶⁹ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gewerbesteuer-Kataster 1877 – 1881, f. 43.
- ⁷⁰ Georg Philipp Rieber: 639 Mark. StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gewerbesteuer-Kataster 1877 – 1881, f. 38.
- ⁷¹ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gewerbesteuer-Kataster 1877 – 1881, f. 107.
- ⁷² Walter Stettner, Ebingen. Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986, S. 414.
- ⁷³ Zum Folgenden: Jubiläumsschrift 1952 (wie Anm. 13) S. 29 – 31.
- ⁷⁴ Wie Anm. 64.
- ⁷⁵ Stettner, wie Anm. 72.
- ⁷⁶ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gemeinderatsprotokoll 1885, Register Stichwort Groz, Theodor.
- ⁷⁷ Jubiläumsschrift 1952 (wie Anm. 13) S. 31 f.
- ⁷⁸ StadtA Albstadt, HR-E 714.24/07 (Feuerversicherungsbücher) f. 1219 – 1233. Der gesamte Maschinenpark ist mit 80 900 Mark versichert. Die wertvollsten Einzelobjekte sind Dampfkessel und Dampfmaschine (5000 Mark) sowie die vier Spitzen-Nadel-Prägmassen (zusammen 6000 Mark). Das Gebäude selbst ist 1894 auf 57 500 Mark veranschlagt (HR-E 714.24/22 f. 114). Zum Vergleich: Das Haus in der Pfarrgasse war auf 7600 Gulden = 12 920 Mark veranschlagt (vgl. Anm. 67 u. 68).
- ⁷⁹ Jubiläumsschrift 1952 (wie Anm. 13), S. 33.
- ⁸⁰ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gewerbesteuer-Kataster 1882 – 1887 f. 57.
- ⁸¹ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gewerbesteuer-Kataster 1888 – 1893 f. 73.
- ⁸² Wie Anm. 78.
- ⁸³ Wie Anm. 81.
- ⁸⁴ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Gewerbesteuer-Kataster 1894 – 1899 f. 78.
- ⁸⁵ Stettner, wie Anm. 72, S. 415.
- ⁸⁶ Sein gleichnamiger Sohn starb, 39-jährig, zwei Tage vor ihm.
- ⁸⁷ StadtA Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen Nr. 9249/1892. Um den damaligen Geldwert mit dem heutigen zu vergleichen, ist nur in sehr beschränktem Umfang möglich. Eine gewisse Vorstellung ergibt sich, wenn man den damaligen Geldwert mit 50 multipliziert. Die entsprechenden, modernen Euro-Werte treffen am ehesten noch auf Immobilien, Möbel und Haushaltsartikel zu.
- ⁸⁸ Adolf, der jüngste Sohn des Firmengründers, ist der Vater von Walther, der die Firma von 1937 bis 1976 leitete und außerdem von 1948 bis 1960 (Ober-)Bürgermeister seiner Heimatstadt Ebingen war.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter-Thaddäus Lang, Johannesstraße 5,
72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14,
Telefon 77 82.

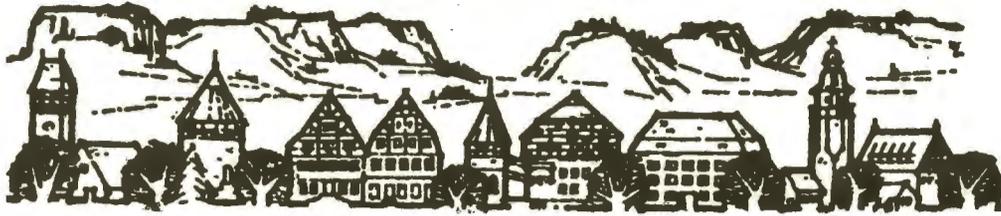
Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 49

31. Juli 2002

Nr. 7

Erdbeben auf der Zollernalb

Von Prof.-Dr.-Ing. Hans-Alfred Bitzer, Albstadt-Lautlingen

Immer wieder werden wir mit Nachrichten und Bildern von Erdbebenkatastrophen und den daraus resultierenden Schäden in den Medien konfrontiert. Dabei sind es insbesondere die Starkbeben in Asien, Mittel- und Nordamerika, aber auch in Südeuropa, die vor allem in dicht besiedelten Gebieten verheerende Auswirkungen für Menschen und Gebäude mit sich bringen. Ein Großteil der Schäden entwickelt sich dabei als Folge des Bebens durch Brand, Explosion, Überschwemmung usw.

Mancher Bewohner des Zollernalbkreises denkt dabei aber auch zurück an den 3. September 1978, als das letzte stärkere Beben die Alb erzittern ließ und daran, dass im Gebiet der Stadt Albstadt der seismisch aktivste Erdbebenherd Mitteleuropas liegt.

Auch wenn in der Zwischenzeit knapp 24 Jahre seit diesem Beben vergangen sind und die jüngere Generation die Wirkung der Erdbeben hier nur noch vom Hörensagen kennt, können wir nie sicher sein, dass eine ähnliche Katastrophe nicht wieder eintritt.

Ursachen und Wirkungen

Die geologischen und tektonischen Verhältnisse in Süddeutschland sind äußerst vielschichtig und kompliziert. Sie werden beherrscht von der Senkungszone des Oberrheingrabens, dessen Ränder – im Osten der Schwarzwald, im Westen die Vogesen – die Tendenz haben, auseinander zu driften. Diese Dehnungszone des Rheingrabens wird nun überlagert durch eine großräumige horizontale Druckspannung, die ganz Mitteleuropa von den Alpen bis zur Nordsee beherrscht.

Diese Druckspannung verläuft etwa in Nordwest – Südost-Richtung und hat eines der jüngsten Erdbebengebiete in Europa erzeugt, das auf der mittleren Schwäbischen Alb bei Albstadt. Die Aktivität dieses Erdbebengebietes scheint, abgesehen von einem schwächeren Beben 1875 mit einem Schlag im Jahr 1911 begonnen zu haben. Davor gab es, soweit die Chroniken zurückgehen, keinerlei größere Erdbebenaktivitäten in diesem Gebiet.

Als Ursache betrachtete man damals die Verwerfungszone des Hohenzollerngrabens, die von Nordwest nach Südost über die Alb verläuft, und auch die Burg Hohenzollern mit einschließt. Inzwischen wissen die Geophysiker aber, dass der Hohenzollerngraben selbst eine inaktive Zone darstellt, die schon seit Jahrmillionen ruht. Vielmehr liegen die neuen Erdbebenherde in einer relativ jungen Bruchzone, die durch Scherbrüche quer zum Hohenzollerngraben gekennzeichnet ist.

Solche Scherbrüche entstehen durch hohe Druckspannungen, wobei der Bruch etwa unter 45° zur Druckluft auftritt, in der Richtung, in der die größten Schubspannungen entstehen (ähnliches Verhalten kann man zum Beispiel im Druckversuch mit Probekörpern aus Beton erzeugen).

Der Bereich, in dem dieser Bruch auftritt, stellt somit den eigentlichen Erdbebenherd dar; die Bruchfläche wird als Herdfläche bezeichnet. Bei dem Beben von 1978 lag die Bruchfläche in zirka

sechs Kilometer Tiefe und hatte eine Länge von zirka fünf Kilometer. Die seismologischen Nachrechnungen ergaben, dass sich in der Bruchfläche Verschiebungen in der Größenordnung von einigen Dezimetern ereigneten. An der Erdoberfläche traten dabei Bodenbewegungen auf, die im Bereich einiger Millimeter lagen – auch wenn dies von den Bewohnern häufig anders ein-

geschätzt wurde. Die Dauer des Bebens betrug nur etwas über drei Sekunden.

Magnitude und Intensität

Will man die „Stärke“ eines Erdbebens angeben, stößt man unweigerlich auf Schwierigkeiten, da die Ereignisse im Herd nicht unbedingt mit dem Geschehen an der Erdoberfläche zusammenhängen. So können die Auswirkungen eines starken Bebens in 100 Kilometer Tiefe (man spricht bei solchen Beben von Tiefherdbeben) an der Erdoberfläche viel geringer ausfallen, als die eines Bebens in fünf Kilometer Tiefe (Flachbeben), das er-

Kurzform der makroseismischen Intensitätsskala EMS-98 (Eruopäische Makroseismische Skala nach Grünthal, 1998)

EMS Intensität	Definition	Beschreibung der maximalen Wirkungen (stark verkürzt)
I	Nicht fühlbar	Nicht fühlbar
II	Kaum bemerkbar	Nur sehr vereinzelt von ruhenden Personen wahrgenommen.
III	Schwach	Von wenigen Personen in Gebäuden wahrgenommen. Ruhende Personen fühlen ein leichtes Schwingen oder Erschüttern.
IV	Deutlich	Im Freien vereinzelt, in Gebäuden von vielen Personen wahrgenommen. Einige Schlafende erwachen. Geschirr und Fenster klirren, Türen klappern.
V	Stark	Im Freien von wenigen, in Gebäuden von den meisten Personen wahrgenommen. Viele Schlafende erwachen. Wenige werden verängstigt. Gebäude werden insgesamt erschüttert. Hängende Gegenstände pendeln stark, kleine Gegenstände werden verschoben. Türen und Fenster schlagen auf oder zu.
VI	Leichte Gebäudeschäden	Viele Personen erschrecken und flüchten ins Freie. Einige Gegenstände fallen um. An vielen Häusern, vornehmlich in schlechterem Zustand, entstehen leichte Schäden wie feine Mauerrisse und das Abfallen von z. B. kleinen Verputzteilen.
VII	Gebäudeschäden	Die meisten Personen erschrecken und flüchten ins Freie. Möbel werden verschoben. Gegenstände fallen in großen Mengen aus den Regalen. An vielen Häusern solider Bauart treten mäßige Schäden auf (kleine Mauerrisse, Abfall und Putz, Herabfallen von Schornsteinteilen). Vornehmlich Gebäude in schlechterem Zustand zeigen größere Mauerrisse und Einsturz von Zwischenwänden.
VIII	Schwere Gebäudeschäden	Viele Personen verlieren das Gleichgewicht. An vielen Gebäuden facher Bausubstanz treten schwere Schäden auf, d. h. Giebelteile und Dachgesimse stürzen ein. Einige Gebäude sehr einfacher Bauart stürzen ein.
IX	Zerstörend	Allgemeine Panik unter den Betroffenen. Sogar gut gebaute gewöhnliche Bauten zeigen sehr schwere Schäden und teilweisen Einsturz tragender Bauteile. Viele schwächere Bauten stürzen ein.
X	Sehr zerstörend	Viele gut gebaute Häuser werden zerstört oder erleiden schwere Beschädigungen.
XI	Verwüstend	Die meisten Bauwerke, selbst einige mit gutem, erdbebengerechtem Konstruktionsentwurf und -ausführung, werden zerstört.
XII	Vollständig verwüstend.	Nahezu alle Konstruktionen werden zerstört.

heblich schwächer ist. Es wurden deshalb im Laufe der Zeit im Wesentlichen zwei unterschiedliche Skalen für die Darstellung der Stärke eines Erdbebens von den Seismologen entwickelt.

Auf der einen Seite steht eine auf den amerikanischen Seismologen **Ch. F. Richter** zurückgehende Skala, mit der die Magnitude *M* eines Bebens festgelegt wird. Die Magnitude ist ein Maß für die im Erdbebenherd freigesetzte Energie, die aus den durch die verschiedenen Erdbebenstationen ermittelten Daten ausgerechnet werden kann.

In den Medien wird immer von der „nach oben offenen Richter-Skala“ gesprochen, da diese Skala wie z. B. eine Temperatur-Skala natürlich nicht begrenzt ist. Zu beachten ist bei der Richter-Skala, dass es sich um eine logarithmische Skala handelt, d. h. die Steigerung um eine Magnitude, also z. B. von *M*4 auf *M*5 bedeutet, dass dabei eine 32-fache Energiemenge freigesetzt wurde, das Beben als 32-mal so stark ist. Die bislang stärksten Beben wurden mit einer Magnitude von 9,0 ermittelt, die stärksten Beben auf der Zollernalb lagen bei Magnituden zwischen 5,5 – 6.

Auf der anderen Seite werden Skalen verwendet, die die Auswirkungen eines Erdbebens auf die Erdoberfläche, die Menschen und die Gebäude zum Maßstab nehmen und in verschiedene Intensitäten einteilen. Die bekannteste dieser Skalen ist die **Mercalli-Sieberg-Skala** mit 12 Stärkegraden (man sieht, dass diese Skala im Gegensatz zur Richter-Skala nicht nach oben offen ist!). Heute werden häufig auch andere Skalen verwendet, wie die Medvedev-Sponhener-Karnik-Skala (MSK-Skala) oder die Europäische Makroseismische Skala nach Grünthal (EMS), die aber im Grundsatz nicht wesentlich von der Mercalli-Skala abweichen.

Es muss erwähnt werden, dass die Einstufung von Beben in die verschiedenen Intensitäten häufig nicht einfach ist, da zum Beispiel die Schäden an Gebäuden nicht nur von der Bodenbeschleunigung, sondern ganz wesentlich auch von dem Schwingungsverhalten, der baulichen Substanz, den Gründungsverhältnissen usw. der einzelnen Gebäude abhängen.

Die stärksten Beben im Raum Albstadt wären nach der Mercalli-Skala in die Intensität 7 bis 8 einzustufen.

Erdbeben auf der Zollernalb

Es gibt in Mitteleuropa kein Gebiet, das in den letzten 100 Jahren so viele und so starke Erdbeben erlebte wie die Zollernalb mit dem Zentrum Albstadt. Insgesamt 13 Beben mit Magnituden über 5 sowie eine Vielzahl von Beben, die kaum schwächer waren, legen davon Zeugnis ab. Allein vier der schweren Beben (*M* ≥ 5,0) liegen mit ihren Herden in einem eng begrenzten Gebiet auf Albstädter Markung.



Lage der Epizentren der schweren Beben auf der Zollernalb



Erdbebenschäden an der Kirche in Lautlingen (1911)



Erdbeben Taiwan 1999



Erdbebenschäden Albstadt 1978

Datum	MEZ	Ort/Epizentrum	Magnitude <i>M</i>	Intensität <i>I</i> ₀
16. 11. 1911	22.26	Ebingen	6,1	8
20. 7. 1913	13.06	Ebingen	5,6	6 – 7
2. 5. 1943	02.08	Tailfingen	5,5	7
28. 5. 1943	01.24	Tailfingen	5,6	8
26. 2. 1969	02.28	Onstmettingen	5,1	6 – 7
22. 1. 1970	16.26	Jungingen	5,2	6 – 7
3. 9. 1978	06.08	Onstmettingen	5,7	7 – 8

Erdbeben in Albstadt (*M* ≥ 5,0):

M = Lokalmagnitude

*I*₀ = makroseismische Epizentralintensität

Wenn man die schwersten Beben von 1911, 1943 und 1978 nimmt, so erkennt man, dass ihre Epizentren sich etwa auf einer Linie befinden, die Herdflächen also in dieser etwa von Südwest nach Nordost verlaufenden Bruchzone senkrecht zum Hohenzollerngraben liegen.

a) Erdbeben in der Nacht vom 16. auf den 17. 11. 1911

Über die Auswirkungen dieses Bebens in Ebingen findet sich bei **Hummel**² eine sehr ausführliche Schilderung, die auch eine gute Einstufung hinsichtlich der Intensität erlaubt. In einem Zeitungsbericht am 17. November 1911 schreibt er:

„... Eine Nacht des Schreckens liegt hinter uns. Der größte Teil der Einwohnerschaft hatte sich zur Ruhe niedergelegt, sich wohl geborgen fühlend hinter Mauer und Tür. Da, um 10.30 Uhr ein mächtiger Stoß, der die Häuser in ihren Grundfesten erschütterte. Die Fenster klirren, Teile der Gipsdecke springen ab, die Bilder an den Wänden geraten ins Wanken. Gläser und Geschirr schmettern zu Boden, der Ofen zittert und wankt, das ganze Haus droht in sich zusammenzubringen, seine Bewohner unter den Trümmern zu begraben.

... Da ist der Boden übersät mit großen und kleinen Ziegelstücken; dort liegt das Geröll ganzer und zersprungener Ziegelsteine mitten in der Straße: die Trümmer eines geborstenen Kamins.

... Telefon und Telegraph sind in reger Tätigkeit. Sie melden, dass das Erdbeben einen großen Teil des Badener und Württemberger Landes heimgesucht hat.

...Aber noch wagten sich viele nicht in ihre Häuser. Es schien auch, als wolle die Erde immer zur Ruhe kommen. Heftigere Stöße wurden noch verspürt um 2.30, 3.05, 3.45, 4.00, 4.20 Uhr, und noch nach 6 Uhr wollte das Grollen nicht ganz verstummen (6.15 und 6.30 Uhr). Der Bahndamm zwischen hier und Lautlingen war an einer Stelle unfahrbar geworden, so dass der Nachtzug 12.30 Uhr in Lautlingen angehalten werden musste. Seine acht Reisenden wurden durch die hiesige Bahnverwaltung mittels Auto hierhergebracht.

Der heraufziehende Tag gab den durch den ersten Erdstoß angerichteten Schaden noch deutlicher zu erkennen als die Gaslichter der Nacht. Viele Dächer hatten schwer gelitten vom First bis zur Dachrinne; und auch das Innere der Häuser war schwer mitgenommen worden. Kaum eine Straße war verschont geblieben. Besonders stark beschädigt wurden das Wohnhaus des Fabrikanten Christian Ludwig Maag und die neue Samtfabrik in der Schillerstraße. Bei ersterem wurde der Giebelaufsatz samt Mauerwerk auf den Fußsteig der Langestraße geschleudert. Das ebene

Dach der Samtfabrik hatte mehrere Meter hohe Obelisken getragen; eine große Anzahl davon lag morgens unten auf der Straße. Die Fabrikschlote dieser Fabrik zeigten bedenkliche Risse. Ein Kamin musste teilweise abgetragen werden, eine gefährliche Arbeit, für welche Pioniere aus Ulm beigezogen wurden. Zum Zweck besserer Widerstandsfähigkeit gegen Naturgewalten erhielten die Kamine eiserne Reifen. Die Zahl der eingerissenen oder beschädigten Hausbrandkamine mag auf 800 geschätzt werden. Große Risse zeigte die Martinskirche an der Chorwand. Der Musiksaal im Mädchenschulgebäude wurde aus seiner Umgebung, aus dem Dachraum, gleichsam herausgerissen. Herzog Ulrichs Standbild, das 366 Jahre lang allen Stürmen und Marktstraßenbränden standgehalten hatten, brach der Erdstoß beide Beine »über den Knöcheln«.

Die Schilderung **Hummels** ist durch einige Sätze aus dem „Albboten“ vom 18. November zu ergänzen:

„... Wie sehr den Leuten der Schreck bei der gewaltigen Erdschütterung am Donnerstagabend in die Glieder gefahren ist, geht daraus hervor, dass auch in der letzten Nacht sich sehr viele nicht entschließen konnten, in ihren Wohnungen und Häusern zu schlafen; sie nahmen Nachtquartier im Freien, in Gartenhäusern und Schuppen. Auch während des gestrigen Tags und während der letzten Nacht konnten mehrere leichte Beben wahrgenommen werden. Der Schaden, den das Erdbeben an den Häusern angerichtet hat, stellt sich als größer heraus, und mancher Hausbesitzer muss ganz erhebliche Ausbesserungen vornehmen lassen... Gestern Nachmittag fanden aus Anlass des Erdbebens in der Kapellkirche und im großen Saal des evangelischen Vereinshauses Gottesdienste statt, zu denen der Andrang sehr groß war.“

Nach einem anderen Bericht seien vom alten Bürgerturm beinahe alle Dachziegel herabgeworfen worden; an dem alten, vor Jahrhunderten gebauten Turm selbst sei das Erdbeben spurlos vorübergegangen.

Großen Schaden richtete das Beben auch in Lautlingen an. Das Hauptschiff der am Anfang des 17. Jahrhunderts aus Bruchsteinen erbauten katholischen Pfarrkirche wurde so stark in Mitleidenschaft gezogen, dass es abgebrochen werden musste, während der Turm der Kirche nahezu unversehrt blieb. Der damalige Lautlinger Pfarrer **Pfeffer** beschreibt in seinem Bettelbrief an die umliegenden Kirchengemeinden den Schaden, den das Beben verursachte, ausführlich:

„... Am meisten zerstört ist die westliche an den Turm anschließende Wand und die daran anschließende südliche Wand. Die Gefahr des Einsturzes ist hier sehr groß; die Gefahr ist noch vergrößert, weil auf dieser Ecke die stark belastete Empore aufliegt. Die Empore musste auch mehrfach gestützt werden, um eine Einsturzgefahr zu verhindern. Die Ostwand des Chores hat sich stark nach außen geneigt; sie ist von oben nach unten von schweren Rissen durchzogen und besonders an der nordöstlichen Ecke ganz erschüttert. Eine Einsturzgefahr liegt sehr nahe, zumal die nah vorbeiführende hohe Stützmauer des Kirchhofs an mehreren Stellen geborsten ist. Der östliche Giebel musste in den Tagen nach der Erdbebenkatastrophe kräftig gestützt werden, um den drohenden Einsturz hintanzuhalten. Alle übrigen Wände der Kirche und auch die Sakristei sind überall abgerissen und zerstört.“

Nach dem Urteil der Bausachverständigen ist eine Instandsetzung und Erhaltung des Bauwerks ausgeschlossen; bei der ständig drohenden Einsturzgefahr ist die Katholische Pfarrgemeinde plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt, die Kirche niederreißen zu müssen und ein neues Gotteshaus zu erbauen...

In der Folgezeit wurde die Kirche mit Ausnahme des im Wesentlichen unversehrten Turms abgerissen und als eine der ersten Eisenbetonkonstruktionen, die auch für Erdbebenlasten bemessen wurde, wieder aufgebaut.

b) Erdbeben vom 2. und 28. Mai 1943

Mitten in den schwersten Kriegstagen im Jahr 1943 erschütterten zwei kurz hintereinander liegende Erdbeben am 2. und noch stärker am 28. Mai die Zollernalb. Es waren die seit 1911 stärksten Erdbeben, über die sich bei Stettner³ nachlesen lässt:

„... Besonders schwer waren die westlichen Stadtteile, die Schillerstraße, die Munast und der Mehlbaum betroffen. Neun Wohnungen mussten wegen Einsturzgefahr geräumt werden, Hunderte von Wohnungen wiesen beträchtliche Schäden, vor allem an den Kaminen, auf. Den Gesamtschaden schätzte man allein für Ebingen auf über eine Million Reichsmark. Im Talgang wütete das Erdbeben noch schlimmer. Wenige Tage nach dem zweiten Beben erschienen aus Stuttgart Vertreter des Innen-, des Finanz- und des Wirtschaftsministeriums sowie Erdbebensachverständige aus Stuttgart und Jena, besichtigten die Schäden und versprachen Hilfe vom Land. Trotzdem taten sich die meisten Bürger schwer damit, Handwerker

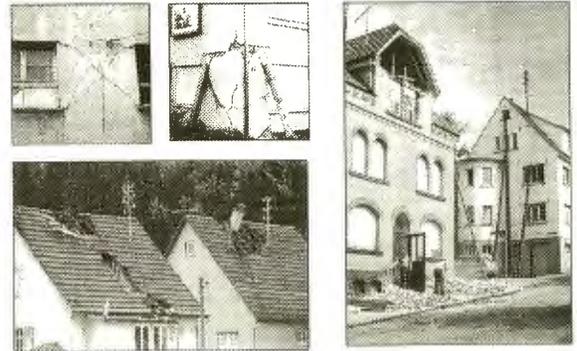
und Material zur Behebung der größten Schäden aufzutreiben. Die Technische Nothilfe griff tatkräftig ein, für zwei Wochen war auch eine Baukompanie der Wehrmacht eingesetzt...“

c) Erdbeben vom 3. September 1978

Das letzte der schweren Erdbeben traf die Zollernalb am 3. September 1978, einem Sonntagmorgen um 6.08 Uhr.

Die Presse berichtete am nächsten Tag: „... Zitternde Wände, schwankende Schränke, abgehobene Dächer und stürzende Mauern – so bot sich gestern morgen ein Schreckensbild im Zentrum des Erdbebengebiets im Zollernalbkreis rund um Albstadt ... In Tailfingen und Onstmettingen sah es fast wie nach einem Bombenangriff aus. Auch Wasserleitungen platzten. Auf der Zollernburg bei Hechingen wurden fast alle Räume durch Risse in den Wänden beschädigt. Die Zinnen des Schlosses sind abgebrochen, herabstürzende schwere Steinbrocken zerstörten das Kreuzgewölbe der mittelalterlichen Burgkapelle ...“

In der Tat entstand enormer materieller Scha-



Erdbebenschäden in Albstadt (1978)

den. Nach Angaben der Württ. Gebäudebrandversicherung wurden über 7000 Gebäudeschäden gemeldet, die Gesamtschadenshöhe betrug über 150 Millionen DM. Insgesamt wurden 23 Fabrikschornsteine abgebrochen, 2221 Kamine von Wohngebäuden abgetragen, 324 Sprießlungen, 61 Teilabbrüche und 1 Totalabbruch vorgenommen⁴. (Schluss folgt)

Ein Spendenbrief aus dem Kloster Kirchberg für Balingen

Pensionierte Klosterfrauen helfen nach dem Stadtbrand 1809 / Von Adolf Klek, Balingen

In einem Aktenbündel vom Balingen Stadtbrand 1809 befindet sich im Stadtarchiv ein Brief aus dem Kloster Kirchberg, das knapp westlich der heutigen Grenze des Zollernalbkreises über Heiligenzimmern im Stadtgebiet Sulz liegt. In weitgezogener Handschrift und noch nicht genommener Rechtschreibung ist auf einem staubgrauen, handgeschöpften Büttenspapierblatt zu lesen:

„Das pensionierte Kloster Kirchberg schickt den beträngten bürgeren zu Balingen ein beysteuert mit 11 fl. Das beigelegt ist von Unserm Herr Beichtvatter

Wir betten vor sie das gott Ihnen sein segen wolle geben

Kloster Kirchberg den 5 ten august 1809

Maria Anna v Khuon Priorin

Mit anderer Tinte und Handschrift ist angefügt: Von dem Herrn Beichtvater waren beigelegt 2 fl. 24 xer.

Am Kopf des Briefblattes hat diese Hand einen Archivierungsvermerk eingetragen: Nro. 126, Fol. 11. Der Verwaltungsbeamte im Balingen Rathaus wird diese Nummer und den Nachtrag bezüglich des Beichtvaters geschrieben haben. Die Nummer entspricht immer noch der Ablage im Aktenbündel¹ des Stadtarchivs. Sie steht auch auf der Rückseite bei einem roten Lacksiegel, mit dem nach dem Zusammenfallen der Brief für die damalige Art des Versandes verschlossen wurde. Das runde Siegel stellt ein sehr fein gearbeitetes, nur mit der Lupe identifizierbares Wappen dar. Von Rankenwerk umgeben, sind auf der einen Wappenhälfte der Ordensgründer Dominikus mit dem Hündlein, seinem Attribut, und auf der anderen Hälfte weitere übliche Wappensymbole des Dominikanerordens zu erkennen, dabei auch der Stern als Zeichen der Gelehrsamkeit. An die Stelle der Empfänger-Anschrift schrieb die Priorin: „Eine Brandsteuer auf Balingen“.

Aus ihrer weltabgeschiedenen Klosterklausur und ihrem ganz der katholischen Frömmigkeit gewidmeten Leben heraus wollen also die Nonnen den durch die Großbrand-Katastrophe „bedrängten Bürgern“ im weltoffenen, rein evangelischen Balingen nach Kräften helfen, und sie tun das mit einer finanziellen „Beisteuer“ von 11 Gulden und mit ihrem Gebet zu Gott! Der Beichtvater des Klosterkonvents hat außerdem beigelegt, was er vielleicht aus dem Opferstock als kleine Gaben der Kirchenbesucher insgesamt entneh-

men konnte: 2 Gulden und 24 Kreuzer.

Den Brief zur Übersendung der Geldspende schreibt Maria Anna von Khuon als Priorin des Schwesternkonventes. Ihre ersten Worte „das pensionierte Kloster Kirchberg“, geben den neuen Status ihres Dominikanerinnen-Klosters an. Es hatte ihn wenige Jahre vorher im Zuge der Neuordnung Europas durch die Kriege Napoleons und die Konsequenzen aus dem Reichsdeputationshauptschluss erhalten. Das Kloster, bisher unter österreichischer Landeshoheit, war wie einige andere Klöster mit seinem Hab und Gut in den württembergischen Staatsbesitz einverleibt und im Rahmen der Säkularisation seiner geistlichen Sonderstellung beraubt worden (1805/1806). Ein Dekret des Königs Friedrich I. von Württemberg hatte die Ordensbindungen gelöst und den Nonnen freigestellt, das Kloster mit einer Abfindungssumme zu verlassen oder mit staatlichen Pensionszahlungen bis zum „Absterben“ hier zu bleiben.

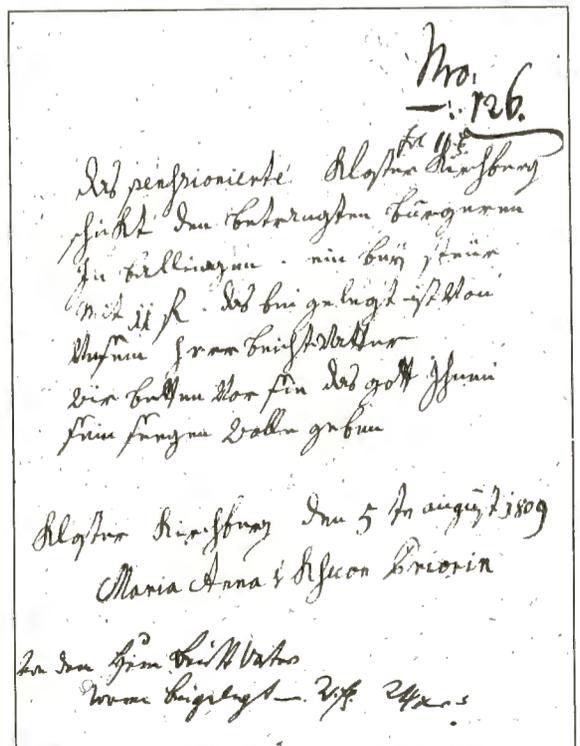
Die letzte Priorin

Zum Zeitpunkt der Klosteraufhebung leitete Maria Anna von Khuon den Klosterkonvent mit 31 Frauen. Insgesamt 23 Klosterfrauen wollten wie sie selbst bei der Aufhebung ihren Gelübden und dem heiligen Orte treu bleiben. Landeskommissar Dizinger, der zur verwaltungsmäßigen Übernahme und teilweisen Veräußerung des Klosterbesitzes von der Stuttgarter Regierung auf den Kirchberg entsandt worden war und aus einer evangelisch geprägten Familie stammte, staunte während seines längeren Aufenthaltes hier über den gewohnten Stil des Hauses. Er berichtet in seinen Lebenserinnerungen, das Tagwerk der Chorfrauen habe aus Beten und Singen bestanden. In den Freistunden hätten sie sich bloß mit Sticken oder mit Verfertigen von künstlichen Blumen unterhalten. Die Besorgung der

häuslichen Geschäfte sei den Laienschwestern überlassen gewesen. Die „in Jahren ziemlich weit vorgerückte“ Priorin habe sich „durch Herzengüte, Sitteneinfalt und Frömmigkeit ausgezeichnet“².

Maria Anna von Khuon, am 14. 10. 1741 geboren, stammte aus einem führenden Patriziergeschlecht der Reichsstadt Rottweil. In der Hauptstraße neben dem Alten Rathaus ist noch der imposante Renaissancebau mit bemalter Giebelwand zu sehen, der heute als „Kisnersches Haus“ bezeichnet wird, vormals aber „Khuon'sches Haus“ genannt wurde. Der Urgroßvater der Priorin, Johann Jakob Khuon, ist dort in der Amtstracht des Bürgermeisters abgebildet. Rechts von ihm steht ein Kirsner (Kürschner) im Arbeitsschurz. Ihren Vater hat die Priorin als Reichsschultheiß von Rottweil erlebt.³

(Schluss folgt)



„Eckig und unpoliert“

Der Visitationsbericht des Tailfinger Pfarrers Adolf Kieser aus dem Jahre 1871 – von Dr. Peter Thaddäus Lang / Schluss

2. Schulmeister: Künzel, Philipp Friedrich, geb. 24. Dez. 1826 in Bonfeld, wo er auch Bürger ist, verheiratet mit einer Tochter des hiesigen Schultheißen Maute, Vater von fünf Kindern: vier Knaben und ein Mädchen, seit 27 Jahren Lehrer und seit dem 1. Aug. 1859 zweiter Schulmeister hier, Lehrer der zweiten Schulklasse mit 24 wöchentlichen Unterrichtsstunden im Sommer und 26 im Winter. Er verbindet mit ziemlich-guten Gaben und Kenntnissen guten Fleiß, führt gute Ehe und Wandel und ist auch als Organist und Kantor gut. Über die Mesnerei vgl. § 10 oben.

3. Schulmeister ist hier: Sch., Johann Friedrich, geb. 9. April 1934 in Aarau, Bürger in Tübingen, seit dem 12. Januar 1871 verheiratet mit der Tochter eines hiesigen Strumpfwarenfabrikanten und Gemeinderats, seit 17 Jahren Lehrer und seit 2./4. Mai dritter Schulmeister hier, Lehrer der vierten (Elementar-) Klasse, musste und muss Abteilungsunterricht mit vermehrter Stundenzahl erteilen in vermehrten 32 wöchentlichen Unterrichtsstunden, wofür er als Nachfolger und Erbe Gußmanns 40 Gulden Belohnung aus der Gemeindekasse erhält.

Bis jetzt hat er sich besser erwiesen als sein Ruf war, der ihm vorausging, als er zum dritten Schulmeister hier ernannt war, und den er zurückließ, als er anfangs Juni 1868 als Unterlehrer Tailfingen verließ, nachdem er gerade ein Jahr hier gewesen war. Dieser nicht gute Ruf zog ihm, als seine Ernennung als dritter Schulmeister Tailfingens hier bekannt wurde, Ende April 1870 eine Protesteingabe der hiesigen Ortsschulbehörde und des Gemeinderats und des Pfarrgemeinderats an die hohe Ober-Kirchen- und Schul-Behörde zu, die aber den gewünschten Erfolg nicht hatte. Gebessert hat er sich gegen früher, Gott sei Lob und Dank, er hatte es aber auch sehr nötig. Ein guter, religionsgewissenhafter, mit weiser Liebe und der rechten Gemütlichkeit die Kinder (der Elementarklasse vollends) behandelnde Lehrer und Meister der Schule ist er aber auch jetzt noch nicht und wird solches leider wohl auch nicht mehr werden. Er gibt sich jedoch in seiner Weise Mühe, hat auch – wenigstens äußere – Ordnung in seiner Schule im Ganzen und führt, soviel wenigstens dem Referenten bekannt ist, bis jetzt einen unanstößigen, geordneten Lebenswandel. Als Kantor leistet er nicht viel, da sein Organ vieles zu wünschen übrig lässt; als Organist wird er zum Teil sehr gerühmt und gilt für einen gewandten und kenntnisreichen Orgelspieler. Vgl. § 9 oben.

20. Zustand der Schule, in Absicht auf Religionskenntnisse und Zucht

Fächer	1. Klasse	2. Klasse	3. Klasse	4. Klasse
Glaubens- und Sittenlehre	Ziemlich	Ziemlich		
	Die Kinder sind schwer über das Mechanische und Äußerliche, Buchstäbliche hinauszubringen			
Biblische Geschichte	Gut	Ziemlich	Ziemlich	Mittel
Memorieren	Gut	Gut	Gut	Gut
Zucht	Ziemlich	Gut (fast sehr gut)	Gut (fast sehr gut)	Ziemlich
Verhalten der Kinder	Die hiesigen Kinder sind teils vermehrt schüchtern, teils aber auch keck, ja frech und fürwitzig und sehr (besonders die Mädchen) zum Schwatzen geneigt und zur Unruhe. Ehrlich einen Fehler eingestehen ist auch, besonders in der Oberklasse, gar nicht ihre Gewohnheit.			

21. Zahl der von dem Geistlichen in der Schule erteilten Unterrichtsstunden

Schulklasse	Zahl 1869/70		Zahl 1870/71	
	Sommers	Winters	Sommers	Winters
1a	19	26	17	39
1b	17	26	17	39
2a	14	29	20	40
2b	14	29	2	40

Lehrgehilfe ist hier: Enßle, Johann Friedrich, geb. 3. August 1848 in Hohengehren, wo er auch bürgerlich ist, ledig, seit fünf Jahren Lehrer, seit d. 4./6. Mai 1870 Lehrgehilfe hier, Lehrer der dritten Schulklasse, die er sommers in 24, winters in 26 Stunden wöchentlich unterrichtet (seit Georgii (23. 4.) 1870 darf und muss er Abteilungsunterricht geben mit vermehrter Stundenzahl – wöchentlich 32 Stunden). Mit ziemlich guten Gaben und Kenntnissen verbindet er guten und durchaus lobenswerten Fleiß. Er ist noch ziemlich jugendlich-lebhaft und (noch allzu) unruhig, und spricht auch als Lehrer viel zu viel. Doch wird sich Solches wohl auch noch geben mit der Zeit und abklären. Sein Wandel war bis daher unanstößig und klaglos, obwohl er leider in einem Wirtshaus hier in die Kost gehen muss. Als Kantor und Organist stellt er auch seinen Mann.

Lehrer waren hier im Schuljahr 1869/70 und sind von hier abgegangen am Anfange des Schuljahres 1870/71: der dritte Schulmeister: Gußmann, Jakob Ludwig. Derselbe wurde im Berichte auf 1869 prädiert (dieser Bericht ist nicht erhalten). Er kam als Schulmeister nach Balingen, und Sch. ist sein unmittelbarer Arbeitsnachfolger hier. Der Lehrgehilfe: Maier, Andreas. Derselbe wurde gleichfalls im Berichte von 1869 prädiert. Er kam – mit Gußmann – auch nach Balingen als Lehrgehilfe, und ist hier Enßle sein unmittelbarer Nachfolger.

24. Sonntagsschule

In der Sonntagsschule werden die betreffenden Perikopen gelesen und der religiöse Memorierstoff, der in der Werktagsschule gelernt worden ist, abwechslungsweise repetiert. Auch wird, besonders um die Zeit des Reformationsfestes, die eine oder andere Nummer des Lesebuchs gelesen. Endlich wird jede Sonntagsschule mit einem oder mehr Choralversen begonnen.

Quellen

Landeskirchliches Archiv Stuttgart, A 29 Nr. 4552, Visitationsbericht 1871. (Aus Platzgründen wurde auf die Wiedergabe der Randbemerkungen des Dekans verzichtet.)
Stadtarchiv Albstadt, Stadt Ebingen, Inventuren und Teilungen 1878/1879.
Stadtarchiv Albstadt, Stadt Tailfingen, Inventuren und Teilungen 1878/1879.

Literatur

P. Th. Lang, Der Ebingen Visitationsbericht aus dem Jahr 1859. In: Heimatkundliche Blätter Nov./Dez. 2000.
P. Th. Lang, Quellen zur Industrialisierung im kommunalen Bereich. Erscheint demnächst in einer der Publikationsreihen der Landeskirchendirektion Stuttgart.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Prof. Dr. Ing. H. A. Bitzer
Am Schloss 10, 72459 Albstadt
Dipl.-Päd. Adolf Klek
Wolfsbühlstr. 6, 72336 Balingen
Dr. Peter Thaddäus Lang,
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Klassen und deren Lehrer		1869/70		1870/71		1869/70		1870/71	
		1869/70	1870/71	1869/70	1870/71	1869/70	1870/71	1869/70	1870/71
1. Klasse des Schulmeisters u. Aufsichtsinstituts Axamitt	Insges.	83	88	33	36	50	52	12-14	13-14
	Abt. a	22	41	11	15	11	26	13-14	13-14
	Abt. b	27	47	9	21	18	26	13-14	13
	Abt. c	34	keine	13	keine	21	keine	12-13	keine
2. Klasse des 2. Schulmeisters Künzel	Insges.	88	86	43	45	45	41	10-12	11-12
	Abt. a	52	40	23	22	29	18	11-12	11-12
	Abt. b	36	46	20	23	16	23	meist 10	11
2. Klasse des Lehrgehilfen Maier (1870/71 Enßlin)	Insges.	76	80	38	39	38	41	meist 10	9-11
	Abt. a	50	27	25	13	25	14	meist 10	10-11
	Abt. b	26	53	13	26	13	27	meist 10	9-10
4. Klasse des 3. Schulmeisters Gußmann (1870/71 Sch.)	Insges.	128	126	59	60	69	66	7-9	7-9
	Abt. a	54	69	26	31	28	38	8-9	8-9
	Abt. b	74	57	33	29	41	28	7-8	7-8

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 49

31. August 2002

Nr. 8

Hossinger Vorfahren von Kurt Georg Kiesinger

Bauern-Vögte, Handwerker und ihre Frauen als Ahnen des Südweststaat-Mitbegründers / Von Adolf Klek, Balingen

In der Fülle der Veranstaltungen und Publikationen zum 50-jährigen Bestehen des Bundeslandes Baden-Württemberg wird immer wieder hervorgehoben, dass es Kurt Georg Kiesinger war, der den Weg zur Gründung des Südweststaates bereitete und später als Ministerpräsident dem Land Baden-Württemberg ein einheitliches, zukunftsorientiertes Gepräge gab.

Landesjubiläum weckt Erinnerungen

Der Bundestagsabgeordnete Dr. Kiesinger gewann 1951 seine CDU-Kollegen in Bonn dafür, das Neugliederungsgesetz zu beschließen, auf Grund dessen die schon länger laufenden Verhandlungen in den vorläufigen Ländern im deutschen Südwesten zu einem Zusammenschluss als vereinigt, lebensfähigeres Bundesland führen konnten. Im Dezember 1958 wurde er aus Bonn nach Stuttgart ins Amt des Ministerpräsidenten für das junge Bundesland Baden-Württemberg berufen. Bis er 1966 als Bundeskanzler wieder nach Bonn zurückkehrte, führte er mit bewundernswerter Integrationskraft, Klugheit und Repräsentation eine Blütezeit für sein Heimatland herbei.

„Ich habe es immer als ein Glück empfunden, im schwäbischen Land geboren zu sein“, schrieb er in den Weihnachtstagen 1963 in den ersten Sätzen seines Büchleins „Schwäbische Kindheit“¹. Auch als Bundeskanzler und Staatsmann im weltweiten Horizont blieb er seiner badisch-württembergischen Heimat verbunden. Privater Familienwohnsitz blieb die Universitätsstadt Tübingen. Auf seinen beliebten Spaziergängen atmete er gern die Luft des Schönbuschs oder der Schwäbischen Alb.

Zweierlei Traditionen erlebbar

Kurt Georg Kiesinger hat gern und dankbar von seinen Vorfahren aus zweierlei Landschaften im höchsten Bereich der Schwäbischen Alb gesprochen, deren Lebensstil bei aller materiellen Schlichtheit reich an geistigen Werten war. In seinen Erinnerungen schreibt er: „Vom Vater her bin ich schwäbischer Abkunft. Mein mütterliches Geschlecht war alemannisch...“ Man könne zwar gemeinsame Eigenschaften der Bevölkerung im ganzen südwestdeutschen Raum feststellen, jedoch habe die geschichtliche Entwicklung auch Unterschiede entstehen lassen. „So betrachtet war meine väterliche Familie altwürttembergisch-schwäbisch und protestantisch, meine mütterliche vorderösterreichisch-alemannisch und katholisch. Das waren, trotz der Stammesverwandtschaft, zwei sehr verschiedene Traditionen, welche die ihnen zugehörige Menschen tief geprägt haben.“²

In der Industriestadt Ebingen, jetzt Albstadt-Ebingen, wo er am 6. April 1904 geboren worden war, erlebte Kurt Georg Kiesinger von Jugend auf vorrangig die altwürttembergisch-pietistische Frömmigkeit und Geschäftigkeit. Die Großmutter und ihr Sohn Christian, sein als Kaufmann ange-

stellter Vater, vermittelten dem Jungen unvergessliche Eindrücke von der evangelischen Geisteswelt. Der Vater wäre lieber Lehrer geworden. Er veröffentlichte eigene Gedichte in der Lokalzeitung.

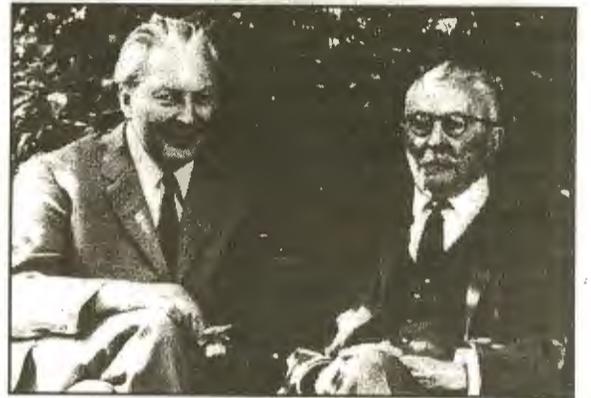
Im Haushalt seines Firmeninhabers hatte der Vater eine Dominika Grimm aus Bubsheim (Landkreis Tuttlingen), Tochter einer katholischen Bauern- und Bierbrauersfamilie, kennen gelernt und sie geheiratet. Nach ihrem frühen Tod schloss der Vater eine zweite Ehe, mit einer ebenfalls katholischen Gastwirtstochter aus Ebingen, deren Familie aus dem benachbarten Hohenzollern-Ländchen stammte. Mit sechs Geschwistern aus dieser Ehe ist Kurt Georg in ihrer Frömmigkeitspraxis erzogen worden, besuchte auch den Kindergarten und die Grundschulklassen der katholischen Minderheiten-Konfession in Ebingen.

Viele Ferienaufenthalte in Bubsheim ließen ihn die Eigenarten des dortigen Menschenschlages kennen lernen. Der Ort im Kerngebiet der früheren Grafschaft Hohenberg gehörte jahrhundertlang bis 1805 zu Vorderösterreich, das vom Kaiserhof in Wien regiert und von Beamten mit Sitz in Freiburg im Breisgau verwaltet wurde. Kurt Georg Kiesinger verbrachte während seiner Ausbildungszeit am Rottweiler Lehrerseminar häufig die Ferien bei einem Vetter Grimm, der in Baden Volksschullehrer geworden war.

Die Herkunft des Kiesinger-Geschlechts

Wenn sich Albstadt-Ebingen rühmen darf, Geburtsort und Jugendheimat des baden-württembergischen Ministerpräsidenten und späteren Bundeskanzlers zu sein, so kann das nahe Dorf Hossingen, am Rande der Heuberghochfläche, jetzt Teilort der Stadt Meßstetten, stolz darauf sein, seinen Vorfahren auf der Vaterseite durch zweieinhalb Jahrhunderte hindurch als Heimat und Lebensmittelpunkt gedient zu haben. Die Gemeinde Meßstetten aber mag darauf verweisen, dass das Kiesinger-Geschlecht vorher schon dort ansässig war.

Die beiden Ortschaften Meßstetten und Hossingen hatte im Jahre 1418 der Graf von Württemberg aus dem Erbe des Heinrich von Tierberg gekauft. Ursprünglich gehörten sie zum Herrschaftsgebiet der Grafen von Hohenberg. Seit der Reformation in Württemberg wird Hossingen vom evangelischen Pfarramt in Meßstetten mitbetreut. Schon im ältesten Tauf-, Ehe- und Totenbuch dieser Pfarrei, für Meßstetten 1583 beginnend, findet sich mehrfach der Familienname „Kiesinger“. Das entsprechende Kirchenbuch für



Dr. Kurt Georg Kiesinger und sein Vater Christian.
Das Bild ist kopiert aus der Sonderausgabe des Zollern-Alb-Kurier am 12. April 1984 aus Anlass des Festempfangs der Stadt Albstadt zum 80. Geburtstag von Dr. K. G. Kiesinger

die Filialgemeinde Hossingen ist ab 1593 vorhanden.

Ein Thomas Kiesinger in Meßstetten lässt sich als frühester belegbarer Vorfahre von Kurt Georg Kiesinger feststellen³. Seine Ehefrau Anna brachte neun Kinder zur Welt, darunter den Sohn Matthias, der im Jahre 1597 am „Festo Matthiae“ (24. Februar) geboren und getauft wurde. Dieser Matthias Kiesinger heiratete im November 1617 in Hossingen eine Ursula Eppler, die im Jahre 1600 geboren worden war. Sie war das einzige Kind der Eheleute Ulrich und Sophia Eppler. Ihr Vater, ein recht wohlhabender Bauer, regierte den kleinen Weiler als Ortsoberrhaupt mit dem Titel „Vogt“. Das Eppler-Geschlecht ist in Hossingen wohl das älteste. Schon im Jahre 1525 lebten in den vier Häusern des Ortes zwei Familienväter mit diesem Geschlechtsnamen⁴. Matthias Kiesinger blieb im Heimatort seiner Ehefrau wohnhaft. Er wurde zum Begründer der Kiesinger-Ahnenreihe in Hossingen.

Im Amt des Vogtes

Das Kiesinger-Ehepaar in Hossingen konnte ab 1620 vier Kinder aufziehen. Bei ihrer Taufe übernahm das Patenamnt der jetzt regierende Vogt Georg Mock. Er hatte eine ihm an Alter überlegene Witfrau Margaretha geheiratet, wahrscheinlich aus der Eppler-Sippe, und eine Tochter mit ihr bekommen. Auch dieser Pate muss mit seiner „Hausfrau“ sehr vermögend gewesen sein, denn die beiden können als Stifter von Wandgemälden in der Hossinger Kirche angesehen werden. Die Wandbilder sind mit der 1903 abgebrochenen Kirche verschwunden.

Während des Dreißigjährigen Krieges wechselte das Vogts-Amt 1639 zu Martin Matthes. Auf ihn folgte im Jahre 1652 der genannte Matthias Kiesinger. In seine Amtszeit fällt ein Wiederanstiegen der Einwohnerzahl, die in den Kriegsjahren von etwa 90 auf 50 Seelen gesunken war. Für die Re-

gelung der kirchlichen und schulischen Belange sowie für die Armenfürsorge und die Überwachung des sittlichen Verhaltens der Ortsbewohner hatte jeden Monat der Pfarrer mit dem Vogt und drei ehrbaren Männern als „Kirchenkonvent“ zu tagen. Man ließ das kleine Kirchlein vergrößern und dabei wahrscheinlich die erwähnten Wandgemälde anbringen. Eine neue Glocke konnte beschafft werden, einige Jahre später eine zweite. Ab dem Jahr 1668 gelang es endlich, für die Hossinger Kinder während der Wintermonate in einer Bauernstube eine Schule einzurichten.

Als Nachfolger für Matthias Kiesinger im Amt des Vogtes ist später sein Sohn Georg verzeichnet. Er hatte 1653 die Witwe von Vogt Matthes geheiratet. Das Kiesinger-Geschlecht behielt also in einer weiteren Generation die führende Stellung im Dorf. Der Vogt eines Ortes wurde in jener Zeit von der Herrschaft ernannt, war Repräsentant des Landesherrn und Vorsitzender des Gemeinderichts (Gemeinderats). Er genoss Freiheit von Fron- und Steuerpflichten und erhielt Anteile von Strafgeldern und Naturalabgaben. Ein Vogt versah in der Regel sein Amt so lange, bis er selbst wegen Altersschwäche oder Tod ausschied. Nicht dieser Vogt Georg, sondern ein anderer Sohn namens Hans stellt das nächste Glied in der Ahnenreihe von Kurt Georg Kiesinger dar.

Mutter bedeutender Söhne

Aus der Ehe des 1621 geborenen Hans Kiesinger mit seiner Ehefrau Maria gingen sieben Kinder hervor. Zwei davon kamen in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges zur Welt, als es für Meßstetten und Hossingen zwölf Jahre lang keinen Pfarrer gab. Ihre Taufe vollzog der Pfarrer von Winterlingen. Er musste mühevoll die vier evangelischen Hebergemeinden mitbetreuen. Im Jahr 1658 wurde dem Ehepaar ein Sohn Hans geboren, der mit dem gleichen Vornamen wie der Vater den in Betracht stehenden Stammbaum direkt weiterführt. In der ortsgeschichtlichen Bedeutung überragt ihn aber seine um drei Jahre ältere Schwester Katharina.

Diese Katharina Kiesinger, geb. 1655, gest. nach 1719, vermählte sich um 1680 mit Hans Martin Eppler aus Hossingen, geb. 1657, gest. 1705. Sie wurde die Mutter herausragender Söhne. Örtliche Führungspersönlichkeiten tragen ab dem 18. Jahrhundert zwar noch „blutmäßiges“ Erbgut der Kiesinger, aber nicht mehr ihren Geschlechtsnamen, sondern den der Eppler.

Katharinas Sohn Johannes Eppler (1682 – 1755) heiratete eine Tochter des Schulmeisters Göring und wurde dessen Nachfolger in der Winter-Schule. Damit war auch der Mesnerdienst für die Kirche verbunden. In den Visitationsberichten des Dekans an das herzogliche Konsistorium wird er nicht nur ob seiner pädagogischen Fähigkeiten, sondern auch als theologisch kenntnisreicher, frommer Mann und „selbstgelernter Maler“ gerühmt. In der Hossinger Kirche hängt heutzutage ein Bild von ihm, zum Gedenken an ein verstorbenes Kind der damaligen Pfarrersleute, im Stil der Zeit gemalt. Das Kruzifix, das in der Kirche über dem Altar auftrug, wurde wohl von seinem Bruder Jakob gestiftet. Dieser Hans Jakob Eppler (1690 – 1752) hatte von 1739 bis 1752 das Amt des Vogtes in Hossingen inne: Am Stamm des Kruzifixes befand sich früher ein kleines Gedächtnisbild mit der Inschrift „Jakob Eppler hat dieses Bild hauen lassen 1734“⁵. Im Totenbuch trug der Pfarrer bei ihm ein, er sein „ein durch leibliche und geistliche Anfechtungen geprüfter Mann“ gewesen.

Ein weiterer Sohn von Katharina und Hans Martin Eppler tritt als Heiligenpfleger hervor, also als Verwalter des Kirchenvermögens. Es ist Andreas Eppler (1687 – 1736), im Ort auch „Kreuzgassen-Beck“ genannt. Bäcker zu sein, setzte Vermögen zum Bau eines Backofens voraus. Einer

seiner Söhne wirkte ebenfalls als Heiligenpfleger und zeitweise auch als Vogt. Ein anderer Sohn von ihm trat während der Wintermonate als Schulmeister in die Fußstapfen seines Onkels.

Auf kargem Boden

In der anderen Sippe der Kiesinger wird nun die überall einsetzende „allgemeine Verarmung“⁶ der Dorfbevölkerungen wahrnehmbar. Je mehr die Einwohnerzahl durch den Kinderreichtum anstieg, desto kleiner musste bei der gleichmäßigen Erbteilung der Güterbesitz werden. In Hossingens rauher Höhenlage von 900 m über N. N. war ohnedies der Ertrag der steinigen Ackerböden kärglich. Ein Andreas Kiesinger aus der Ahnenreihe (1716 – 1794), der 1737 eine Katharina Eppler geheiratet hatte, bemühte sich als Kuhhirt, Nachtwächter und Totengräber um einen bescheidenen Verdienst zusätzlich zu seinem Kleinbauernbetrieb, um seine sechsköpfige Familie ernähren zu können.

Die Urkunden erwähnen in dieser Zeit auch einen Rosshirten, Geißhirten, Schäfer und eine Kälberhirtin. Sein Amt als Nachtwächter schlägt sich nieder in einem Kirchenkonventsprotokoll aus dem Jahre 1756, als vier ledige Burschen aus Oberdigisheim von ihm angezeigt und dann bestraft wurden, weil sie „den 1. Mai am Feiertag Philippi und Jakobi in der Nacht bis an den darauf gefolgten Sonntag in dem Flecken einen großen Tumult mit Schreien und Johlen verführten“. Im gleichen Jahr klagte er als Totengräber dem Kirchenkonvent über Missstände auf dem Kirchhof. Der Platz um die Kirche sei für die Beerdigungen viel zu klein, sodass man zu früh die Gräber wieder neu belegen müsse. Er stoße beim Graben außerdem zu bald auf felsigen Grund.

Im Stammbaum folgen auf ihn in den nächsten drei Generationen Familienväter, die jeweils urkundlich als Weber bezeichnet werden. Hanf und Flachs wurden auf den ortsnahen Flurstücken „Hanfgarten“ und „Flachsländer“ angebaut. Was die Frauen in der Winterszeit daraus gesponnen hatten, verarbeiteten die Männer am Webstuhl in einer Kammer im Erdgeschoss ihrer Häuser. So oft es die notwendige Feldarbeit zuließ, verdienten die Leineweber damit ein wenig Geld.

Weil der Ertrag der eigenen Grundstücke bei den Kleinbauern oft nicht ausreichte, um die Ziegen im niederen Stall zu füttern, rupften die Frauen oft mit ihren Händen im Wald und auf den Felsen ein Tragetuch voll Futtergras. Der Schwiegervater des Webers Johannes Kiesinger (1767 – 1833) verlor seine erste Frau, weil sie – wie im Totenbuch steht – „nahe bei dem Flecken auf die Spitze des Berges in das Gras gegangen“ und dort über einen Felsen „haushoch“ hinabgestürzt sei. Es lässt sich dabei an den Steilabfall von der Hochfläche hinab ins Eyachtal beim Schuhmacherfels und bei der Hossinger Leiter denken. Von dort sind noch weitere tödliche Unglücksfälle bekannt. Die Frau, die 1895 hier beim Grasholen ein Büblein gebar, stammte aus einer anderen Kiesinger-Linie.

Der Großvater verlässt Hossingen

Wegen der bisher beherrschenden Rolle der Landwirtschaft im dörflichen Leben wird erst im Jahre 1733 möglich, die Schulkinder auch während der Sommermonate zum Schulbesuch zu verpflichten. Es ist gleichzeitig nur für drei Männer eine handwerkliche Berufsbezeichnung erwähnt: Leineweber, Schmied und Schneider. Etwa hundert Jahre später (1820) hat die Erbsitte der Realteilung zu noch mehr Kleinbauernbetrieben und notgedrungen zu mehr gewerblichen Zusatzaktivitäten geführt, sodass in Hossingen 14 Handwerker unter 392 Einwohnern in 49 Wohnhäusern registriert sind⁹. Der Weber Johannes



Ortszentrum Hossingen um 1960.

Aufnahme: Privat

Kiesinger (1800 – 1859) heiratete 1830 Magdalena Scherlin, die Tochter eines Strumpfwebers in Hossingen. Dieses neuartige Gewerbe blühte damals in Ebingen und Umgebung. Unter den drei Kindern dieser Ehe befand sich als nächster Vorfahre Johann Georg Kiesinger, geboren 1840, gestorben 1906 in Ebingen. Seinen zweiten Vornamen trägt ebenso sein späterer Enkel Kurt Georg Kiesinger.

Der Großvater betätigte sich in einem anderen Gewerbe, nämlich als Maurer. Bei seiner Eheschließung im Jahre 1867 verließ er den Heimatort und zog in das Elternhaus seiner Frau Anna Maria, geborene Schneider (1840 – 1912), das als einer von mehreren Einzelhöfen auf dem Michelfeld stand, nahe bei der Hossinger Markungsgrenze. Er wurde dadurch Bürger der im Bäratal liegenden Gemeinde Oberdigisheim. Zum landwirtschaftlichen Betrieb seiner Schwiegereltern gehörte ein Kalkofen, ein Steinbruch und eine Ziegelei. Den Lehm dazu konnte man dicht beim Haus graben. Abnehmer für die gebrannten Dachziegel und Backsteine kamen aus den Ortschaften der Umgebung. Auf dem Michelfeld wurde der Sohn Christian (1876 – 1969), der Vater des Bundeskanzlers, geboren und verbrachte hier mit drei Brüdern seine ersten Kindheitsjahre. Taufpate der Kinder war der Adlerwirt von Hossingen. Im Jahre 1883 zog die Familie des Johann Georg Kiesinger vom Michelfeld nach Ebingen.

Die Großmutter, eine „wunderbare Frau“

Bis in sein achttes Lebensjahr konnte der Bundeskanzler die Wesensart der Mutter seines Vaters erleben. Er zitiert in seinem Erinnerungsband einen derben Ebingen Mann, der von ihr als von einer „wunderbaren Frau“ sprach (S. 28). Aufschlussreich sind folgende vorausgehenden Sätze: „Die heraufkommende Industrie hatte meine väterlichen Großeltern nach Ebingen gezogen, wo der Großvater als Maurer Arbeit fand; dort war er bald nach meiner Geburt gestorben. Meine Großmutter Anna lebte noch bis zum Jahre 1912. Ihre beiden Söhne stritten sich darum, wer sie bei sich haben dürfe. Ihre letzten Jahre verbrachte sie bei uns. Die zarte und liebenswerte, zuletzt bettlägerige Frau war eine pietistisch gestimmte Methodistin, die ein Kränzchen älterer und jüngerer Frauen um ihr Krankenbett versammelte, wo sie miteinander sangen, beteten und die Bibel lasen... Der Geist seiner Mutter hat meinen Vater, Christian Kiesinger, sein Leben lang begleitet“⁹.

Hossinger Verwandtschaft heute

So führt der Weg der Ahnenreihe von Kurt Georg Kiesinger durch eine Eheschließung im Jahre 1617 von Meßstetten nach Hossingen und genau 250 Jahre später wieder durch eine Heirat aus diesem Orte weg. Zwei nähere Verwandtschaftslinien über das Großelternpaar gibt es heute noch in Hossingen. Die wunderbare Großmutter Anna einerseits hatte noch eine Schwester Magdalena. Sie heiratete 1877 den Zimmermann Jakob Bodmer in Hossingen. Von

den sieben Kindern dieses Paares blieb ein Sohn hier mit Nachkommen wohnhaft. Es ist Richard Bodmer, der jahrzehntelang Mesner war und viele Nachkommen hat.

Andererseits besaß der Großvater Johann Georg Kiesinger, Maurer, noch zwei Brüder. Einer davon, Johann Matthäus, blieb in Hossingen als Bauer und Schäfer. Ein Sohn Johannes hatte mit seiner Ehefrau Anna Maria, geb. Strölin 13, Kinder. Sein Postbotenamt gab er an den Sohn Eugen Kiesinger und seine Familie weiter. Ein anderer Sohn des Schäfers, der Bauer und Trikotweber Gottlob Kiesinger („Schäfer-Gottlob“), führte mit den Töchtern Bertha (verh. Eppler) und Luise Marie (verh. Bodmer) sowie deren Nachkommen diesen Zweig der Sippe weiter¹⁰. Als die Witwe des Gottlob Kiesinger im Haus des Enkels, des Straßenwarts Eugen Bodmer, den 90. Geburtstag 1963 erreichte, ließ Ministerpräsident Kiesinger ihr einen besonderen Gruß zukommen.

In einem Gespräch mit dem Intendanten des

Süddeutschen Rundfunks sagte Dr. Kurt Georg Kiesinger beim Rückblick auf seine 80 Lebensjahre am Schluss dieser Worte: „In Baden-Württemberg verlebte ich als Ministerpräsident wohl meine glücklichsten Jahre. In Baden-Württemberg, in dem Lande, aus dem meine Familie stammt und in dem sie seit vielen Jahrhunderten gelebt hat, habe ich eben immer das gehabt, was jeder Mensch braucht: Heimat.“¹¹

Literatur- und Quellennachweis:

- ¹⁾ Kurt Georg Kiesinger, Schwäbische Kindheit. Tübingen 1964, S. 5
- ²⁾ Kurt Georg Kiesinger, Dunkle und helle Jahre – Erinnerungen 1904 – 1958. Stuttgart 1989, S. 37/38
- ³⁾ Angaben aus den Kirchenbüchern beruhen – soweit keine andere Quelle genannt ist – auf der Arbeit „Die Vaterseite der Vorfahren von Herrn Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger, erforscht und dargestellt von Hauptlehrer Adolf Klek 1964 in Hossingen“
Auf Anregung des damaligen Ministerpräsidenten und durch Vermittlung des Meßstetter Landtagsabgeordneten und Bürgermeisters Erwin Gomeringer wurden die Daten ermittelt

und als handschriftlicher Textband mit Stammbaum-Tafel dem Ministerpräsidenten übergeben. Eine Abschrift beim Verfasser liegt diesem Beitrag zugrunde. In seinen Erinnerungsband „Dunkle und helle Jahre“ hat K. G. Kiesinger einige dieser Personendaten aufgenommen (S. 18).

- ⁴⁾ Adolf Klek, Hossinger Kirchen- und Ortsgeschichte, herausgegeben von der evang. Kirchengemeinde Hossingen 1963. Aus der gedruckten Broschüre sind die Informationen zur Ortsgeschichte für diesen Beitrag entnommen, sofern keine andere Quelle genannt ist.
- ⁵⁾ Adolf Klek, Der alte Kruzifixus in Hossingen. Stuttgarter evang. Sonntagsblatt, 100. Jahrg. Nr. 14, 3. April 1966
- ⁶⁾ Siegfried Kullen, Grundzüge der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung vom 18. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg. In „Der Zollernalbkreis“, 2. Aufl., herausgegeben von Landrat Heinrich Haasis MdL, Stuttgart 1989, S. 125 f.
- ⁷⁾ Näheres bei: Adolf Klek, Die Hossinger Leiter. Schwarzwälder Hausschatz 1967
- ⁸⁾ „Der Landkreis Balingen“, Amtliche Kreisbeschreibung Bd. I, 1960, Tabellenanhang S. 17, 18, 20
- ⁹⁾ wie Nr. 2, S. 19
- ¹⁰⁾ Adolf Klek, Verwandte des Bundeskanzlers in Hossingen, Mitteilungsblatt der Gemeinde Hossingen, 8. Jahrg., Nr. 27, 7. 7. 1967
- ¹¹⁾ Kurt Georg Kiesinger: Fügung und Verantwortung. Festgabe des Landtags von Baden-Württemberg für Bundeskanzler a. D. und Ministerpräsident a. D. Dr. h. c. Kurt Georg Kiesinger, Stuttgart 1984, S. 93

Ein Spendenbrief aus dem Kloster Kirchberg für Balingen

Pensionierte Klosterfrauen helfen nach dem Stadtbrand 1809/Von Adolf Klek, Balingen – 2. Folge (Schluss)

Aber schon in junglichem Alter war Anna von Khuon als Novizin bei den Dominikaner-Ordensfrauen im Kloster Kirchberg eingetreten. Mit 19 Jahren hatte sie im Jahre 1760 die ewigen Gelübde abgelegt. Nach dem Brauch der Klosterfrauen nahm sie als ersten Vornamen den Namen „Maria“ an, weil die Mutter Jesu als Vorbild ihr Leben ganz bestimmen sollte. Sie wurde später zur Novizenmeisterin des Klosters für die Einführung und Ausbildung neu eintretender Jungfrauen bestellt. Im Jahre 1801 wählten ihre Mitschwester, die überwiegend aus Oberschwaben oder dem Raum Augsburg/München und in der Regel aus einfacheren Familienverhältnissen stammten⁴, sie zur Leiterin des Konvents als „Priorin“. Im Dominikanerorden gibt es dafür nicht den Titel eines „Abtes“ bzw. einer „Äbtissin“ auf Lebenszeit.

Der Spendenbrief vom August 1809 an die Bürger von Balingen wurde also von einer allgemein hoch geschätzten, fast 68-jährigen Ordensfrau geschrieben. Sie starb im Jahre 1822 mit 81 Lebensjahren. Auf dem Kirchberg lebten nach ihrem Tod noch acht „pensionierte Kloster-Convents-Glieder“, denen es – wie das Archivmaterial erkennen lässt – sehr schwer fiel, ohne die Persönlichkeit der letzten Priorin auszukommen.

Der Herr Beichtvater

Dass der „Herr Beichtvater“ seine Geldspende an die Balingen nicht in die Spendensumme der Klosterfrauen einfließen ließ, sondern sie gesondert übermittelte, kann kennzeichnend für seine besondere Amtsstellung sein. Er wohnte als Mannsperson ja auch nicht unter einem Dach mit den Nonnen. Während diese im Gebäudegeviert in der Abgeschiedenheit der Klausur lebten – die Priorin in Räumen des heute noch stehenden großzügigen Westflügels-, befand sich die Wohnung des Beichtvaters wie auch die des Verwalters im seitlich vorgelagerten „Herrenhaus“. Zum Abhören ihrer Beichte kam er zu den Frauen über einen besonderen Zugang direkt in die Beichtzimmer im Westflügel. In der Klosterkirche saßen die Chorfrauen hinter einem Gitter auf der Nonnenempore.

Als Dominikanermönch, geweihter Priester und Zelebrant der Messgottesdienste in der Kloster-

kirche, die auch von vielen Wallfahrern besucht und mit Ablass verbunden waren, verfügte „der Herr Beichtvater“ über eine herausragende Würde. Er stammte wie die Priorin aus Rottweil. Vom dortigen Dominikaner-Konvent wurde regelmäßig ein Pater zum Frauenkonvent im Kloster Kirchberg als Beichtvater und Messpriester abgeordnet.

Im Verlauf der Säkularisation des Klosters im Jahre 1806 hat ein Mitglied der königlichen Kommissionen ein Verzeichnis aller hier ansässigen Personen („Individuen“) angelegt. Darin sind außer den Nonnen in einem weiteren Abschnitt als „Angestellte Personen“ zuerst der Beichtvater, dann der Verwalter angeführt und danach ein „Herrendiener“, der zugleich auch als Schreiner, Torhüter und Sacristan tätig war. Über den Beichtvater steht hier zu lesen:

„Johann Nepomuc Linsenmann von Rottweil, Alter 54 J., Aufenthalt im Kloster bisher 9 J., begleitet die Stelle eines Beichtvaters und versieht zugleich auch den Gottesdienst in der hiesigen Kirche, ist ein sehr fleißiger, tätiger u. aufgeklärter Mann...“⁵ Der Pfarrer vom Nachbarort Wiesenstetten schrieb später in seiner Chronik über Pater Linsenmann: Er „starb als Pensionär im Jahre 1820, nachdem er ohngefähr ein paar Jahre zuvor kränklichkeitshalber sich seiner Stelle begeben und in seine Vaterstadt zurückgezogen hatte“⁶

Nöte in Balingen und auf dem Kirchberg

Die erstaunliche Tatsache der Hilfeleistung aus dem Frauenkloster Kirchberg für die vom Brandunglück betroffene Balingen Bürgerschaft könnte mit einem Gefühl der Verbundenheit im beidseitigen Erleiden besonderer Not zusammenhängen.

Es wundert nicht, dass die Nachricht vom großen Stadtbrand in Balingen am 30. und 31. Juni 1809 auch durch die Pforte der Klosterklausur auf dem Kirchberg drang. Überall im Land wurde davon gesprochen, wie nach einem Blitzschlag ein schrecklicher Feuersturm fast die ganze Stadt mit den frisch gefüllten Heulagern niederbrannte und über 600 Familien plötzlich buchstäblich auf der Straße saßen, ohne Hausrat und Nahrung. Es regte sich auch sofort die Hilfsbereitschaft des Königs, der Regierungsbehörden,

der Einwohner in Nachbarorten und unzähliger mitfühlender Menschen überall. Der König ließ eine Kollekte im ganzen Land ausschreiben. Insgesamt gingen über 20000 Gulden an freiwilligen Geldspenden ein und dazu Lebensmittel („Naturalien“) im Wert von rund 4500 Gulden. Der Amstpfeiler, der Dekan und der zweite Pfarrer an der Stadtkirche regelten die korrekte Weitergabe an die Geschädigten. Den Gebäudeschaden ersetzte die staatliche Gebäudebrandversicherung.⁷

Für die Balingen Bevölkerung war nun eine harte Zeit durchzustehen, aber es bestand sofort wieder die Aussicht auf eine fortschreitende Besserung der Verhältnisse im Wiederaufbau. Die Klostergemeinschaft auf dem Kirchberg musste dagegen mit unwiederbringlichen Verlusten durch die Säkularisation und mit ständigen Zeichen des Niederganges leben. Kostbares Inventar war nach Stuttgart geschafft oder gleich vor Ort verkauft worden. Durch Todesfälle verkleinerte sich der Konvent laufend. Während das Kloster vorher aus seinem umfangreichen Besitz reichlich Einkünfte erhalten hatte⁸, zahlte nun die württembergische Staatsregierung den verbliebenen Klosterfrauen nur eine kärgliche Pension. Man überließ ihnen kostenfrei die Wohnung, Holz zum Heizen und auch Getreide. Aber die Pensionszahlung betrug für eine Chorfrau nur 230 Gulden im Jahr, also nicht einmal einen Gulden pro Tag. Die Pensionen der Priorin und des Beichtvaters fielen etwas höher aus, die der Laienschwestern deutlich niedriger⁹. Die gemeinsame Spende der Frauen von 11 Gulden für die Balingen Bevölkerung stellt demnach ein beachtliches Opfer dar.

Es werden dazuhin die laufenden Maßnahmen der königlichen Regierung zur Reduzierung des klösterlichen Eigenlebens bedrückend auf die Klosterleute gewirkt haben. So wurde Anfang des Jahres 1809 den Frauenkonventen im Lande nicht nur die Abhaltung von Exerzitien und Kapiteltagen verboten, sondern auch das Singen der Psalmen und Hymnen in der traditionellen lateinischen Sprache bei den Stundengebeten, die den Tagesablauf und den Frömmigkeitsstil prägten¹⁰.

Die Nächstenliebe der Klosterfrauen und ihres Beichtvaters hat dennoch vor der Konfessions- und vorherigen Landesgrenze nicht Halt gemacht. Es bestanden ja in den Jahrhunderten bis

zur Reformation auch enge Beziehungen zwischen der Bevölkerung in und um Balingen und dem Kloster Kirchberg. Immer wieder erhielt das Kloster Güter von hier gestiftet¹¹. In jedem Kloster lebte ständig die Vergangenheit schon durch die unzähligen Gebete und Jahrtagsmessen mit, die für das Seelenheil verstorbener Wohltäter im Laufe jeden Jahres gehalten wurden.

Anmerkungen und Quellenangaben:

- 1 Stadtarchiv Balingen, Unverzeichnete Akten vom Stadtbrand. Stadtarchivar Dr. Schimpf-Reinhardt gab schon vor Jahren den Hinweis auf diesen Brief und half in dankenswerter Weise neuerdings beim Auffinden und Interpretieren des Originals.
- 2 Carl Friedrich Dizinger, Königl. Württ. Ober-Justizrath a. D., *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit*, Tübingen 1833, S. 157/158.
- 3 Diese Rottweiler Daten sind der verstorbenen Frau Gertrud Schmid zu verdanken. Sie hat als Oberstudienrätin in Stuttgart bei der Einrichtung des „Berneuchener Hauses“ im Kloster Kirchberg 1957/58 sich mit der vorausgegangenen Geschichte dieser Stätte befasst und ihre Forschungsergebnisse hand- oder maschinenschriftlich für das Hausarchiv festgehalten.
- 4 Ein „Catalogus der hoch- und wohllehrwürdigen Frauen und Schwestern des wohlhöllichen Klosters Kirchberg, Ordinis S. P. Dominici“, zusammengestellt vom Beichtvater Linsenmann 1797, veröffentlicht in der „Beilage zur Horber Chronik“ am 27. 3. 1833 (Bestand der Hohenz. Heimatbücherei Hechingen) führt 15 Chorfrauen, 2 Novizinnen und 9 Laienschwestern mit

ihren Personaldaten auf. Unter den Chorfrauen sind nur drei mit Adelsprädikat, zu denen auch die damalige Priorin gehört, die Vorgängerin von Maria Anna v. Khuon. Seit der Gründung des Klosters durch Graf Burkhardt III. von Hohenberg 1237 war es lange Zeit nur Töchtern aus adligen Geschlechtern vorbehalten geblieben.

- 5 Gertrud Schmid, *Zur Geschichte des Klosters Kirchberg*, maschinenschriftlicher Band im Hausarchiv, S. 14
- 6 E. G. Johler, *Geschichte des Landkapitels Horb*, 1825, handschriftlicher Foliant in der Landesbibliothek Stuttgart, Signatur Cod. Hist. Fol. 677. Der Hinweis auf diese Quelle ist handschriftlichen, teils stenografischen Notizen von Gertrud Schmid zu verdanken.
- 7 Literarische Quellen hierzu: Rudolf Töpfer, *Über den großen Balingen Stadtbrand*, *Heimatkundliche Blätter Balingen*, Jahrgang 27, Nr. 6, Juni 1980, dazu auch *Zollern-Alb-Kurier* am 21. 7. 1984: Interessantes aus dem Stadtarchiv, „632 Familien saßen auf der Straße“.
- 8 Matthias Erzberger belegt dies in seinem Werk *„Die Säkularisation in Württemberg von 1802 – 1810“*, Stuttgart 1902, mit vergleichenden Angaben über die jährlichen Beiträge der Klöster in den niederösterreichischen Religionsfonds.
- 9 Eine Notiz von Gertrud Schmid aus einer Akte vom 17. 10. 1806 im Staatsarchiv Ludwigsburg, F 59, Bü 310, enthält detaillierte Angaben. Zu ihrer Versorgung mit Nahrungsmitteln sollten die Nonnen noch eine kleine Landwirtschaft betreiben.
- 10 Hermann Schmid, *Die Säkularisation und Mediatisierung in Baden und Württemberg*. In: *Württ. Landesmuseum (Hrsg.), Baden u. Württemberg im Zeitalter Napoleons*, Stuttgart 1987, Bd. 2
- 11 Siehe *„Der Landkreis Balingen, Amtliche Kreisbeschreibung“* 1961, Bd. II.

Erdbeben auf der Zollernalb

Von Prof.-Dr.-Ing. Hans-Alfred Bitzer, Albstadt-Lautlingen / 2. Folge (Schluss)

Dass nur wenig Verletzte und keine Todesopfer zu beklagen waren, lag sicherlich nur daran, dass sich zum Zeitpunkt des Bebens so gut wie keine Menschen auf den Straßen aufhielten. Bei den Schadensbildern waren insbesondere bei Mauerwerksbauten immer wieder die folgenden typischen Erdbebenschäden zu beobachten:

Schubrisse in aussteifenden Wänden

Bei der Abtragung der horizontalen Erdbebenlasten durch die Wandscheiben kann die Beanspruchung so groß werden, dass die Festigkeit des Mauerwerks überschritten wird. Dabei entstehen diagonal verlaufende Risse, so genannte Schubrisse, die häufig kreuzweise verlaufen (Kreuzrisse), da beim Beben die Bodenbeschleunigung die Richtung ändert.

Platten – Biegerisse

Tritt die Erdbebenbeschleunigung senkrecht zur Wand auf, wird diese als Platte beansprucht. Dabei können Biegerisse entstehen, vor allem wenn der Abstand der aussteifenden Querwände groß ist.

Abreißen von Giebelwänden

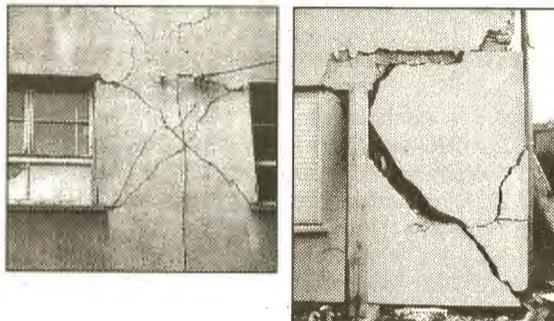
Sind die Querverbindungen von Giebelwänden mit der Dachkonstruktion nicht vorhanden oder nicht ausreichend dimensioniert, kann die gesamte Giebelwand oder Teile davon abreißen und herabstürzen.

Schäden an Dächern und Schornsteinen

Die große Anzahl abgedeckter Dächer und abgestürzter Kamine zeigt eine besondere Gefährdung, die durch das unterschiedliche Schwingungsverhalten von Schornstein und dem übrigen Baukörper entsteht.

Bauen in Erdbebengebieten

Die Bewohner der Alb wissen, dass sie in einem hochgradig erdbebengefährdeten Gebiet leben. Beben mit Intensitäten, wie sie seit 1911 bekannt sind, können jederzeit wieder auftreten. Die Wissenschaftler sind aber nicht in der Lage, den Zeitpunkt oder die Stärke auch nur annähernd zu benennen, denn es gibt bis heute keine verlässliche Methode zur Vorhersage von Erdbeben. Geophysiker können zwar durch Beobachtungen und Messungen feststellen, dass sich durch Verformungsbehinderungen entsprechende Span-



nungen in möglichen Bruchflächen aufbauen – sie können aber nicht sagen, wann diese gespeicherte Energie schlagartig freigesetzt und damit

ein Erdbeben ausgelöst wird.

Für die Erdbebengebiete in Mitteleuropa, bei denen bislang und mit aller Wahrscheinlichkeit auch in Zukunft der materielle Schaden an Gebäuden und Einrichtungen im Vordergrund steht, muss es daher das Ziel sein, die Bauwerke „erdbebensicher“ zu erstellen.

Für Ingenieure und Architekten bedeutet dies für die Auslegung von Bauwerken gegen die Wirkung eines Erdbebens zwei Ansatzpunkte (siehe auch⁵):

1. Erfassung der anzunehmenden Erdbebenlasten und rechnerischer Nachweis der Beanspruchungen des Tragwerks unter der Erdbebenwirkung.
2. Umsetzung geeigneter Tragwerksentwürfe sowie konstruktiver Grundsätze und Details bei der Ausführung des Gebäudes zur Minimierung der schädigenden Wirkung des Bebens.

Für die Berechnung der Gebäude finden sich Angaben in der seit 1981 vorliegenden Norm DIN 4149 Teil 1, die in absehbarer Zeit durch eine europäische Vorschrift (Eurocode 8) ersetzt werden soll. Die Ziele beider Vorschriften sind im Wesentlichen gleich:

- ⇒ Im Falle eines starken, selten zu erwartenden Erdbebens („Bemessungsbeben“) sollen Bauwerke standsicher bleiben, damit Menschenleben geschützt sind.
- ⇒ Im Falle eines schwächeren, häufig zu erwartenden Erdbebens sollen die Schäden an Bauwerken und die Einschränkung ihrer Gebrauchsfähigkeit begrenzt bleiben.
- ⇒ Bauwerke, die im Katastrophenfall von be-

sonderer Bedeutung für die Bevölkerung sind (z. B. Krankenhäuser, Kraftwerke, Feuerwehreinrichtungen), sollen bei stärkeren Erdbeben neben der Standsicherheit ihre Funktionsfähigkeit behalten.

Entwurf und Konstruktion eines Gebäudes entscheiden gerade bei den bei uns auftretenden Schwachbeben, wie weit ein Gebäude durch die Erdbebenbelastung geschädigt wird. Folgende allgemeine Regeln für erdbebengerechtes Bauen lassen sich zusammenfassen (siehe z. B. ⁶):

Bauwerksform

Kompakt gegliederte Formen gegebenenfalls durch Fugen trennen.

Aussteifung

Möglichst gleichmäßige Anordnung der Aussteifungselemente (Wände, Verbände), Aussteifung über die gesamte Gebäudehöhe durchführen. „Weiche Stockwerke“ (ohne ausreichende Wandscheiben) vermeiden.

Gründung

Gleichartige Gründung vorsehen und auf gleichartigen Baugrund führen. Einzelfundamente zug- und druckluftfest miteinander verbinden. Teilunterkellerungen vermeiden, Untergeschoss als „steifen Kasten“ ausbilden (Stahlbeton).

Decken

Scheibenwirkung herstellen, Ringanker vorsehen (Holzbalkendecken). Höhenversetzte Geschosse vermeiden.

Zähigkeit

Konstruktionen und Bauarten mit großem Dissipationsvermögen und plastischer Verformbarkeit bevorzugt (Stahl- und Holzbauten, Stahlbetonbauten), zähe Verbindungen und Anschlüsse.

Literatur:

- 1 Heck Hans Dieter u. Schick Rolf: *Erdbebengebiet Deutschland*, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1980
- 2 Hummel Gottlob Fr.: *Geschichte der Stadt Ebingen*, 2. Auflage, Druck und Verlag der Ebingen Druckerei und Verlags-Gesellschaft mbH, 1936
- 3 Stettner Walter: *Ebingen – Die Geschichte einer württembergischen Stadt*, Sigmaringen, Thorbecke-Verlag, 1986
- 4 Aktionskomitee „Wir wollen helfen“ *Erdbeben – Dokumentation über die Naturkatastrophe vom 3. September 1978 im Raum Albstadt, Baden-Württemberg*, 1978
- 5 Bachmann Hugo: *Erdbebensicherung von Bauwerken*, Basel, Birkhäuser Verlag, 1995
- 6 Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg: *Erdbebensicher Bauen – Planungshilfe für Bauherren, Architekten und Ingenieure*, 3. aktualisierte Auflage, 1995

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Prof. Dr. Ing. H. A. Bitzer
Am Schloss 10, 72459 Albstadt

Dipl.-Päd. Adolf Klek
Wolfsbühlstr. 6, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 49

30. September 2002

Nr. 9

Städtisches Leben in Süddeutschland um 1500

Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Jede Stadt – und damit auch Balingen oder Ebingen, Rottweil oder Tübingen – war zu besagter Zeit nichts anderes als ein Festungsbezirk, entstanden aus dem Gedanken eines möglichst sicheren Schutzes nach außen. Durch die zahlreichen Befestigungsanlagen: Die Gräben und Wälle, Tore und Türme, Ringmauern und Bollwerke, Ausfallbrücken und Auslugzinnen erhielt die äußere Silhouette der Stadt ihren viel gerühmten malerischen Charakter.

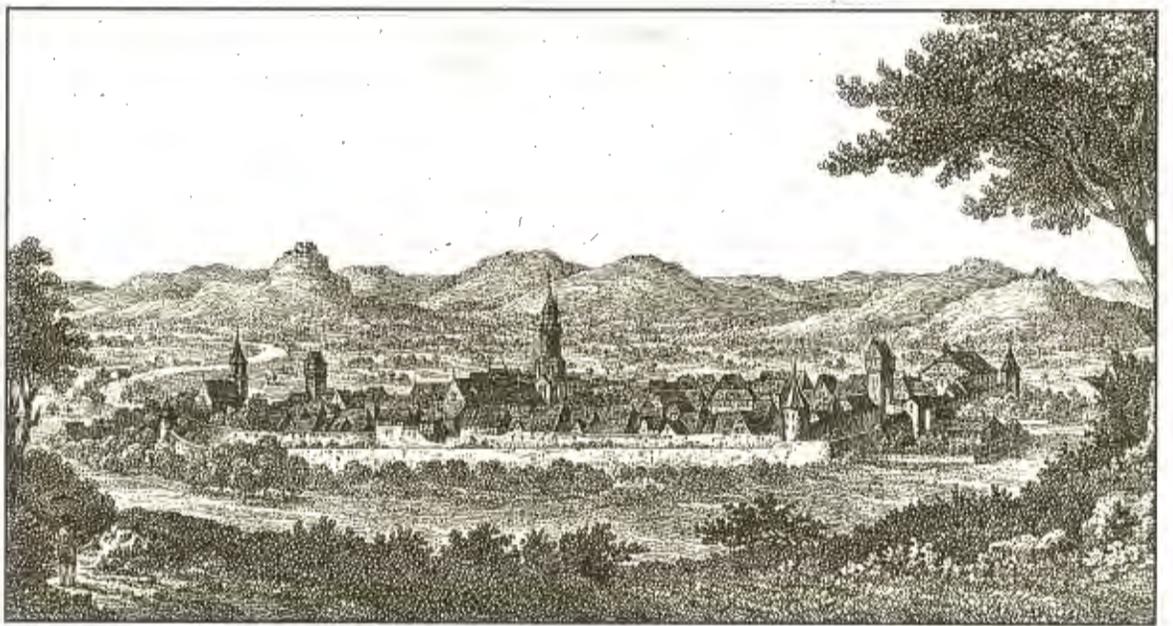
Obst- und Gemüsestände auf dem Markt, die Weihrauchwolken bei den vorreformatorischen Umgängen und Prozessionen – dies alles vermittelt uns ein Bild, wie wir es heutzutage mit den Städten des Orients in Verbindung bringen.

Noch pittoresker wirkte aber das innere Profil. Da die Straßen vielfach krumm und gewunden verliefen, entstanden zahllose Winkel und Buchungen, Ecken und Unregelmäßigkeiten, ein wahres Chaos sich kreuzender, brechender, verschränkender Häuserlinien. Dazu kam noch, dass die Sitte bestand, die höheren Stockwerke in die Straßenfront vorzubauen. Diese Kragungen, die oft noch mit Erkern und Türmchen geschmückt waren, mögen sehr bildhaft gewirkt haben, machten aber die Straßen eng, luftarm und finster. Sie waren nur möglich, weil der Holzbau noch dominierte, was zu regelmäßigen Feuersbrünsten führte.

Zu ebener Erde gab es eine Menge Werkstätten und Verkaufsbuden, die von der Straße Besitz ergriffen und die Passage häufig fast gänzlich versperrten; selbst der Keller streckte seinen „Hals“ in die Straße. Die Pflasterung war in kleineren Städten so gut wie überhaupt nicht vorhanden: man versank in Schmutz und Morast, und wer sich die Füße sauber halten wollte, der musste feste Überschuhe anziehen. Die Dachtraufen waren so primitiv angelegt, dass sie ihren Inhalt mitten in die Straße ergossen, in deren Mitte sich der Rinnstein befand. Küchenabfälle, tote Tiere und sonstiger Unrat wurden der Einfachheit halber kurzerhand aus dem Fenster auf die Straße gekippt, wo sie von Fliegen, Käfern und streunenden Hunden frequentiert wurden und besonders im Sommer binnen kurzem üblen Gestank verströmten. Dieses Aroma verstärkte sich durch die stattlichen Dunghaufen, die regelmäßig neben den Hauseingängen vor sich hindufteten. Noch viel lästiger waren jedoch die lebenden Tiere, die Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, Gänse und Hühner, die in Massen über die Straße getrieben wurden und sich immer wieder in fremde Häuser verliefen.

Ganz so romantisch, wie wir es uns vorstellen, war also das Exterieur der damaligen Städte nicht. Was aber einen Spaziergänger von heute am meisten befremdet hätte, war der Mangel an jeglicher Beleuchtung. Es gab keine Straßenlampen, keine lichtglänzenden Auslagen, keine erhellten öffentlichen Uhren, und in den Häusern brannten rußende Kienspäne oder düstere Talgkerzen, deren kümmerliche Strahlen nicht bis auf die Straße reichten. Wer abends ausging, musste seine eigene Laterne vor sich hertragen – das war Vorschrift; wer im Dunkeln ohne Laterne getroffen wurde, geriet in den Verdacht, Ungutes im Schilde zu führen. Nach Einbruch der Dunkelheit versank das ganze Leben in Schlummer, nur die Obdachlosen und die Einsteigdiebe in ihren Verstecken wie auch die Trinker und Spieler in ihren Schenken waren noch auf den Beinen.

Bei Tage aber herrschte ein ungemein buntes



Balingen, Stich nach Matthäus Merian d. Ä., 1643

und bewegtes Treiben, ein unaufhörliches Kommen und Gehen, Messen und Wägen, Schwitzen und Schwatzen. Eine wüste Sinfonie aus allen erdenklichen Geräuschen erfüllte die Gassen. Vor der Reformation alle Augenblicke Glockengeläute und fromme Gesänge, dazwischen das Brüllen, Blöken, Gackern, Schnattern und Grunzen des Viehs, das Gröhlen und Randalieren der Nichtstuer in den Wirtshäusern, das Hämmern, Hobeln und Klopfen der Handwerksleute in den offenen Werkstätten, das Rattern und Quietschen der Wagen, das Hufeklappern und Wiehern der Zugtiere, dazu der melodische Lärm der Marktschreier, die mit ihrem Anpreisungskraakeel in einer Zeit des weit verbreiteten Analphabetismus das Plakat ersetzen mussten. Markttag – das war ja nicht nur einmal im Jahr. Sogar die nicht gerade übermäßig große Landstadt Ebingen zum Beispiel hatte nicht nur verschiedene Jahrmärkte (Gallenmarkt und Jakobimarkt, später noch der Dreifaltigkeitsmarkt, der Fastnachtmarkt und der Weihnachtsmarkt), sondern darüber hinaus den allfälligen, aber kleiner dimensionierten Wochenmarkt.

Nimmt man zu diesen optischen und akustischen Eindrücken noch die sonderbar gemischten Gerüche, die unsere alten Städte durchströmten: die fetten heißen Kuchen auf dem Markt und in den Bäckerläden, die brutzelnden Würste und Selchwaren, die dampfenden Werkstätten, die ja alle nach der Straße zu gingen, die rauchenden Pechsiedereien und streng nach Lohe riechenden Gerbereien, die mitten in der Stadt standen, die Misthäufen, Abortgruben und Kuhfladen, die

Der Komfort war für unsere Begriffe sehr bescheiden. Die Treppen finster, labyrinthisch und unbequem, die Fußböden selten mit Teppichen belegt, die Möbel auf das Allernotwendigste beschränkt: Tisch, Sitzbank oder Stuhl, einige Truhen und Kästen für Kleider und sonstiges Gerät, mehr war kaum einmal vorhanden. Einen gewissen Luxus betrieben die Reicherer mit Schaufgefäßen: auf den Borden standen schön ziselierte Becher, Krüge und Kannen, die Küchen der Wohlhabenden glänzten von roten Kupferkesseln und weißem Zinngeschirr. Wer so betucht war, dass er nicht auf einem oftmals schon modernen Strohsack schlafen musste, dem stand ein breites, weiches Bett zur Verfügung, fast immer mit einem Himmel versehen, was dem Ungeziefel willkommenen Unterschlupf bot. Federkissen sind bei den Betuchten allgemein in Gebrauch, Nachthemden dagegen generell unbekannt: Gemeinhin schlief man splitternackt. Auch von der wohlthätigen Erfindung der Gabel weiß man vor dem 18. Jahrhundert noch nichts: Man zerlegte das Fleisch, falls es nicht schon vorgeschnitten ist, mit dem Messer und aß es mit den Fingern; für Gemüse und Saucen bediente man sich des Löffels.

Die „Stankgemächer“, wie man die Klosetts bisweilen nannte, befanden sich nach unserem Sauerkeitsempfinden in keinem erfreulichen Zustand. Dafür aber traf man schon öffentliche Aborte an, und zwar sehr öffentliche. Bis weit ins 18. Jahrhundert hatte sich nämlich noch nicht überall die Auffassung durchgesetzt, dass das

Verrichten der Notdurft eine höchst private Angelegenheit sei. So war es zu Luthers Zeiten durchaus noch üblich, mit einem am Wegesrand sich entleerenden Menschen eine Unterhaltung anzuknüpfen. Vor der Erfindung des Klopapiers behielten sich die unteren Volksschichten mit Strohwischen, die höheren mit Bäuschen aus Flachs oder Wolle.

Die körperliche Reinigung spielte sich ansonsten überwiegend in den öffentlichen Badehäusern ab – dort wurde nicht nur gebadet, sondern auch rasiert und frisiert, darüber hinaus des Weiteren gegessen, getrunken, musiziert, getanzt und geturtelt.

Weitere Unterhaltungsmöglichkeiten fanden sich in den bereits erwähnten Kneipen und Schenken wie auch in den Trinkstuben der

Zünfte. Gefeierte wurde indes allenthalben: Bei Kindstauen und Hochzeiten meist mehrere Tage lang, außerdem bei der Kirchweih, beim Jahrmarkt und beim Leichenschmaus, aber auch bei der Gesellen- oder Meisterprüfung, bei Antritt eines neuen Arbeitsverhältnisses oder beim Durchzug einer hochgestellten Persönlichkeit, nicht zu vergessen die Hochfeste im Kirchenjahr. All das war den Kirchenleuten nach der Reformation ein Dorn im Auge: sie betrachteten das Festfeiern als eine besonders üble Form der Tagedieberei, die zwangsläufig zu Lasterhaftigkeit und Sünde führen musste. Vieles wurde deshalb verboten und abgestellt – bis das Leben – auch in den Städten unseres Raumes – im 18. Jahrhundert allmählich ziemlich sitzsaft und tugendhaft, aber doch auch recht eintönig geworden war. Die

bereits erwähnten Jahr- und Wochenmärkte boten somit eine angenehme Abwechslung – und das tun sie auch heute noch.

Quellen und Literatur:

Stadtarchiv Ulm, Ratsprotokolle 1500 – 1700.
Ernst Walter Zeeden / Peter Thaddäus Lang, Repertorium der Kirchenvisitationsakten aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Archiven der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1: Hessen, Stuttgart 1982; Bd. 2/I und 2/II: Baden Württemberg, Stuttgart 1984 und 1987.
Egon Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit, München 1927 – 1931.
Walter Stettner, Ebingen. Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986.
Ernst Walter Zeeden, Deutsche Kultur in der Frühen Neuzeit, Frankfurt/M. 1986.
Hugo Zwetsloot, Kirche und Kultur in Europa, Bd. 1, Greifswald 1931.

Die Schlacht bei Meßkirch am 5. Mai 1800

Von dem Hobbyhistoriker für Napoleonische Geschichte, Jens-Florian Ebert, Albstadt-Lautlingen

Vor etwas über zweihundert Jahren wurde am 5. Mai 1800 im Gebiet unseres Nachbarkreises Sigmaringen in und um Meßkirch eine der größten und blutigsten Schlachten der Koalitionskriege geschlagen. Die Rheinarmee des revolutionären Frankreich errang dabei einen Sieg über die vereinigten Heere Österreichs und Bayerns.

Die Schlacht bei Meßkirch hatte einen Schlüsselstatus und öffnete den französischen Revolutionsstruppen den Weg nach Süddeutschland hinein. Vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Dunkelheit war die gesamte Gegend rund um die Stadt bis nach Krumbach von Kanonendonner, Kampfeslärm und den Schreien der Verwundeten erfüllt. Sowohl in den umliegenden Dörfern als auch in Meßkirch selbst, welches von den französischen Truppen mit aufgefanztem Bajonett im Sturm erobert wurde, gingen mehrere Häuser in Flammen auf. Etwa knapp 100 000 Soldaten waren an den Kämpfen beteiligt. Noch heute kann man auf den Schlachtfeldern von damals mit etwas Glück Kanonenkugeln oder verrostete Gewehrläufe finden.

Die Vorgeschichte

In Frankreich war 1789 die Revolution ausgebrochen. Bereits 1792 hatte die Revolutionsregierung in Paris den Kampf gegen Österreich und Preußen aufgenommen, welche sich zur Unterstützung der Bourbonendynastie in die inneren Angelegenheiten Frankreichs einzumischen versuchten. Dieser sogenannte Erste Koalitionskrieg (1792 bis 1797) endete mit dem vollständigen Sieg der französischen Revolutionsstruppen, deren Kriegsziel die Rheingrenze war. Der Zweite Koalitionskrieg (1799 bis 1801) war ein Versuch einer militärischen Revanche. Eine zweite Koalition aus Österreich, dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, Russland und England trat 1799 an, um die junge Französische Republik erneut zum Kampf herauszufordern. Schauplätze dieses erneuten Krieges waren Süddeutschland, die Schweiz und Norditalien.

Bereits im März 1799 gelang es unter der brillanten Führung des österreichischen Erzherzogs Karl (1771 – 1847), die französische Donauarmee unter Jourdan bei Ostrach und Stockach-Liptingen zu schlagen und hinter den Rhein zurückzuwerfen. Gegen Ende des Jahres 1799 aber riss der aus Ägypten zurückgekehrte französische General Napoleon Bonaparte die Macht im Staat an sich und rüstete zu einem erneuten Feldzug. Auf der gegnerischen Seite wurde Erzherzog Karl, nachdem er seinen Bruder Kaiser Franz II. zum Friedensschluss mit Frankreich geraten hatte, als Oberbefehlshaber der österreichischen Armee abgesetzt und am 18. März 1800 durch den Feldzeugmeister Baron Paul von Kray (1735 – 1804) ersetzt.

Die Eröffnung des Feldzugs von 1800

Die französische Rheinarmee, welche von Napoleons persönlichem Rivalen, General Jean-Victor Moreau (1763 – 1813), kommandiert wurde, war in vier Armeekorps eingeteilt. Diese wurden von den Generälen St. Suzanne (Linkes Flügelskorps), Saint Cyr (Zentrumkorps), Moreau selbst (Reservekorps) sowie Lecourbe (Rechtes Flügelskorps) befehligt. Auf heftiges Drängen Napoleon Bonapartes und zur Entlastung der französischen Italienarmee stießen am 25. April die Korps St. Suzanne bei Kehl, St. Cyr bei Breisach und Moreau bei Basel aus ihren jeweiligen Brückenköpfen hervor und eröffneten somit den Feldzug. Zu dieser Zeit war die österreichische Deutschlandarmee unter Feldzeugmeister Baron von Kray in ihren Lagern um Donaueschingen und Villingen versammelt. Einige Tage später am 1. Mai überschritt das Rechte französische Flügelskorps unter Divisionsgeneral Claude-Jacques Lecourbe (1758 – 1815) bei Rheinklingen und Büsingen den Hochrhein. Die schwachen österreichischen Truppen am Hochrhein wurden auf Engen und Stockach zurückgeworfen. Am 3. Mai kam es schließlich bei Engen und Stockach-Nenzingen zu zwei getrennt voneinander gelieferten Schlachten.

Während sich Feldzeugmeister Baron von Kray bei Engen gegenüber Moreaus Reservekorps behaupten konnte, schlug Lecourbes Korps ein schwächeres österreichisches Korps unter Prinz Joseph von Lothringen-Vaudemont (1759 – 1812) bei Stockach-Nenzingen in die Flucht. Kray, welcher um seine Rückzugslinie fürchtete, zog sich am 4. Mai gegen 3 Uhr morgens in Richtung Osten zurück. Als die österreichische Armee dann bei Liptingen mit Ausnahme des Korps von Prinz Lothringen vereinigt war, beschloss Kray den Weitermarsch nach Meßkirch. Dort stießen gegen 21 Uhr auch die Reste vom Korps Prinz Lothringen zu Kray. Feldzeugmeister Baron von Kray wollte hier bei Meßkirch, welches ein großes Magazin der österreichischen Armee beherbergte, gegen die von Süden und Westen heranziehenden Franzosen, durch die Geländegegebenheiten begünstigt, eine stark verlaufende Abwehrstellung aufbauen. Kray war sich jedenfalls bewusst, dass die Franzosen auf dem Anmarsch waren und dass es bei Meßkirch erneut zur Schlacht kommen konnte. Anders die Franzosen unter Moreau. Dieser rechnete nicht damit, dass es bereits am 5. Mai erneut zu einem Zu-

sammentreffen mit den Österreichern kommen könnte.

Im Gegenteil: Moreau war noch bis zum Morgen des 5. Mai in der irrigen Annahme Kray habe bei Tuttlingen die Donau überquert. Hiermit schickte Moreau seine Korps denkbar ungünstig in die kommende Schlacht, in dem er das Korps Lecourbe mit ca. 25 000 Mann von Stockach aus alleine an der Spitze marschieren ließ, während im das Reservekorps mit knapp 30 000 Mann in größerem Abstand folgte. Somit mussten Lecourbes Truppen zunächst ohne Unterstützung kämpfen, als sie auf Krays Abwehrfront bei Meßkirch stießen.

Die Stellung der Österreicher

Der österreichische Oberbefehlshaber Feldzeugmeister von Kray hatte, durch die nur zögerliche Verfolgung Moreaus begünstigt, seine Armee rund um Meßkirch Verteidigungsstellungen beziehen lassen und sein Hauptquartier auf den Höhen von Rohrdorf, die seither den Namen „Feldherrnhügel“ tragen, eingerichtet. Die Nacht vom 4. auf den 5. Mai verbrachte Baron von Kray im Rohrdorfer Gasthaus „Schiff“ (Heute Meßkircher Str. 2). Der linke Flügel der österreichischen Armee, das Korps des Prinzen Joseph von Lothringen-Vaudemont, hielt mit starken Kräften Meßkirch und die Steilböschung des Weiherbachtals bis Heudorf besetzt. Das österreichische Zentrum unter Kommando des Feldmarschall-Leutnants Friedrich August Graf von Nauendorf (1740 – 1801) stand hinter dem Dorf Heudorf. Starke Vorposten Nauendorfs sicherten die Straßen, welche von Stockach und Pfullendorf nach Meßkirch führten. Die Kavallerie-Reserve und die Elite des österreichischen Heeres, acht Grenadierbataillone, lagen bei Rohrdorf.

Hinter Meßkirch hatte Kray seine gesamte weitere Infanterie-Reserve zusammengezogen. Eine große Batterie von 25 Kanonen deckte die vor Meßkirch gelegene große Landstraße von Stockach (die heutige B 313), die über Krumbach nach Meßkirch führte. Weitere österreichische Korps unter Generalmajor Ignaz Graf von Giulay (1763 – 1831) und dem Schwager des Kaisers Franz II., dem Feldmarschall-Leutnant Erzherzog Ferdinand d'Este (1781 – 1850) befanden sich als äußerster rechter Flügel noch in Worndorf und Neuhausen ob Eck. Eine mit Österreich verbündete kurpfälzisch-bayerische Brigade unter Oberst Karl Philipp von Wrede (1767 – 1838; Der spätere berühmte bayerische Feldmarschall) stand in Buchheim unfern von Leibertingen. Insgesamt zählte Baron von Krays Truppenmacht knapp 54 500 Mann mit einer großen Anzahl an

Geschützen. In dieser überlegenen Stellung, die durch die Schlucht zwischen Heudorf und Meßkirch sowie das Flüsschen Ablach geschützt wurde, erwartete Krays am Morgen des 5. Mai den Angriff der Franzosen.

Der Anmarsch der französischen Armee

Am Morgen des 5. Mai setzte sich das Rechte Flügelkorps der französischen Rheinarmee unter Führung des Divisionsgenerals Lecourbe gegen 4 Uhr in Bewegung. Die 1. Division unter Divisionsgeneral Vandamme (1770 – 1830) ließ die Brigade Leval zur Sicherung der Straßen zum Bodensee bei Bonndorf zurück und marschierte mit der zweiten Brigade unter Brigadegeneral Gabriel-Jean-Joseph Molitor (1770 – 1849) von Klosterwald nach Meßkirch. Molitor bildete somit den äußersten rechten Flügel Lecourbes. Die 2. Division unter Divisionsgeneral Joseph Montrichard (1760 – 1828), bei der sich Lecourbe persönlich befand, die Reservedivision unter Brigadegeneral Etienne-Marie-Antoine Champion Nansouty (1768 – 1815) des Rechten Flügelkorps sowie die Kavalleriedivision des Reservekorps Moreau unter Kommando des Divisionsgenerals Jean-Joseph-Ange d'Hautpoult (1754 – 1807) rückten auf der Stockacher Landstraße (heutige B 313) nach Norden vor. Die 3. Division unter Divisionsgeneral Jean-Thomas Lorge (1767 – 1826) war Lecourbe bis auf die Höhe von Krumbach gefolgt.

Um das Rechte Flügelkorps Lecourbes zu unterstützen, folgte ihm der französische Oberbefehlshaber Moreau mit seinem Reservekorps, bestehend aus den Divisionen Delmas, Bastoul und Richepance, ebenfalls auf der großen Landstraße von Stockach nach. Das Zentrumskorps unter Gouvion Saint Cyr (1764 – 1830; Ein späterer Marschall Napoleons) erhielt den Befehl nach Emmingen-Liptingen vorzurücken und möglichst den rechten Flügel der Österreicher unter Giulay und Erzherzog Ferdinand, falls diese noch auf dem rechten Donauufer waren, vom Zentrum der Österreicher abzuschneiden. Aus dieser Ausgangsposition der beiden Armeen, die sich direkt aus den Ereignissen der Schlachten bei Engen und Stockach-Nenzingen ergaben, begann am Morgen des 5. Mai die Schlacht bei Meßkirch.

Die Franzosen werden zurückgeschlagen

Gegen 6 Uhr morgens hatte die 2. Division Montrichard im Wald (Gewann Marienberg und Ehnried) zwischen Krumbach und Meßkirch als erstes mit den Vorposten Nauendorfs Feindberührung. Montrichard gelang es hierbei die österreichischen Vorposten erfolgreich aus dem Wald zu vertreiben. Als Montrichard gegen 9 Uhr am Ausgang des Waldes seine Kolonne in Linie formieren wollte, wurde seine Division mit einem mörderischen Artilleriefeuer der Österreicher unter Kommando des Prinzen Joseph von Lothringen-Vaudemont von den Höhen Meßkirchs und Heudorfs aus eingedeckt. Ein Versuch Montrichards, eine Batterie von 18 Geschützen unter dem Schutz von zwei Bataillonen und einem Kavallerieregiment gegenüber den österreichischen Kanonen aufzufahren, endete in einem Desaster. Innerhalb kürzester Zeit wurde die französische Batterie vollständig zusammengeschossen und Montrichard musste unter empfindlichen Verlusten im zurückliegenden Wald Schutz suchen.

Auch die Franzosen hatten nun begriffen, dass es sich hier nicht um ein gewöhnliches Vorpostengeplänkel handelte, sondern sich die gesamte österreichische Armee zur Schlacht gestellt hatte. Da Moreau zu dieser Zeit noch in Stockach weilte, verblieb Lecourbe zunächst der ranghöchste französische General auf dem Schlachtfeld. Lecourbe, der sich zu dieser Zeit an der Spitze der Division Montrichard aufhielt, begriff, dass sich der Ausgang dieser Schlacht auf seiner

linken Flanke entscheiden würde, und befahl der 3. Division Lorge das Dorf Heudorf einzunehmen. Lorge vollzog einen Linksschwenk und schritt durch die Wälder vor Meßkirch vorgehend zum Angriff auf Heudorf. Lorge drang mit der 10. Halbbrigade zwar zunächst bis Heudorf vor, wurde aber kurz bevor ihm die eigene Reiterei zu Hilfe eilen konnte, ebenfalls durch einen Gegenangriff der österreichischen Infanterie unter Feldmarschall-Leutnant Graf von Nauendorf unterstützt durch ein heftiges österreichisches Artilleriefeuer von 12 Geschützen aus dem Dorf vertrieben und musste sich ungeordnet in den hinter ihm liegenden Wald zurückziehen.

Die Gefechte um Heudorf

Durch die bisherigen Abwehrrfolge ermutigt, warf Feldzeugmeister von Krays nun seinerseits massierte Kräfte an diesen wichtigen Punkt Heudorf sowie in die Gegend zwischen Worndorf und Buchheim und verlängerte die Front so erheblich nach Westen hin. Krays versuchte nun die linke Flanke der Division Lorge bei Altheim und Bietingen zu überrennen, und den Sieg an seine Fahnen zu heften. Auch die heranmarschierenden österreichischen Truppen unter Giulay bei Worndorf und Erzherzog Ferdinands bei Neuhausen ob Eck sowie die kurpfälzische Brigade unter Oberst Wrede bei Buchheim erhielten von Krays den Marschbefehl, in die linke Flanke der Franzosen vorzustoßen. Das Abrücken Giulay und Erzherzog Ferdinands war nur dadurch möglich geworden, weil das französische Korps Gouvion St. Cyr immer noch nicht auf den Höhen von Emmingen-Liptingen eingetroffen war.

Eine neu formierte französische Halbbrigade, die 38. unter Befehl des Brigadegenerals Francois Goullus (1758 – 1814), formierte sich in Kolonne und drang im Gegenangriff und Sturm in Heudorf ein. Jedoch stand hinter dem Ort, auf einem Abhang vom Wald gedeckt, die Masse der österreichischen Infanterie, welche ihrerseits einen Gegenstoß einleitete und die 38. Halbbrigade erneut verdrängte. Dann aber kam ihr die 67. Halbbrigade zu Hilfe. Nachdem der Rest der Division Lorge an diesem Punkt ebenfalls eingetroffen war, umgingen die Franzosen das Dorf und erstürmten die von den Österreichern besetzten Anhöhen. Heudorf verblieb somit in französischen Händen. Nun musste sich Graf von Nauendorf aus Heudorf zurückziehen. Zur gleichen Zeit erstürmten Montrichard und Vandamme die Stadt Meßkirch.

Die Franzosen erstürmen Meßkirch

Auf dem rechten französischen Flügel tobte das Gefecht schon längere Zeit, da Vandamme durch das Mahlspürer Tal über Klosterwald mit seinen Truppen vor Meßkirch erschienen war und dort in Gefechte mit den österreichischen Gefechtsposten geriet. Nun ließ Vandamme zwei Bataillone nach Nordwesten absenden, um die Verbindung der Österreicher mit Sigmaringen zu bedrohen. Die übrigen Truppen Vandammes unter Brigadegeneral Molitor griffen das von Prinz Joseph von Lothringen-Vaudemont verteidigte Meßkirch von Südosten her an. Trotz eines mörderischen Artilleriefeuers eroberten die Franzosen die Meßkircher Vorstadt sowie auch Schnerkingen. Diese Gelegenheit nutzte Montrichard, welcher bislang den Ehnrieder Wald nicht verlassen konnte, in den er vor dem österreichischen Geschützfeuer in Deckung gehen musste, und rückte nun ebenfalls auf Meßkirch vor. Gemeinsam gelang es Vandamme und Montrichard gegen 13 Uhr die Österreicher aus Meßkirch zu vertreiben und die Stadt nach heftigen Nahkämpfen zu erobern.

Auch die nördlich der Stadt bei Rohrdorf ste-

henden österreichischen Reserveeinheiten konnten den Rückzug aus Meßkirch nicht mehr verhindern. Prinz Josef von Lothringen-Vaudemont zog sich mit seinen abgekämpften Truppen unter dem Schutz starker Artillerie auf die Höhen von Rohrdorf zurück. Aber auch Vandamme und Montrichard hatten bei den Kämpfen so sehr gelitten, dass sie den Österreichern nicht nachsetzen konnten. Sie blieben beide unter dem Schutz der französischen Kavallerie Nansoutys und d'Hautpoults nördlich von Meßkirch stehen. Es kam hier bis am Abend nur noch zu leichten Geplänkel zwischen den feindlichen Vorposten.

Schwere Kämpfe um Heudorf, Boll, Bietingen und Krumbach

Inzwischen hatten die Franzosen bis zur Mittagszeit auf der Linie von Meßkirch bis Heudorf zwar die Oberhand behalten, doch an ihrem äußersten linken Flügel entstand nun eine kritische und sehr gefährliche Situation. Feldzeugmeister Baron von Krays, der sah dass die Schlacht nicht gemäß seinen Erwartungen verlaufen würde, verließ den Rohrdorfer Feldherrnhügel und verlegte seinen Gefechtsstand nach Talheim. Dann ließ er von seiner Reserve acht Grenadierbataillone mit 16 Geschützen unter Kommando des Feldmarschall-Leutnants Vinzenz Maria Graf von Kollowrath-Liebsteinsky (1747 – 1824) gegen den linken Flügel der müden und teilweise erschöpften Division Lorge auf dem Plateau zwischen Talheim und Altheim aufmarschieren. Auch die kurpfälzisch-bayerische Brigade unter Oberst von Wrede war inzwischen bei Altheim eingetroffen und eröffnete zusammen mit den Österreichern ihr mörderisches Feuer auf die Division Lorge. Der österreichische Kavalleriekommandeur Feldmarschall-Leutnant Johann Graf von Riesch (1750 – 1821) hatte zuvor gegen 14 Uhr mit einer Reiterattacke den Angriff auf Lorge südwestlich von Heudorf eingeleitet. Durch diesen Zangenangriff gegen Lorge erhoffte Krays, die Franzosen bei Heudorf überflügeln zu können und die Schlacht zu seinen Gunsten zu entscheiden.

Nun begann ein regelrechter Wettlauf um den linken französischen Flügel, der bis zum späten Abend andauern sollte und bei dem jede Seite immer wieder frische Truppen in den Kampf warf. Lorge, der dem Anstrich der Österreicher und Bayern nicht mehr lange standhalten konnte, wurde gerettet, als gegen 15 Uhr die 1. Division des Reservekorps Moreau unter Divisionsgeneral Antoine-Guillaume Delmas (1766 – 1813), welche an der Spitze des Reservekorps von Stockach losmarschiert war, auf dem linken Flügel zur Unterstützung Lorges gegenüber Altheim eingetroffen war. So konnten die erbitterten Angriffe der österreichischen Grenadierbataillone vorerst abgewiesen werden. Delmas gelang es sogar die österreichischen und bayerischen Truppen, die zur Einkreisung von Lorge angesetzt waren, aus dem Wald zwischen Krumbach und Heudorf zu vertreiben und Krumbach selbst zu erstürmen. Aber Krays warf erneut frische Truppen in die Schlacht, da inzwischen Giulay sowie die Hauptmacht des Erzherzogs Ferdinand südlich der Bayern angekommen waren, sodass sich die gesamte Frontlinie jetzt von Meßkirch bis in die Gegend von Boll und Bietingen erstreckte. Nun bestand für die Division Delmas die Gefahr, auf ihrer linken Flanke umgangen zu werden. Aber noch war das Wettrennen nicht zu Ende. Hierbei erlitt die Division Delmas schwere Verluste, und abermals wendete sich der Sieg zugunsten der Österreicher und Bayern.

Die Entscheidung

Just in jenem Augenblick, als die Österreicher unter Giulay bei Boll vollständig aufmarschiert

waren, erschien die 2. Division des französischen Reservekorps unter Brigadegeneral Louis Bastoul (1753 – 1800), welche von Moreau persönlich in den Kampf geführt wurden, zwischen Krumbach und Boll auf dem Schlachtfeld. Die Truppen Bastouls stießen zwischen Krumbach und Boll auf Einheiten Giulays und Erzherzog Ferdinands und die ganze Schlacht entbrannte aufs Neue. Die Österreicher hatten zu diesem Zeitpunkt alle ihre verfügbaren Truppen in den Kampf geworfen und keine Reserven mehr zur Hand. Bei den Franzosen war die 3. Division des Reservekorps unter Divisionsgeneral Antoine Richepance (1770 – 1802) auf dem Schlachtfeld jedoch noch nicht erschienen. Es dauerte aber auch nicht mehr lange und eben diese Division erschien bei Boll am rechten Flügel Giulays und Erzherzog Ferdinands. Nun waren die Österreicher ihrerseits in Gefahr, umgangen zu werden. Mit dem Eintreffen Richepances musste Giulay bei Bietingen seinen Angriff sofort einstellen. Es war gegen 20 Uhr als die Österreicher und Bayern nun auf der ganzen Frontlinie von Bietingen bis Meßkirch auf dem Rückzug waren. Allein die Bayern unter Wrede und die Truppen Giulays deckten den österreichischen Rückzug. Die hereinbrechende Nacht verhinderte den vollständigen Erfolg der Franzosen.

Der Rückzug der Österreicher und Bayern – Gegenseitige Verluste

Feldzeugmeister Baron von Kray entschloss sich noch in der Nacht, seine gesamte Armee in der Gegend von Rohrdorf im Norden zusammenzuführen, um so den Rückzug über Sigmaringen auf das sichere linke Donauufer einzuleiten. Die französischen Sieger lagerten während der Nacht auf dem Schlachtfeld. Sie erbeuteten die in Meßkirch eingerichteten Magazine sowie das österreichische Lazarett im Meßkircher Schloss, in das bereits viele Verwundete der Schlacht von Engenstockach vom 3. Mai gebracht worden waren. Dieses Lazarett nutzten die Franzosen ihrerseits noch während des gesamten Sommers 1800. Die Verluste auf beiden Seiten waren sehr hoch. So hatten allein die Bayern nach einer Quelle 251 Gefallene und Vermisste sowie 211 Verwundete zu beklagen, während die Zahlen der österreichischen Verluste stark schwanken. Nach offiziellen österreichischen Angaben waren nach der Schlacht 477 Gefallene, 1919 Verwundete und 1571 Gefangene zu beklagen, während die französischen Quellen von 3000 bis 4000 toten und verwundeten Österreichern berichten.

Die Angaben zu den französischen Verlusten sind noch ungenauer. In einem offiziellen Bericht des Generalstabchefs der Rheinarmee, Desolle, gestanden sie, 1200 bis 1500 Tote und Verwundete verloren zu haben, was aber deutlich zu niedrig ist. Denn allein die Divisionen Delmas, Bastouls und Montrichards hatten zusammengenommen 198 Tote, 1232 Verwundete und 406 Gefangene zu beklagen, sodass Desolles offizielle Angaben viel zu niedrig angegeben wurden. Man liegt wohl nicht allzu falsch, wenn man die Verluste mit jeweils 3000 Toten und Verwundeten auf beiden Seiten annimmt.

Nicht in das Kampfgeschehen eingegriffen hatte das linke französische Flügelkorps unter Divisionsgeneral St. Cyr, welches an jenem Tag bei Emmingen-Liptingen stand. Wäre General St. Cyr von Schwandorf her den Österreichern und Bayern in den Rücken gefallen, so wäre der Sieg der französischen Armee vollkommen und die Schlacht bei Meßkirch durchaus kriegsentscheidend gewesen. Dennoch konnte Moreau, der während des Schlachtgetümmels vier Pferde unter sich verloren haben soll, der Regierung in Paris einen „neuen und denkwürdigen Sieg“ vermelden lassen. Die Schlacht bei Meßkirch findet

sich daher auf den Ruhmestafeln des französischen Heers im Arc de Triomphe in Paris verewigt.

Der weitere Verlauf des Feldzugs

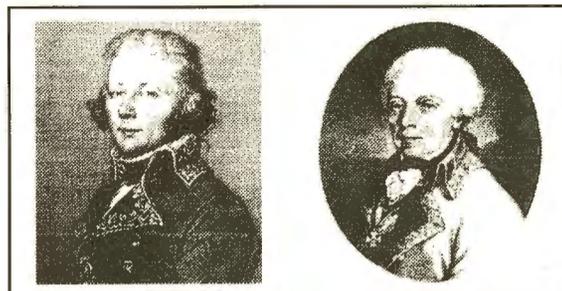
Am 6. Mai zog sich die Hauptmasse des österreichisch-bayerischen Heeres auf das linke Donauufer bei Sigmaringen zurück. Ein Teil der Truppen Krays passierte bei Laiz die Donau. Hierbei wurden die Österreicher von der vom Zentralkorps St. Cyr frisch eingetroffenen französischen Division Michel Ney (1769 – 1815, dem späteren berühmten Marschall Napoleons), bis in die Gegend von Inzigkofen hartnäckig verfolgt und verloren an diesem Tag nochmals etwa 1500 Gefangene. Doch die Truppen des Kaisers blieben kampfbereit und warteten auf die Verstärkungen der österreichischen Korps unter den Feldmarschall-Leutnants Michael Freiherr von Kienmayer (1755 – 1828) und Anton Graf von Sztarray (1732 – 1808) welche nach und nach vom Oberrhein her eintrafen. Feldzeugmeister Baron von Kray lehnte am 6. Mai seinen linken Flügel an Riedlingen und seinen rechten an Sigmaringen, während er sich langsam auf Biberach zurückzog. Bereits am 9. Mai stellte sich Kray bei Biberach den französischen Truppen erneut zur Schlacht und erlitt abermals eine empfindliche Niederlage, welche ihn zum Rückzug auf die Festung Ulm zwang.

Nach einigen Wochen Stellungskämpfen und Flankenmärsche entlang der Donau wurde Feldzeugmeister Kray Ende Juni aus einer festen Stellung aus Ulm von Moreau vertrieben und musste nach Bayern zurückweichen. Dort wurde er am 31. Juli vom Oberkommando abgelöst und durch den ersten 18-jährigen Kaiserbruder Erzherzog Johann (1782 – 1859) ersetzt. Die endgültige Entscheidung fiel dann schließlich am 3. Dezember 1800 östlich von München in der Schlacht bei Hohenlinden, welche mit der vollständigen Niederlage des österreichisch-bayerischen Heeres endete. Im Frieden von Lunéville im Februar 1801 wurde der Rhein zur Grenze zwischen Frankreich und Deutschland erklärt. Die deutschen Fürsten sollten für ihre linksrheinischen Gebietsverluste mit rechtsrheinischen Gebieten entschädigt werden, was das politische Ende fast aller Rechtsstädte und geistlicher Territorialstaaten bedeutete und zur Säkularisation der Klöster führte.

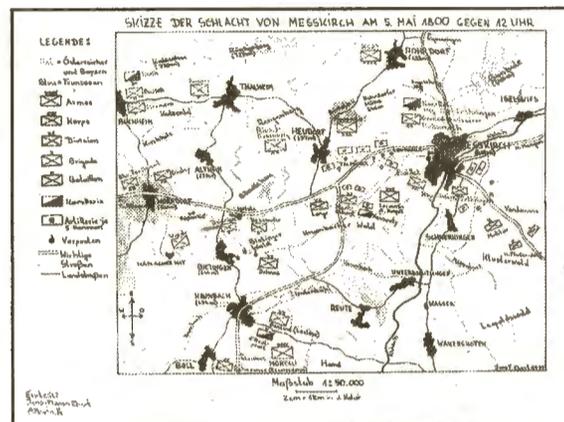
Zeugnisse und Erinnerungen der Schlacht um Meßkirch

Auch noch heute gibt es zahlreiche stumme Zeugen der Schlacht um Meßkirch zu sehen. Einige Schlachtfeldfunde (Geschützkugeln, Gewehrläufe, Degen) werden sorgfältig im Heimatmuseum Meßkirch aufbewahrt. Seit 1996 erinnert eine kleine Gedenkstätte auf dem Rohrdorfer „Feldherrenhügel“ an die Schlacht bei Meßkirch. Die einzige bildliche Darstellung der Schlacht bei Meßkirch befindet sich auf einem Votivbild in der Pfarrkirche Rohrdorf. Das Bild zeigt Rohrdorf unter dem Kugelregen der französischen Artillerie. Wie durch ein Wunder blieben die Häuser des Dorfes von dem Brand verschont. Zum Dank ließen die Bewohner unmittelbar nach der Schlacht das Bild malen.

In Meßkirch selbst erinnert eine Kanonenkugel in der nordwestlichen Außenwand der St.-Martins-Kirche bis heute an das Bombardement der Franzosen. Eine weitere Kanonenkugel hängt in der Kirche neben der Türe zur Sakristei; ebenfalls befinden sich drei Kanonenkugeln in der Pfarrkirche St. Peter und Paul von Rohrdorf. Auch in der Außenwand des Haus Ramsperger in Scherkingen steckt eine – vermutlich österreichische – Kanonenkugel. In Rohrdorf selber erinnert noch



General Jean-Victor Moreau

Feldzeugmeister
Baron Paul von KrayDie Schlacht bei Meßkirch am 5. Mai 1800
nach einer Skizze von Jens-Florian Ebert

die „Feldherrnstraße“ an Baron von Krays Anwesenheit im Dorf. Das Grab eines österreichischen Soldaten, der auf dem Rückzug seiner Verwundung erlag, befindet sich bei Menningen am Waldrand neben der Straße nach Engelswies.

Quellen und Literatur:

H. Bücheler, J.-F. Ebert, W. Fischer und R. Kessinger: „Die Schlacht bei Meßkirch, 5. Mai 1800“, Meßkirch 2000.
Dr. Werner Schütz und Dr. Roland Kessinger: „Die Revolution ist uns nah!“, Eigeltingen 2000.
Österreichische militärische Zeitschrift, Jahrgang 1836.
Paul Azan: „La Bataille de Messkirch“ in Revue d'Histoire Nr. 98, Februar 1909.
Reinhold Günther: „Geschichte des Feldzuges von 1800“. Frauenfeld 1893.
Ernst Stärk: „Die Schlacht bei Möskirch am 5. Mai 1800“, Konstanz Zeitung Nr. 28, 1931
Adolphe Thiers: „Geschichte des Konsulats und des Kaiserthums“, Leipzig 1845

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jens-Florian Ebert
Römerstraße 21, 72459 Albstadt

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72422 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:

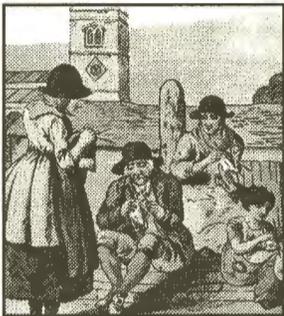
Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Von „Nähterinnen“ und „Strumpfw Webern“

Frauenarbeit in der Industrialisierungsphase Tailfingens – Von Barbara Guttmann und Ute Grau

Teil 1: Neue Aufgabenverteilung in der bäuerlichen Familie –
Zum Wandel geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung im 18. und 19. Jahrhundert



Tailfingen, heute Teilort Albstadts, entwickelte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem Zentrum der südwestdeutschen Maschenindustrie. Von Anfang an war das Textilgewerbe eine Branche, in der Frauen einen relativ hohen Anteil an den Beschäftigten stellten. Die Frage nach dem Beitrag von Frauen an der Herausbildung der industriellen Landschaft bildet somit einen wichtigen Aspekt der lokalen Geschichte: Frauen haben nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern teilweise als mitarbeitende „Unternehmerinnen“ auch ihr Vermögen in die neu entstehenden Firmen eingebracht.

Die beiden Historikerinnen Ute Grau und Dr. Barbara Guttmann erforschen diesen bislang wenig beachteten Gesichtspunkt der Industrialisierungsgeschichte derzeit am Beispiel Tailfingen. Erste Ergebnisse wurden bei einer Vortragsveranstaltung im Maschenmuseum Tailfingen vorgestellt. Damit wurde die zu den Frauenkulturtagen 2000 mit einem Rundgang begonnene Spurensuche zur Geschichte von Frauen in Albstadt fortgesetzt.

Vom Heimarbeiter zum Unternehmer?

Die Textil- und Bekleidungsindustrie spielte eine zentrale Rolle im Industrialisierungsgeschehen. In Deutschland bildeten sich mit regionalen Schwerpunkten arbeitsteilige Zentren der Textilindustrie heraus: in Schlesien und Bielefeld die Leinenweberei, im Erzgebirge und Vogtland das Spitzenklöppeln, in Berlin, Stettin und Aschaffenburg die Herrenkonfektion und auf der Schwäbischen Alb die Maschenindustrie.

In der Maschenindustrie setzte der Mechanisierungsprozess relativ spät ein. Der Höhepunkt der Industrialisierungsphase war in Ebingen zwischen ca. 1880 und 1900 erreicht, Tailfingen folgte etwas später, zwischen 1900 und 1910. Tailfingen wurde zu einem „...Musterbeispiel dafür, was gut geleitete Industrialisierung vermag! In einem Menschenalter wurde dank der Einführung und Ausdehnung der Trikotagenfabrikation aus dem kleinen und armseligen Albdorf eine schmucke, wohlangelegte Industriestadt mit über 10 000 Einwohnern“, schrieb Karl Bergmann in seiner wirtschaftswissenschaftlichen Arbeit

1947. Welche Rolle spielten nun die Arbeits- und Finanzkraft der Frauen im Wandlungsprozess Tailfingens vom „armen Bauerndorf“ zur „wohlhabenden Industriestadt“? Wie veränderte sich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen? Das in der regionalen Geschichtsschreibung aufgegriffene Thema „Vom Bauern zum Textilfabrikanten“ – „Vom Heimarbeiter zum Unternehmer“ erfährt hier eine bedeutende Variation.

„... der Reichen sind gar wenig, ja es sind vielmehr auch die Reichen arm...“

Verständlich wird der gesellschaftliche Wandel im Industrialisierungsprozess und die Rolle, die Frauen darin spielten, nur vor dem Hintergrund der spezifischen wirtschaftlichen Entwicklung einer Region. Was zu einem bestimmten Zeitpunkt als „Männerarbeit“ und was als „Frauenarbeit“ betrachtet wurde, kann in der Leinenweberei Schlesiens anders gewesen sein als in der Maschenindustrie der Schwäbischen Alb – oder in Tailfingen schon anders als in Stuttgart. Vor voreiligen Verallgemeinerungen ist hier zu warnen, doch genau das macht den Reiz von Lokalgeschichte aus: sie lässt ein differenziertes Bild von Geschichte entstehen.

Textiles Arbeiten wird als „typisch weibliche“ Qualifikation definiert, doch wir kennen andererseits die Weber Schlesiens und die Strumpfwirker und -wirker der Schwäbischen Alb. Welche Arbeiten jeweils Männer und Frauen innerhalb des Hauses, der Landwirtschaft und der gewerblichen Produktion übernahmen, unterlag in der Proto-Industrialisierung, das heißt in der Zeit, in der sich die Produktionsbedingungen in Richtung auf eine industrielle Produktion entwickelten, und dann vor allem in der Industrialisierungsphase des 19. Jahrhunderts einem starken Wandel.

Das Leben in einem Bauerndorf der Schwäbischen Alb war geprägt durch karge Böden und raues Klima. „Klein und erbärmlich liegt der Ort zwischen den Bergen, die Sommer sind kurz, die Winter lang. Die Äcker sind steinig und karg, die Ernte ist gering... Der Reichen sind gar wenig, ja es sind vielmehr auch die Reichen arm...“ So schilderte Pfarrer M. Julius Nördlinger 1718 Tailfingen. Der Ort zählte 1668 330 Einwohner, um 1700 waren es ca. 500, viele wanderten ab, da der Boden sie kaum ernähren konnte. Nicht alleine Klima und Bodenbeschaffenheit bildeten eine schwere Hypothek für die Menschen in Tailfingen, verschärft wurde die Situation, wie in den meisten Regionen AltWürttembergs, durch die vorherrschende Realteilung. Dies führte zu einer voranschreitenden Bodenzersplitterung, die einen Großteil der Bevölkerung an den Rand des Existenzminimums brachte, denn diese wuchs bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts stark an. Tail-

fingen zählte 1812 bereits 1318 Ortsanwesende, 1846 waren es 1638. Viele suchten ihr Glück anderswo: Zwischen 1843 und 1852 kam im Oberamtsbezirk Balingen ein Auswanderer auf 259 Einwohner.

Männer übernehmen traditionelle Frauenarbeit

Die Zurückgebliebenen suchten durch eine Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion ihr Auskommen zu sichern. Dies führte zu einer veränderten Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau und für die Frau insbesondere zu einer erheblichen Steigerung der Arbeitszeit. War zunächst im bäuerlichen Haushalt der Mann für die Produktion der Rohstoffe und die Frau für deren Weiterverarbeitung sowie die Viehversorgung zuständig, übernahm nun die Frau zusätzlich zu ihren häuslichen Arbeiten auch außerhäusliche. Frauen und Kinder wurden zunehmend für Feldarbeiten, Heu- und Getreideernte, Kartoffelanbau oder Gartenarbeit benötigt, während sich für die Männer wenig änderte. Dennoch reichten Ackerboden und Viehzucht in den klein- und unterbäuerlichen Schichten für eine gesicherte Lebensführung nicht mehr aus. Die Männer suchten teilweise Beschäftigung als Tagelöhner oder Wanderarbeiter.

Seit dem 17. Jahrhundert, mit der Entwicklung des Verlagssystems in Deutschland, bildeten sich auch auf der Schwäbischen Alb protoindustrielle Produktionsformen heraus. Hatte im bäuerlichen Haushalt die textile Produktion zunächst dem Eigenbedarf und gelegentlichen Absatz auf den Märkten gedient, wurde nun für einen Verleger gearbeitet. Der Aufbau des Verlagssystems im Ebingen Raum ging von Hechinger Juden aus.

In Tailfingen tauchte 1728 erstmals die Berufsbezeichnung „Leineweber“ auf. Wichtiger als die Leinenweberei war hier jedoch die Strumpfwirkererei. Das Stricken ist in dieser Region seit etwa 1550 bekannt. Strickten zunächst nur Bäuerinnen Strümpfe, fanden sich bald Männer, die das Stricken – „lismen“ genannt – gewerbemäßig übernahmen. Sie nannten sich „Hosenlismen“ und fertigten Strümpfe, Taschen, Handschuhe und Häubchen. Dies belegt auch die 1686 für Württemberg erlassene „Strumpf- und Hosenstrickordnung“.

Aus Strickern werden Strumpfwirker

Flüchtende Hugenotten brachten schließlich die Technik der Strumpfwirkererei aus Frankreich nach Württemberg. In Tailfingen wurde 1730 der erste „Strumpfwirker“ erwähnt, 1750 wurde eine „Strumpfwirkerordnung“ erlassen. 1797 zählte die Tailfinger Strumpfwirkerzunft schon 80 selbstständige Meister sowie zahlreiche Façon-

oder Stückmeister, die im Lohn für Verleger arbeiteten. Gearbeitet wurde an rund 300 Wirkstühlen. Dabei handelte es sich um Flachwirkstühle, die ein Flächengewirke erzeugten. Der 1798 von Decroix in Frankreich entwickelte Rundwirkstuhl sollte erst 1836 seinen Weg nach Ebingen finden. Es war Johannes Mauthe, einer der frühen Ebingener Firmengründer, der von seiner Wanderschaft aus Belgien einen solchen Rundwirkstuhl mit in seine Heimatstadt brachte, den er technisch verbesserte und in mehreren Exemplaren nachbaute.

Am Ende des 18. Jahrhunderts war die textile Erwerbsarbeit, die Strumpfwirkerei, im Ebingener Raum und damit auch in Tailfingen mittels Zunftrecht den Männern vorbehalten. Diese arbeiteten nun vorwiegend im Haus, während Frauen sich um die bäuerliche Subsistenzwirtschaft kümmerten. Eine geschlechtsspezifische Umverteilung im Arbeitsprozess erfolgte also nicht erst durch die Verlagerung der Produktion aus dem Haus in die Fabrik, sondern bereits im Rahmen des Hausgewerbes. Männer übernahmen die „Frauenarbeit“ Strumpfherstellung, als diese ökonomisch einträglich wurde. Gleichzeitig

entstanden neue weibliche Berufsfelder, z. B. in der Stickerei oder bei der Konfektionierung von Gewirke.

Mit der Reform des württembergischen Gewerberechts und der Aufhebung des Zunftzwangs 1828 hielt die Strumpfwirkerei als Heimarbeit in nahezu jede Haushaltung Einzug. Der ökonomische Zwang zur vollen Ausnutzung der Arbeitskraft führte nun teilweise zu einer Angleichung der Funktionen von Mann und Frau innerhalb der Familie, manchmal gar zu einer Austauschbarkeit oder Umkehrung traditioneller Arbeitsformen. „Die Frau als Messer- oder Nagelschmied sowie als Organisatorin des außerhäuslichen Vertriebs der gewerblichen Produkte kam ebenso vor wie der Mann als Spitzenklöppler oder Handspinner“, so der Historiker Hans Medick. Auch in Tailfinger Haushaltungen dürfen Feldarbeit und Viehhaltung, Hausarbeit und Kindererziehung sowie die Arbeit am Wirkstuhl, wie es der Tagesablauf zuließ, von Männern und Frauen und auch von Kindern erledigt worden sein.

Der Grund: Die wichtigsten textilen Verarbeitungstätigkeiten waren relativ leicht erlernbar, Arbeitskräfte somit austauschbar. Benötigt wur-

den Fingerfertigkeit, Routine und hohe Arbeitsdisziplin, jedoch keine spezialisierte Ausbildung.

Im Zuge der Industrialisierung führten technische Neuerungen schließlich zu einer erneuten Veränderung von Frauen- und Männerarbeit. Mit dem Einzug von Maschinen in der textilen Produktion übernahmen Männer deren Bedienung. Dies verdeutlicht, dass nicht eine bestimmte Tätigkeit „typisch weiblich“ ist, sondern die Zuweisung – was ist „Frauenarbeit“, was ist „Männerarbeit“ – jeweils von konkreten ökonomischen Bedingungen abhängig ist, die regional durchaus unterschiedlich sein können.

Im Albstädter Raum festigte sich bis ins 20. Jahrhundert innerhalb der textilen Produktion die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Form, dass Männer als Trikotwirker, Frauen als „Näherinnen“ tätig waren.

Welchen Beitrag Frauen (und Männer) in der Gründungsphase der Tailfinger Maschinenindustrie um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert leisteten, wie ihre Arbeitsbedingungen aussahen und wie sich der Alltag infolge der Industrialisierung veränderte, wird in folgenden Beiträgen beleuchtet werden.

Fasnad oder Fastnacht?

von Anton Georg Grözinger, Schömberg

Im nördlichen und mittleren Europa wurde schon in vorchristlicher Zeit versucht, den langen, kalten Winter mit Umzügen zu vertreiben. Dabei wurden, den Frühling symbolisierend, Masken von Hirschen getragen. Den Winter stellten so genannte Dürregegestalten (z. B. Stroh- und Erbsenbären) und als alte Weiber verkleidete Personen in zerrissenen Kleider dar.

Die Feste, die unsere Vorfahren feierten, schlossen sich naturgemäß aufs Engste an den Wechsel der Jahreszeiten an. Davon gab es nur zwei, Winter und Sommer. Ganz anders als wir heute mussten sie, denen weder feste Steinhäuser mit Doppelfenstern, Ölzentralheizung, Kachelofen und elektrisches Licht die Beschwerden des Winters erträglich machten, den Wiederaufstieg der Sonne in ihrem Jahreslauf begrüßen! Lange Monate eingeschneit in niedrigen Blockhütten, in die kaum ein Schimmer von Tageslicht fiel, zusammengedrängt in Rauch und Ruß ums offene Herdfeuer, mussten die Naturkinder von Tag zu Tag mehr von einer unbändigen Sehnsucht erfüllt sein nach Licht, Luft und Sonnenwärme, nach den frischen Gaben des Feldes, nach dem frohen Weidwerk, nach dem Bad im klaren Fluss. Schon das Mitwinterfest, das ungefähr auf die Wintersonnenwende fiel, wurde als Jul-, d. h. als Jubelfest gefeiert. Von da an hörte das ausgelassene Treiben aus Freude über die zunehmenden Tage nicht mehr auf, bis es in einer Frühlingssfeier, um die Osterzeit, einen Höhepunkt erreichte.

Der größte Teil unserer Fasnachtsbräuche ist nichts anderes als der laute Ausbruch des Frühlingsübermutes. Damit verbanden sich oft heidnische Kulthandlungen, besonders die Beschwörung böser, schädigender Geister.

Dass es in vielen europäischen „Maskenlandschaften“ Elemente gibt, die auf einen Jahrtausende alten Zusammenhang mit vorchristlichen Kulthandlungen um Wachstum und Licht, um Fruchtbarkeit und Sommersegen hindeuten, erwähnte der bekannte Volkskundler Herbert Schwedt in seinem Vortrag am 15. November 1979 in Konstanz.

Der Historiker Kurt Klein bezeichnete in: „Echte Narren sind Weise“ – Allemannische Volksfasnacht zwischen Neckar, Rhein und Bodensee – die Fasnacht als ein wesentliches Glied in der Kette der „Fruchtbarkeitsbräuche“ unserer Vorfahren. Diese Bräuche nahmen ihren Anfang, wenn im November Nacht und Kälte über das Land hereinbrechen und enden erst, wenn um Pfingsten die letzte Frostgefahr gebannt ist.

Nichts ist leichter zu ersehen, als dass es sich

dabei um ein „Erwecken“ der Natur dreht, um eine das Fruchten fördernde Nachahmung natürlicher Fruchtbarkeitsvoraussetzungen; dafür spricht neben anderem besonders das Mittragen (mitführen in vielen Zünften) von Fatschenkindern und „Poppeln“. Auch Beziehungen auf Flachsgedeihen, Maiswuchs und Roggenertragnis treten bei diesem Brauchtum hervor.“

Zur Klärung der Frage Fasnacht trägt wohl auch die Tatsache bei, dass in Garmisch eine maskierte Person den Namen „Fasnacht“ trägt, ein Weib mit zerzaustem Haar „a rechte Fasinad“ heißt und dass die „Fasinad“ als Gestalt faulen Mägden den Rock zerzaust (Rügerecht). (Fastnacht und Fasching – Webinger Alfred S. 61 ff - 69)

In der Thüringischen Volkskunde meint Martin Wähler wohl mit gutem Recht, einzelne Faschingsbräuche schienen „eine Steigerung der anhebenden Frühlingskraft zum Gedeihen für Mensch, Vieh und Acker in ernstesten kultischen Fasnachtsbegehungen bezeichnet zu haben“. Alte Bräuche – frohe Feste, nennt sich eine Ausgabe der Allianz Versicherungsges. AG aus dem Jahre 1984: An der Schwelle von Winter zum Frühling sollen in vorchristlicher Zeit durch Lärm und Masken die bösen Dämonen, die der erwachenden Natur Schaden zufügen könnten, abgeschreckt und vertrieben werden.

In der Frühzeit der Linguistik machte der englische Orientalist 1786 eine folgenreiche Entdeckung. Er fand auf fallende Ähnlichkeiten zwischen Sanskrit (– seit dem 4. Jh. vor Chr. – die Kunstsprache der alt-indischen Nationalen) griechisch, Latein, keltisch und gotisch. So lassen sich fast alle Sprachen Europas außer finnisch, estisch, ungarisch, baskisch, etruskisch, – die iranische – und indische Sprachgruppe, auf eine gemeinsame Urform zurückführen, die sich im Verlauf von vielleicht 6000 Jahren in die heutigen Sprachen aufgelistet hat. (Bild der Wissenschaft – 2/2000)

Ein Worterklärer aus dem Tiroler Volk, der ein gutes Sprachgehör besaß, war Pfarrer Karl Staudacher in Vahren bei Brixen. Er hielt sich an die Wortwurzel „fas“ und führte diese bis ins Indische zurück. Darin bedeutet „fas“ Frühling. Das

wird mit der Nacht vor dem Frühling gleichzusetzen sein, an den sich viele Fasnachtsbräuche herantasten, da immer nach Nächten gezählt wurde. (Tiroler Fasnacht – S. 15)

„Fas“ – andel ist eine leichtsinnige, buhlerische Weibsperson, „eine windichte Weibsperson = zweideutige, herumziehende Weibsperson. Fas el: Nachzucht von Haustieren. Ein guter Fas-el = gute Rasse, besonders bei Schweinen. Fas el = Anflug einer Nadelholzpflanzung. Fas elhemd: das Hemd, welches die Gevatterin ihrem Patenkind gibt, damit es desto besser darinnen gedeihen möge. Fas elmann: verlarvte Person. Fas elnarr. Fas elochs = Zuchtstier. Fas eln: brünstig sein, begatten, gebären und gedeihen. Unrecht Gut, fas le (gedeiht) nicht. Fas le – fas elen = schwärmen, wahnsinnig tun. (H. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch Band II S. 960 – 978 (1904).

Das Fasnachtsstreiben der Eifeltrichter **„Fasalecken“** in Baidersdorf hält Rühl- (Ein Beitrag zur Volkskunde Ostfrankens in: Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde 1952, S. 91 – 94) für einen der **„ältesten und sinnvollsten Bräuche“**. Am Fasnachtsdienstag schließt sich ein Brauch an, der aus **Jagen, Peitschen und „schwärzen der Mädchen“** besteht.

Schriftliche Nachrichten aus früherer Zeit übermitteln die Worte „Fasnacht“ oder Fasnacht. Der Wortteil „Fas“ kann Wachstum, Frucht oder von einer möglichen Erweiterung „fasel“, in Saft geraten, Tollheiten treiben, umherschwärmen, Unsinn reden, stammen.

Die ältesten Nachrichten von Fasnachtsbräuchen in Tirol nennen durchweg die Worte Fasnacht oder Fasnacht. Dieselbe Aussprache vermitteln die Dichter Oswald von Wolkenstein und Hans Vintler, die dem Volksleben und der Volkspoesie am nächsten standen; sie kennen nur eine vasnacht oder vasnacht.

Jakob Grimm, bekannt durch Grimms Märchen, stellt sich hinter die Deutungsart des Wortes „fas“. K. A. Barack bedient sich in seinen Aufzeichnungen in der Chronik der Grafen von Zimmern derselben Deutung. In Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ (um 1206) ist das Wort „vasnat“ genannt. Frühe Kalendarien, Urbare, Weistümer und Chroniken berichten von Fasnacht oder Fasnacht.

Das Wort Fas nacht, durch die Wortbildung Fas(t) nacht zu ersetzen, würde den umfangreichen anderslautenden Deutungen, die sich auf das Wort „fas“ konzentrieren widersprechen.

Fas(t)nacht steht eben in engster Verbindung mit dem Wort Fastenzeit. Schon unseren Vorfahren, den Germanen, war der Begriff des Fastens nicht unbekannt. Dieses germanische Fasten wurde allerdings von der Kirche als „heidnisch“ verurteilt. Aus dieser Zeit wurde das Wort „Fasten“ nicht überliefert.

Dr. H. Hoffmann-Krayer, Zürich, bemerkt in einem Artikel: „Die Fasnachtsgebräuche in der Schweiz“ zur Etymologie des Wortes „Fastnacht“, das schweizerische Idiotikon besage auf Grund des ihm zu Gebote stehenden Sprachmaterials aus älterer und neuerer Zeit, dass es genüge darauf hingewiesen zu haben, dass die Herleitung von der Wurzel *-fas-* durch die älteren schweizerischen Quellen Unterstützung findet. (Schweizerisches Archiv für Volkskunde – Bd. 1 S. 47/48).

Wenn wir den in der Überlieferung festgehaltenen Formen nachspüren, so ergibt sich folgendes Bild: *vas-naht*...1206, 1295, 1298, 1300, 1360 u. ö.; *vase-naht*...1208, 1363, 1405 usw.; *vasen-naht*; *vaß-naht*; *vash-nacht*...1327 *vasch-nacht*, *fasche-naht* (1376 – 1439); *Faschang*...1283 u. ö. so auch 1391; *vasch-ang*. Von 1299 an *vast-naht* (1314, 1334, 1350), *fastabent* (1477). Schon ein Blick auf diese Formenreihe drängt einem die Überzeugung auf, dass *Fast-nacht* kaum vor *Fasnacht* zustehen kommen dürfte.

Das Wort *fastnath* wird jedoch erst in Aufzeichnungen seit 1299 verwendet, und *vastenacht* taucht erst 1314 auf. Die älteste Deutung ist dann eben das Wort „*vasnacht*“.

Vor allem sind die Formen mit *Fase-* und *Fas-*, also *Fasenacht*, *Fasinacht*, *Fasinad*, *Vasnacht*, *Fasnacht* u. ä. geradezu gehäuft im Gebrauch in den lebendigen Mundarten. Schon Schmeller stellt fest, und zwar für die älteste Zeit, dass die Formen mit *vas-* (*fas-*) am gängigsten sind und eben dadurch Zweifel gegen die Ableitung von *fasten* erregt würden; dabei bringt er gegen 40 entsprechende Formen mit *fas-* auf; er selbst schreibt *Faßnacht*.

Es ist leicht zu ersehen, dass es sich dabei vielfach um ein „Erwecken“ der Natur dreht, um eine das Fruchten fördernde Nachahmung natürlicher Fruchtbarkeitsvoraussetzungen; dafür spricht neben anderem besonders das Mittragen von Fatschenkindern und „Poppeln“. Martin Wähler meint in seiner Thüringischen Volkskunde wohl mit gutem Recht, einzelne dieser Faschingsbräuche schienen „eine Steigerung der anhebenden Frühlingskraft zum Gedeihen für Mensch, Vieh und Acker in ernstesten kultischen Fasnachtsbegehungen bezeichnet zu haben“.

Dass *fassnacht* (mhd. *Vasenaht*, *fasnacht*) zu einem *fasen* nicht aber zu *fasten* gehöre, ist um so wahrscheinlicher, als der letzte Donnerstag in der *Faßnacht* der *unsinnige pfnztig*, oder nur der *unsinnige* heisst. (Die deutschen Mundarten – S. 226 Band 5).

Aufschlussreich scheint auch eine Schilderung auf den Seiten 1365/66 im Deutschen Wörterbuch Bd. 3 zu sein. Dort ist zu lesen „solche orgia Bacchi, solche Zusammenkünfte und Wallfahrten wurden den satyren zu gehorsamen ehren gehalten, auf welchen sie auch am reien die vornehmste waren, das beste thaten, sich mit den heiden toll und voll soffen, im wald und gebürg mit unden mit oben lagen, tag und nacht in groszem geschrei und fatzerei zubrachten, schwarmfest un *„fasznacht“* hielten, einander durchzogen. daher die *fasznacht* als *fasnacht* oder *fatznacht* ihren ursprung und namen bekommen“.

Die Wortschöpfung *Fastnacht* wird vom kirchlichen, christlichen Begriff „Fasten“ abgeleitet und würde „die Fastennacht“ bedeuten, im Sinne der nicht nur germanischen Zählung, die Abend und Nacht zum folgenden Tag rechnet. Es ist also der Vorabend vor Beginn der Fastenzeit gemeint, der Dienstag vor Aschermittwoch.

In seiner Lektüre „Das deutsche Volk“ geht Georg Buschan auf Seite 64 noch kurz auf das Wort *Karneval* ein und meint dazu: *Das Wort Karneval soll von dem altdeutschen karn, worunter der feierliche Zug der Götter verstanden wurde, und von val (= Tod) abzuleiten sein, also*

den Zug der abgesetzten, gestürzten (Winter)Götter bedeuten. Die christliche Kirche hat freilich dieser wissenschaftlichen Ableitung gegenüber eine ihr angenehmere Bedeutung des Wortes Karneval gegeben, nämlich von carne und vale = Fleisch, leben wohl.

Es befasste sich mit dem Wort „Karneval“ auch Reinsberg-Düringsfeld. Er sagt: die gewöhnlich Auslegung sein „*caro-vale*“, „Fleisch lebe wohl“, wie der Germanist Wackernagel erklärte, ist eine gewisse Fasnachtslächerlichkeit. Es ist vielmehr aus *carus navalis* „Schiffswagen“ entsprungen. Bei den Umzügen, die man später zu Ehren der fruchtbringenden Götter und Göttinnen beim Erwachen des Frühlings veranstaltete, spielte dann ein Schiff auf Rädern die Hauptrolle. Reinsberg-Düringsfeld bezeichnete erweiternd das altdeutsche „Fasenacht“ als das richtige Grundwort, von dem das altdeutsche *Faseln* herkommt. (Germanische Völker – Aberglaube-Sitten-Feste. Das festliche Jahr – S. 90)

Die junge christliche Kirche bekämpfte den heidnischen Mummenschanz aufs Heftigste, was sich in zahllosen Verboten ausdrückte. Gleich mit welchen Quellen wir es zu tun haben: Deutlich wird, dass das heidnische Neujahrsbrauchtum den christlichen Predigern große Sorgen bereitet hat. Die Festfreuden zum Jahresbeginn versuchte man mit Fastengeboten zu unterbinden.

Die Mönche des Christentums lehnten kirchliche Feste an die heidnischen an: Weihnachten an das Mitwinterfest, Auferstehung (Ostern) an das Frühlingsfest. Der neue christliche Glaube, der noch immer tief im heidnisch-barbarischen verwurzelt war, und einer Religion, die im deutschen Sprachgebiet ihr höchstes Fest – das der Auferstehung Christi – wie selbstverständlich nach der sächsischen *Göttin Ostera* benannte. (Ritter, Mönch & Bauersleut – Dieter Breuers – Bastei Lübbe, Bergisch Gladbach – S. 226).

Georg Buschan weist in seiner Lektüre „Das deutsche Volk“ auf Seite 57 auf diese Problematik hin: Wörtlich weist er darauf hin, dass Mariä Reinigung oder Lichtmess, der 2. Februar, seinen Ursprung in einer heidnischen Feier, und zwar in den römischen Luperkalien hat. Wie bei anderen heidnischen Festen, so sah sich die katholische Kirche auch hier (494) vor die Notwendigkeit versetzt, diese althergebrachte Sitte beizubehalten. Der Name Lichtmess kommt erst später (7. Jh.) auf. Zu den Worten *Fasnacht* und *Fas(t)nacht* erklärt er, auf Seite 61, das richtige Wort sei „*Fasnacht*“ und habe mit *Fasten* nichts zu tun, sondern hängt mit dem mittelhochdeutschen Zeitwort *vasen* = umherschwärmen, ausgelassen sein, zusammen.

Während des Konzils von Tours, anno 567, wurde im 17. Kanton beschlossen: In Anbetracht der Tatsache, dass die Tage zwischen Weihnachten und Epiphanie (Dreikönig) – *eine einzige Periode der Feste sind* – hat man in dieser Zeit reichlich Gelegenheit, den kulinarischen Freuden zu frönen. Um aber **heidnischem Brauch vorzubeugen**, haben unsere Väter beschlossen, dass man an diesem Tage der Kalenden („Kalenden“ sind die ersten Tage jeden Monats nach dem römischen Kalender) des Januar Litaneien (Flehgebete) und Psalmen singt und zu achten Stunde desselben Tages die Messe der Beschneidung gefeiert wird.

Als Papst Gregor um 600 die vierzigstägige Fastenzeit vor Ostern einführte, nicht zuletzt um das Masken-Unwesen, das nach kirchlicher Vorstellung immer wieder ausuferte, in Schach zu halten, steigerte sich dessen Intensität besonders stark vor Beginn der Fastenzeit.

Im Jahre 633 wurden von der christlichen Kirche z. B. alle Narrenfeste um die Jahreswende verboten. Doch die Bemühungen der christlichen Kirche, das Neujahrsbrauchtum trocken zu legen und die Energien auf Weihnachten oder Epiphanias als christliche Feste umzuleiten, waren sehr mühsam und dauerten Jahrhunderte. (Jörg Kraus – Metamorphosen des Chaos – Hexen, Masken und verkehrte Welten.)

Aus dem Text eines Briefes, den Papst Gregor II.

im Jahre 716 an Bischof Martin von Bayern richtete, wissen wir folgendes: Papst Gregor verbietet Festbräuche, in denen die „*Sünden der Heiden*“ weiterleben. Im Jahre 742 beschwert sich Bischof Bonifatius beim Papst, es sei ihm unmöglich, den Alamannen, den Bajuwaren und Franken – *ihre heidnischen Kulttänze und Lieder* – auszutreiben. Bonifatius spricht von winterlichen Lärmumzügen und *Vermummungen*, welche die Germanen nicht aufgeben wollten. (Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben – Ernst Meier –).

Zu den Kulttänzen sagt Campbell, in seiner Lektüre „Mythologie der Urvölker“. Es gibt eine dritte Tiefe, noch ferner und dunkler, darunter – unter dem äußersten Horizont der Menschheit. Denn wir finden den rituellen Tanz bei den Vögeln, den Fischen, den Affen und Bienen. Es muss daher gefragt werden, ob nicht der Mensch, wie diese anderen Mitgeschöpfe, angeborene Tendenzen besitzt, auf bestimmt, von seiner Umwelt und von seinesgleichen ausgesandte Signale in strikt vorprogrammierter artgebundener Weise zu reagieren. (Seite 18).

Auf dem Konzil von Benevent im Jahre 1091 unter Papst Urban II., wurden vier Sonntage, die innerhalb der Fastenzeit liegen, fastenfrei erklärt. Die Fastenzeit dafür aber um diese vier Tage erweitert, und der Beginn der österlichen Fastenzeit auf den Mittwoch vor *Invocavit* vorverlegt. Historiker glauben, dass damit eine weitere zeitliche Einschränkung des ausgelassenen, aus heidnischer Zeit hergeleiteten Treibens, beabsichtigt und auch erreicht wurde.

Erstaunt steht die Forschung vor der inszenierten Ekstase, in der ein Mensch die gewohnten Bahnen seiner Vernünftigkeit verlässt, sowie vor der einstudierten Raserei. Mit diesen Techniken werden im Ritual die panischen und neurotischen Reaktionen der Menschen unter dem Eindruck der katastrophalen Ereignisse wiedergegeben. In Rottweil ist bereits um 1360 von „*vasnacht Krapfen*“ die Rede. In Rottenburg am Neckar sind für das Jahr 1410 Stadtpfeifer (Pffifer) erwähnt, die „auf *vassnacht*“ auszubezahlen waren.

Aus einer Renterechnung des Jahres 1605/06 aus Haigerloch erfährt man „An der *Faßnacht* den jungen Gesellen allhie etwas bezahlt“. Ähnlich lautet die Formulierung 1609/10: „Den jungen Gesellen und Buben an der *Faßnacht* verehrt 1 fl 54 x.“ 1638/39 wird berichtet: Der ledigen Burst ahn der *fasnacht* alß Süe mit dem Gewehr uff dem Schloß gewesen altem Brauch nach verehrt 1 fl 30 x. (Zeitschrift: Hohenzollerische Heimat – Nr. 1/1987).

Die *Fasnacht*, ist eine Zeit der Unordnung. „Im 1495 jar vor *fasnacht*, zoch ain *muotwillig* Volk von Uri, Underwalden und Zug in das Turgow; aber die grafschaft Dockenburg hielten die von Schwiz, als si zuo inen waren komen und *fasnacht* hieltend“ (Cf. L.) Zehnder: *Volkskundliches in der älteren schweizerischen Chronik*, Basel 1976 (a. a. O., S. 258).

Während der Renaissance – im 16. Jahrhundert war man solche Burschen, wenn sie es zu wild trieben, nicht selten ins Gefängnis oder man verurteilte sie zu gesalzenen Geldbußen, wie etwa jene fünfzehn jungen Bürger, die „zu *vassnacht ziten*“ des jahres 1532 „*nackendig*“ auf den Gassen hin und her getanzt und ein ungefüg leben glich einem uffrur getriben haben. (Duerr Hans Peter Traumzeit – Über die Grenzen zwischen Wildnis und Zivilisation – S. 15).

Der heilige Franz von Sales (1563 – 1622) äußerte sich zur *Fasnacht* mit folgenden Worten: *Wir fordern daher Priester, Erzpriester & Vikare auf, vor allem in größeren Dörfern & Städten, ihr Bestes zu tun, um diesen Mißbrauch der Maskeraden Einhalt zu gebieten, die nichts anderes als schändliche Überbleibsel des Heidentums sind. Zu diesem Zwecke sollen sie sich, besonders ab dem Dreikönigfest bis zur Fastenzeit, in ihren Predigten & Lehren dagegen aussprechen; sie sollen das Lächerliche & die Gefahren aufzeigen, indem sie dem Volke klarmachen, dass diese Unordnung für Gott, dessen Ebenbilder verunstaltet*

werden, beleidigend ist; dass sie die Jünger Jesu Christi entwürdigen etc. Er fordert die Gläubigen während der Fasnacht mit frommen Aufgaben zu beschäftigen; wenn möglich sogar in ihren Kirchen die vierzig Stunden Gebete während der letzten drei Tage wieder einzuführen. Msgr. de Bernex, Bischof von Annecy (1697 bis 1735) verlangt, die Absolution muss jenen verweigert werden, die sich der persönlichen oder Öffentlichen Ermahnung, sich zu verkleiden, wie es der Brauch in der Fasnachtszeit war, widersetzen. (Alpenbräuche – Gerlinde und Hans Haid – Edition Tau – 1994 – S. 146).

Richtungweisend sind drei Predigten, die uns aus dem Jahre 1601 vorliegen. Es handelt sich um „3 Predigten wider die Fasnacht“. Gerafft werden nachfolgend aus diesen Predigten Textteile wiedergegeben. Schon in der Vorrede finden sich die Worte: „sölliche von Heyden harlangende sachen abzuschaffen“: In der ersten Predigt ist vermerkt: „es ist zu erwysen / daß die Fasnacht eine heidnische abgöttere sey, / daß sie ein heidnisch Fäst sey / daß nit Gott verehrt werde.“

„Unser Tütsch wörtli heiße Fasnacht“

Doch muß ich mich schier – schämen Fasnacht – zu heißen. Darumb ich mit der Wahrheit die Fasnacht also beschrieben, dass sy seye ein uralte Heidnisch/abgöttisch Fäst. ... und ye winter einer thue ye bas es Jrem Schöpffer des wyns gefalle. ... der böse feind die armen Heyden verblendet. ... ein söliche Heidnisch Fäst (wie grad die Fasnacht ist) so das Fäst haltend und nicht Gott dienendind. ... daß die gebott Gottes mit dem wüsten Fasnacht leben alle fräfenßlich übertreten werdind. ... wenn wir nit mit eyfer die Fasnacht abschaffend, werden wir an dem letzte Tag gerichtet.

Der vierdt grund den sy am allermeisten trey bend, ist es baß umb uns gstanden, die frucht sind besser gerathen dann yetz, da man uns die Fasnacht verbeitet.

Alle verböggend und verbutzend sich, daß sy von niemand erkennt werdind. Viel sehend wüste, grewenlichen thier gleicher dann den mensche, sie kommend dahär wie der lybhafft teuffel aus der hell. Zu Rom einist in dem monat. Ein fröud und kurzweyl gehalten hat. Sy lieffen durch die gassen all, Gantz nackend und und bloß dann zumal. Und schlägt mit der geißlen bhend. Der jungen weyblin zarte hend. schlähends nicht der wybern hend. Greiffends bas gägem unterhemd.

Damit hands anzeigen wollen, daß sy dest eh gebären söllen. Deß lacht der Teuffel in der höll. Inn böggen kleidern angethon. Als wärinds all von sinnen kon. ... Darauß entsteht groß ergermuß. By jungen lüthen doch voruß. Die lernend alle schand, bis wirt verderbet statt und land.

Aushowen der wurtzen außjetten unnd außschütten muß: zu abschaung deß unkrauts der unseligen Fasnacht; wider Gotts gebott. Daß du vil mehr auß dem abnehmen solt, daß es des Teufels Fest seye. (Wider die Fasnacht – Drey in der H. Geschrift wohl begründete Predigten Anno 1601 – Sub. VI, 379 Stadtbibliothek Zürich.)

Amtsschreiber und Spielbearbeiter in der Renaissance wandten die Schreibweise „Fasnacht“ nicht an. (Tiroler Fasnacht S. 15)

Einer ober-schichtlichen Bewegung gelang es nicht, das naturgegebene gesellschaftliche Gefüge und volksläufige Brauchtum restlos aufzulösen oder gar auszulöschen. Dieselbe Kirche, die das Maskentreiben und dessen dämonische Überlieferung zeitlich wie keine andere Macht zu beschränken vermochte und gesellschaftlich soweit drückte, als es für ethnische Aufklärung und milde Zivilisierung gegenüber dem alten Heidentum auftrat, trug mit ihrem barocken Lebensgefühl und dessen üppigen Stilformen merklich dazu bei, dass manche Bräuche, und wenn auch in anderen Ausmaßen, wieder reichhaltiger, ja lebensfroher und lebensverbundener hervortraten.

Der Literatur „Feste im Alpenraum“ kann entnommen werden, dass plötzlich im 19. Jh. die Fasnacht wieder auflebte, obwohl sie seit der Reformation durch Pfarrer und weltliche Obrigkeit unterbunden und als papistisches Blendwerk ver-teufelt wurde. (Migros – Presse, Zürich – S. 20)

Forschern bietet dieses Treiben eine Fülle von Beobachtungen, denn sie finden hier einen klaren Aufbau und altertümliche Züge wie selten anderswo. Bei der Fülle der Fasnets-Literatur wird einem klar, dass hinter dem ganzen Brauchtum eine ureigene Geschichte steckt.

In der Zeitschrift „Süddeutsche Heimat“ berichtet ein nicht genannter Verfasser unter dem Titel „Magie der Masken“, es wäre eine Verknennung der ohnedies derben mittelalterlichen Welt, wenn man in einem solchen Maskenwesen nur ein

Ventil für unterdrückte Sexualität und Hemmungslosigkeit erblickte.

Weise berichtet uns der König der Humanisten, Erasmus von Rotterdam: *Je toller sie den Nächsten einreiben, „anrussen“, durchwalken, desto lieber leben sie wieder zusammen. Demnach trägt eine solche Narrheit zur Gesundheit der Menschen und ihrer gegenseitigen Beziehungen bei. So sind viele Menschen gleich den Fasnachtsnarren umso glücklicher, je mehr sie begehen können.*

Was hier überlebt hat, ist nach Auffassung der Tiefenpsychologie eine „prähistorische Menschheitsstufe“. Teilauszug aus dem Buch: „d' Schörzinger Hexafasnad“, in 'Bearbeitung.

Literaturhinweise!

(s. Ausgabe: d' Schörzinger Hexafasnad)

Ebinger Stadtoberhäupter IV: August Spanagel

Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Ebingen, Spanagel August, Oberbürgermeister, geb. 25. 12. 1870, gest. 1. 10. 1950



Als der Ebinger Stadtschultheiß Johannes Hartmann am 31. März 1909 im Alter von 77 Jahren von seinem Amt zurückgetreten war, fand einen Monat später, am 30. April, die Neuwahl statt. Drei Kandidaten hatten eine reelle Chance, gewählt zu werden: der Gaswerksverwalter Beck, der Bezirksnotar Rieber und der Regierungsassessor Spanagel. Von den 1322 abgegebenen Stimmen konnten Beck und Rieber jeweils 251 für sich buchen (= 19 Prozent), während es der 32-jährige Spanagel auf 767 Stimmen (= 58 Prozent) brachte. Damit hatte dieser die absolute Mehrheit erreicht und war auf zehn Jahre gewählt. (Die Amtszeit wurde später noch um weitere zwei Jahre verlängert).

Mit ihm besaß Ebingen erstmals einen studierten Verwaltungsjuristen als Stadtoberhaupt, zudem einen, der aus einer alteingesessenen Familie stammte – sein Vater war der Ebinger Schuhmacher Caspar Spanagel. In einem der Wahlauf-rufe für ihn hatte es geheißt: „Als einen der allerfähigsten Köpfe unserer städtischen Lateinschule sahen wir einst Spanagel heranwach-sen“ – Einer der allerfähigsten Köpfe war allerdings auch unbedingt erforderlich, um die Probleme zu meistern, die sich in seiner Amtszeit ergaben, brachte doch der Erste Weltkrieg in Ebingen eine Fülle von Versorgungsmängeln mit sich. Es fehlte an Lebensmitteln, an Kleidung, an Brennmaterial, an Rohstoffen für die Fabriken. Das gesamte Wirtschaftssystem geriet ins Wanken – vorübergehend musste sogar Notgeld eingeführt werden. All das führte zu Unzufriedenheit und zu politischer Unruhe, die auch nach Kriegsende nicht sofort abebbte. In dieser Zeit fanden in Ebingen mehrere große Arbeiterdemonstrationen statt, bei denen auch mehrere Fabrikanten-Villen beschädigt wurden.

Spanagel überstand all diese schweren Zeitläufe unbeschadet, und als 1921 seine Wiederwahl anstand, setzte sich sogar die SPD für ihn ein, obwohl er als Parteiloser auftrat. Ein Gegenkandidat war weit und breit nicht zu erblicken, aber die

Konservativen wollten trotzdem ihr Missfallen an seiner Person bekunden. Sie riefen deshalb dazu auf, leere Stimmzettel abzugeben. Bei der Aus-zählung kam man dann auf 4445 Stimmzettel, 3590 davon trugen den Namen des Amtsinhabers und 855 waren leer – das heißt, dass 76 Prozent der Wähler sich für Spanagel entschieden hatten! Einen solchen Vertrauensbeweis hatte sich der Stadtschultheiß auch redlich verdient – in seiner ersten Amtsperiode wurde nämlich nicht nur die Gewerbeschule in Ebingen eröffnet (1912) und ein neues Rathaus gebaut (1913), sondern es entstanden darüber hinaus mehrere Wohnsiedlungen (1919 – 1922: Mazmann, Mehlbaum, Munast) – damit hatte Spanagel menschenwürdigen Wohnraum für einen Großteil der Ebinger Fabrikarbeiter und ihre Familien geschaffen.

Als 1931 seine zweite Amtsperiode zu Ende ging und wieder gewählt werden musste, stellten die Kommunisten einen Gegenkandidaten auf. Dieser erhielt 1652 Stimmen von den 6160, die abgegeben wurden. Auf den bisherigen Amtsinhaber entfielen 4508, das macht 73 Prozent – ein fast so überwältigendes Ergebnis wie jenes von 1921. Mit den Nazis hatte Oberbürgermeister Spanagel nichts am Hut (den Titel „Oberbürgermeister“ durfte er seit 1927 tragen). Deswegen quittierte er – erst 58-jährig – Ende Februar 1934 sein Amt und zog nach Tübingen, wo er noch bis 1950 lebte.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Anton Georg Grözinger
Schillerstraße 17, 72355 Schömberg

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstraße 5, 72422 Albstadt
(auch verantw. f. d. Beitrag „Von Näherinnen und Strumpfwebem“)

Herausgegeben von der
Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:

Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:

Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

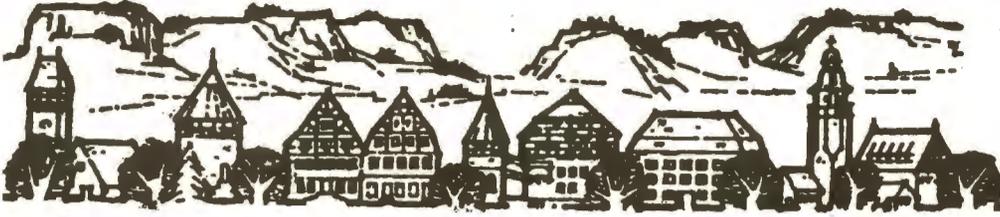
Redaktion:

Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 49

30. November 2002

Nr. 11

Die Arnoldsche Jahrzeitstiftung – vom 23. November 1502

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

„Wir...Auberlin Arnoldt, Marina sins Bruders...Heintz Arnoldts gelaßen Witwe (hinterlassene Witwe), Hannß Gabler und Ciriax Gretzinger, alle Burger unnd gesäßen (sesshaft) zue Balingen, bekhennen unndß vor menniklichem (vor jedermann) mit urkhundt unnd in crafft diß brieffs...der geben ist uff Mitwoch vor Sanct Catharinentag, der hailigen Jungfrawen unnd Märterin deß Jars nach Christi geburt, alls man zahlt (zählt) Fünffzehnhundert unnd zway Jahre.“ Das war der 23. November 1502.

Das ist der Anfang und das Ende einer Urkunde, die zu den wichtigsten und interessantesten der Balingen Stadtgeschichte zählt. Sie liegt nicht mehr im Original vor, aber in zwei Abschriften von 1614 (damals lag der „Stiftungs-Briefve“ noch „originaliter...mit anhangenden Insigeln...gantz unnd unversehrt“ vor) und von 1741. Mit dieser Urkunde von 1502 – jetzt fast auf den Tag genau vor 500 Jahren – wurde die Arnoldsche Jahrzeit neu gestiftet und geregelt.

So war es bisher

„Unnser Vordenen (Vorfahren), die Arnoldten“ haben vor, „etwen vil Jaren...zu Trost unnd Haile irer selbs, auch ihr Vordenen und Nachkommen seelen ein begengkung (Begehung) eines Jarzyts“ gestiftet und die ist „bißher mit zwaintzig Priestern zu Lob Gott dem Allmechtigen und allem himmlischem Hörr (Heer) begangen worden. Dafür hatte unnser Vatter unnd Schweher (Schwager) Hanns Arnoldt selige“ fünfzig Gulden von seinem Gut gestiftet.

Und so soll ab 1502 die Jahrzeit begangen werden

Da diese Jahrzeit zwar jährlich begangen worden ist, aber nicht mit der notwendigen Beständigkeit und da die Anordnungen auch nicht schriftlich niedergelegt waren, erfolgt jetzt, am 23. November 1502, eine Neuregelung durch die vier bereits oben genannten Personen, nämlich Auberlin Arnoldt, Marina, die Witwe von Heintz Arnoldt, Hannß Gabler und Ciriax Gretzinger. Sie handeln als Erben und „gesüppten“ (Sippen- d. h. Familienangehörige) derer, die die Jahrzeit angefangen und bisher gefeiert haben. Sie soll „zue ewigen Zeiten“ jährlich begangen werden mit dreißig Priestern „uff den nechsten Donnerstage vor Sannct Catharinentage“ (25. November).

Woher kamen diese Priester?

Das waren zunächst der Kirchherr (Pfarrer) zu Balingen mitsamt den dortigen zehn verpründeten Priestern, bei einer damaligen Einwohnerzahl von rund 1000 eine sehr hohe Anzahl. Unter diesen Priestern befanden sich mit Sicherheit die des St.-Peter-, St.-Afra-, St.-Gallen- und St.-Michael-Altars und die des St. Sebastian, der St.

Margarethe, der St. Agathe und der St. Katharina in der St.-Nikolaus- und Liebfrauenkapelle in der Stadtmitte, der heutigen evangelischen Stadtkirche. Dazu gehörte auch der Inhaber der erst 1701 gestifteten Prädikatur, der Predigerstelle.

Zu diesen elf Balingen Priestern kamen drei von Ostdorf, nämlich der dortige Pfarrer sowie zwei, die die Frühmesse und die St.-Peters-Kaplanei innehatten. Auch von Frommern kamen zwei Priester, nämlich der Pfarrer und der „Frühmesser“, der also, der die Frühmesse feierte.

Ebenso nahmen die Kaplane von Heselwangen und von Pfeffingen sowie die Kirchherren (Pfarrer) von Geislingen, von Grosseffingen, von Steinhofen, von Engstlatt, Erzingen, Endingen, Roßwangen, „Wylan unnder der Lochen“ (heute Weilstetten), Tieringen, Digisheim (wohl Oberdigisheim), Dürrwangen und Burgfelden an der Arnoldschen Jahrzeit teil.

Wie verlief das eigentliche Fest?

Am Vorabend des Katharinentages, also am 24. November, sollen die elf Priester von Balingen sich in der „Pfarrkirche ob den Gräbern“, also der heutigen Friedhofkirche, versammeln, eine Seelvesper lesen und „röchen“, also mit Weihrauch räuchern. Damit war der Abendgottesdienst beendet. Für die Priester fand anschließend ein gemeinsames Vesper, Collarz genannt, statt mit Schmalzkuchen, Käse, Nüssen und Brot, wozu ihnen vier Maß Wein gereicht wurden.

Am nächsten Morgen, also am Katharinentag, dem 25. November, begannen die Hauptfeierlichkeiten wieder in der Friedhofkirche. Die 30 Priester aus Balingen und den genannten Orten fanden sich dort ein. Sie hatten zum Teil sehr weite und beschwerliche Wege zurückzulegen, etwa die von Burgfelden, von Tieringen oder Oberdigisheim, woher sie wohl meist geritten kamen. Beschwerlich war dieser Anmarsch auch deshalb, weil Ende November erst spät der Tag anbricht und mitunter schon Schnee liegt.

Der Gottesdienst begann also in der Pfarrkirche. Die Priester sangen eine ganze Vigilie mit den „Leetionibus“, Parce mihi, Domine (Verschone mich, o Herr). Anschließend sangen sie ein Seelamt und dann ein „Salve Regina“ (Gegrüßet seist du, Himmelskönigin). Es folgte eine Seelvesper und wieder ein ausgiebiges Röchen, d. h. Räuchern.

Im Anschluss daran wurde dort „armen Leuten“, die wohl dem Gottesdienst beigewohnt hat-



Nikolauskapelle, seit der Reformation Pfarr- und Stadtkirche von Balingen, wo die Hauptfeier der Arnoldschen Jahrzeit stattfand und wo sich das Grab der Familie Arnold befand. Aufnahme von ca. 1890 durch Friedrich Speidel

ten, Brot im Wert von 5 Schilling als Spende gegeben – ein Gott wohlgefälliges Werk.

Danach zogen die 30 Priester, begleitet wohl von Messbuben und Gläubigen, auch vom Lehrer der Lateinschule und seinen Schülern, in feierlicher Prozession von der „Pfarrkirche ob den Gräbern“ hinauf zur „Niklauskapelle“ am Marktplatz. Diese Kirche wurde gerade umgebaut, der neue Chor war fertig, der markante Turm war bis 1502 wohl schon zur Hälfte emporgewachsen. In anderen zeitgenössischen Quellen wird diese Kirche auch „Liebfrauen- und Niclauskapelle“ genannt.

Hier hatten die Priester ein Amt von Unserer Lieben Frauen zu singen und „ob dem Grab“ zu röchen, d. h. das Weihrauchfass zu schwenken mit dem Psalm „Miserere Domine“ (Erbarm dich, Herr). Welches Grab gemeint ist, wird nicht ausdrücklich gesagt, denn es war wohl selbstverständlich: Bei einer „Jahrzeit“, einer Totengedächtnisfeier, macht es nur Sinn, wenn damit das Grab der Stifter, d. h. der Familie Arnoldt, gemeint ist. Das würde zugleich bedeuten, dass es sich bei den Arnoldten um eine wirklich hoch angesehene Familie handelte, die ihre Verstorbenen in der Kirche beisetzen durfte – ein seltenes Vorrecht.

Das Grab und die Grabplatte gibt es heute nicht

mehr. Es wurde wahrscheinlich, wie zahlreiche andere, beim Einbau der Heizung in die Stadtkirche im Jahr 1913/14 zerstört.

Übrigens hatte der Schulmeister das „Amt von Unserer Lieben Frau“ zu „regieren“, d. h. zu dirigieren. Seine Schüler (mehr als zehn bis zwölf dürften es in der damaligen Lateinschule nicht gewesen sein) sollten beim Singen „mithelfen“. Das Ende des Gottesdienstes bildete eine Messe von allen 30 Priestern.

Nach dem Festgottesdienst gab es für die Priester einschließlich des Schulmeisters ein Festmahl mit mehreren Gängen: Zunächst wurde das „Voressen“ aufgetragen, danach Rüben (wohl Gelbe Rüben) und Fleisch; es folgten Brühe und Fleisch, anschließend Sulz und Küchle, dann Braten und Gemüse und als Abschluss gab es Käse und Kuchen. Zu allem wurde (viel) guter Wein und Brot gereicht.

Dieses Mahl dürfte sich über mehrere Stunden hingezogen haben. Es war reichlich, aber viele Speisen, die uns heute selbstverständlich erscheinen, gab es nicht: weder Kartoffeln und Reis, die erst später aus Übersee eingeführt wurden, noch andere Lebensmittel, die von weither hätten antransportiert werden müssen. Noch nicht einmal „Spätzle“ werden genannt!

Die Reste des Mahls wurden „armen Leuten“, die „ungefährlich“, zufällig, anwesend waren, gegeben – wahrscheinlich hatten sie sich, bei der damaligen großen Armut, vor den Türen des Gasthauses gedrängt. So konnte das Totengedenken mit einem „guten Werk“ verbunden werden.

Gleichzeitig wurden die Priester für ihre Dienste bezahlt: Der Kirchherr von Balingen bekam 11 Pfennige, die anderen Priester je 7 Pfennige, die „Frauenpfleger“, wohl die Kirchenpfleger, fürs Kerzenaufstecken (darum wurden sie oft auch Lichtpfleger genannt) und die 2 Mesner 1 Schilling Heller. Denselben Betrag erhielt übrigens auch der Schulmeister für seine Dienste – ein Zeichen dafür, dass er, obwohl zum geistlichen Stand gehörig, sich keiner besonders großen sozialen Wertschätzung erfreute. Über die Kaufkraft dieser Geldbeträge können leider keine Angaben gemacht werden.

Die Güter der Jahrzeitstiftung

Für die Ausrichtung der Gottesdienste, der Mahlzeiten und nicht zuletzt der Bezahlung der Geistlichen war jeweils „der älteste der Arnoldten, Stammens und nahmens“, verantwortlich. Und wenn niemand mehr am Leben wäre, jeweils der älteste Freund oder Erbe, wie es in der Urkunde heißt.

Die 50 Gulden des Stiftungsvermögens bestanden aus einer großen Anzahl von Gütern, die verliehen waren und deren Nutzer jährlich Zinse zu entrichten hatten.

Diese Güter werden ihrer Lage nach genau beschrieben, wobei Bezeichnungen auftreten, die mitunter für uns sehr interessant sind. So wird in dieser Urkunde z. B. erstmalig der Marktplatz in Balingen genannt oder die „Metzig“ (in der heutigen Färberstraße), wo die Metzger ihr Fleisch verkauften. Auch die „Schule“ und der „Schulgarten“ erscheinen erstmalig. Genannt werden außerdem die „Obere Mühle“ und ihr Wehr.

Und wie soll die Jahrzeit auf Dauer gesichert werden?

„Wirdt sich aber fügen, daß der obbestümten Priester, einer oder mehr ehafftiger ursach halb (aus gerechtfertigten Gründen) zue dem Jar tage gehn Balingen nit kommen möcht... so soll er der Jarzyt... uff einen gelegenen Tag danach in seiner Kirchen begöhn unnd das am Sonntag davor seinen unnderthonen (Untertanen) an (von) der Canntzel verkönnnden.“ Für diesen Fall war übrigens vorgesehen, dass der Priester, sofern er

später nach Balingen käme, noch nachträglich seine Praesenz (Bezahlung) von 7 Pfennig erhalten sollte.

Es war auch der Fall vorgesehen, dass einer der Priester überhaupt nicht mehr zur Verfügung stand: Dann sollte der Älteste der Arnoldten in Zusammenarbeit mit der Priesterschaft einen anderen Priester auswählen, damit die Zahl 30 immer voll wäre.

Sogar der Fall war vorgesehen, dass die Ausrichter der Jahrzeit oder ihre Erben und Nachkommen säumig würden bei der Ausrichtung des Totengedenkens. Dann sollten die Priester die Erlaubnis haben, die genannten Zinsen selbst in die Hand zu nehmen (denn diese waren für sie ein willkommener Nebenverdienst) und „die Jarzyt jährlich und ewiglich... zuversehen ohne alle Hinderung...“

Diese Urkunde wurde auf Bitte der Ausrichter besiegelt von Junker Wernher von Rosenfeld dem Älteren und von Caspar Büter, Alt-Bürgermeister zu Balingen sowie von Auberlin Arnoldt und Hannß Gabler selbst, je mit ihren eigenen Siegeln. Diese Siegelung durch zwei der drei Ausrichter der Jahrzeit zeigt ebenfalls, dass es sich um eine hoch angesehene und wohlhabende Familie handelte, denn nur solche besaßen eigene Siegel.

Der Schweizer Zweig der Familie Arnoldt

Im 15. Jahrhundert sticht nicht nur in Balingen die Familie Arnoldt durch ihre Frömmigkeit und ihre Wohlhabenheit hervor. Zu Brugg im Aargau macht ein „Conrad Arnold de (von) Balingen“, der dort 1454 eingebürgert wurde, große Stiftungen; er ist auch als Mitglied mehrerer Bruderschaften und von 1460 bis 1490 als Schultheiß in Brugg bezeugt. Auch bei der Grundsteinlegung der Brugg Stadtkirche 1479 wird „Cunrat Arnold de Balingen“, der „Bruggli“ genannt wird und der mit einer Tochter des Junkers Cunrat Meyer verheiratet ist, erwähnt. Auch sein Sohn Cunrat war weiterhin führend in Brugg tätig.

Aus welchen Gründen Conrad Arnold von Balingen auswanderte und wie die genauen Verwandtschaftsbeziehungen zum Balingener Zweig waren, ist auch Fritz Scheerer unbekannt, dem diese Nachrichten zu verdanken sind.

Die Renovation von 1614

In den nächsten Jahren und Jahrzehnten erfahren wir von der Arnoldtschen Jahrzeit in Balingen nichts. Weder in Urkunden noch in Lagerbüchern wird sie erwähnt, was erstaunlich ist, da ansonsten über diesen Zeitabschnitt umfangreiches schriftliches Material vorliegt.

Erst 1614 findet sich die „Renovation und Erneuerung über die Arnolden Jarzeyt zu Balingen“. Diese wurde vorgenommen auf Bitten von Jacob Eyselin, Martin Holtzhäwen und Hans Mayer, genannt Kechelhannß, im Namen seiner Hausfrau Christina durch den geschworenen Stadtschreiber Michael Kromppein zu Balingen. Sie waren die Verfügungsberechtigten über das Vermögen der Arnoldtschen Jahrzeit, die sie von ihren Alvorderen Hanns Eyselin, Jacob Holtzhäwen und Hans Koch übernommen hatten.

Im Jahr 1614 war also schon keiner mehr mit den alten Namen Arnoldt, Gretzinger und Gabler am Leben, wenigstens nicht in Balingen. Es ist auffällig, dass auch in den Lagerbüchern der Herrschaft Württemberg von 1560 und 1565, die sehr viele Namen enthalten, die oben genannten nicht auftauchen. Die Träger dieser Namen waren also wohl schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erloschen, ausgestorben oder ausgewandert.

Die Renovation von 1614 enthält die Kopie der Stiftungsurkunde von 1502, die oben besprochen worden ist, und sie enthält ein Verzeichnis der Güter und Zinse, die zum Stiftungsvermögen gehören. Diese Renovation enthält aber keinerlei

Angaben darüber, ob die Jahrzeit selbst tatsächlich begangen, die Gottesdienste gefeiert und die Festmähler stattgefunden haben.

„Deßen alles, zue waren steetem unnd vestem Urkhundt, sonnderlich aber zue glaubwürdiger unzweiffenlicher Bezeugung“ wurde sie besiegelt vom Untervogt mit seinem eigenen Siegel, sodann vom Bürgermeister und Gericht durch Tobias Murschel und Johann Finckh, den amtstragenden Bürgermeistern und verordneten Siegeln mit der „Stattgemeinen Secret Innsiedel“. Diese Siegel sind leider nicht mehr erhalten; entweder gingen sie verloren oder wurden eine Beute von Sammlern.

Das Spitallagerbuch von 1741

Die nächsten Nachrichten über die Arnoldsche Jahrzeit liefert erst das Spitallagerbuch von 1741. Darin sind alle Güter und Gülden des Spitals aufgeführt. Dabei werden öfter Urkunden in Abschrift wiedergegeben, die diese Abgaben begründeten. Irgendeine Systematik ist nicht erkennbar: Es scheinen einfach die Urkunden kopiert worden zu sein, die dem Schreiber (mehr oder weniger) zufällig vorlagen. So finden wir neben anderen auch eine Abschrift der Urkunde von 1502, mit der, wie oben dargelegt, die Arnoldsche Jahrzeit begründet bzw. in eine rechtsverbindliche Form gegossen wurde.

Es gibt keinerlei Hinweis darauf, dass die Jahrzeit als Fest tatsächlich noch begangen wurde. Man darf wohl als gesichert ansehen, dass dies nicht mehr der Fall war und die Verwaltung und Verwendung der Stiftungsgüter eine Art Eigenleben erlangt hatte, dem jeder religiöse Hintergrund fehlte.

Die Nachforschungen des Diakonus M (Magister) Klemm von 1772

Nähere Angaben über das Schicksal der Arnoldschen Jahrzeit geben die Güterbücher aus dem 19. Jahrhundert, die sich auf Akten aus dem 18. Jahrhundert beziehen, die heute allerdings nicht mehr auffindbar sind. Wahrscheinlich gingen sie verloren, vielleicht beim Stadtbrand von 1809.

So heißt es im Güterbuch von 1886/87: „Der hiesige Diakonus M. Klemm gab sich im Jahr 1772 nach den vorhandenen Akten alle erdenkliche Mühe, ein 'schema genealogicum' über die berechtigten Personen (d. h. den Verfügungsberechtigten) an den Gütern der Arnoldschen Jahrzeit anzulegen. Allein nach schwerer Arbeit ergaben sich, wie dessen Bericht vom 6. Juli 1772 zeigt, erhebliche Bedenken, weil die Familien- und die Ehebücher früher nicht geführt wurden.“

Und dann wird aus dem Bericht des Diakons, d. h. des zweiten Pfarrers neben dem Dekan, M. Jakob Friedrich Klemm (er hatte das Balingener Amt von 1763 bis 1782 inne), weiter zitiert: „Wegen der 250 Jahre lang unterbliebenen Fortführung ist die Benützung dieser Stiftung auf solche Personen gekommen, die niemals einen begründeten Anspruch hieran gehabt haben und dass die Nutzung von Anbeginn an der Freundschaft halber in unrichtiger Ordnung gelaufen ist und andere unbillig zurückgesetzt wurden.“

Deshalb stellten der Oberamtmann, der Spezial (Dekan), auch Bürgermeister und Gericht (Gemeinderat) bei der höheren Behörde (in Stuttgart) den Antrag, „dieses Gestift gegen die bisherigen Nutznießer aufzuheben und an den ohnehin verarmten Spital zu ziehen“. Dieser Antrag wurde aus juristischen Gründen abgelehnt. Es wurde weiterhin in derselben fragwürdigen Weise verfahren wie bisher. (Übrigens: Der Spital war eine Art Alten- und Armenhaus, das 1489 gestiftet worden war).

Fortsetzung folgt

Conrad Schick (1822 – 1902) aus Bitz

Wie aus einem einfachen Mechaniker im Schwabenland ein königlicher Baurat in Jerusalem geworden ist / Von Martin Gaß

Im Jahre 1898, drei Jahre vor seinem Tod, beschrieb Conrad Schick die ersten 24 Jahre seines Lebens. Er stellte seine Erzählung der Zeitschrift „Christlicher Volksbote aus Basel“ zur Verfügung, in welcher sie vom 4. Juni bis 13. August 1902 unter der vorstehenden und den folgenden Überschriften veröffentlicht wurde. Die folgenden Kapitel „Kinderjahre“ bis „Der Lebensabend“ sind, mit einigen Kürzungen, eine wörtliche Wiedergabe.

Kinderjahre

Ich bin am 27. Januar 1822 in Bitz bei Ebingen in Württemberg geboren. Mit sechs Jahren musste ich die Dorfschule besuchen, und als ich lesen konnte, las ich besonders gerne die Geschichten in der Bibel. Mein Vater war Ortsvorsteher, und weil kein besonderes Rathaus im Ort war, diente unsere Wohnstube als Ratszimmer, wo sich der Gemeinderat versammelte und alle amtlichen Geschäfte sich abwickelten. Als stiller Knabe hörte und sah ich da manches, was für mein späteres Leben von großem Nutzen war. Einmal war der Oberamtmann (Landrat) von Balingen gekommen, und weil es damals an einem ordentlichen Gasthaus fehlte, bereitete meine Mutter für ihn ein Mittagessen, an dem mein Vater mit teilnahm. Als dann gegen Abend die Geschäfte beendet und der Postknecht mit einer Kutsche von Ebingen gekommen war, begleitete ihn mein Vater bis zum Gefährt. Ich saß neben der Haustüre am Boden.

Sowie nun der vornehme Herr heraustrat, stand ich auf und, unbemerkt vom meinem Vater, ließ er etwas Geld in meine Westentasche gleiten. Als ich es dann später herausnahm, waren es fünf Sechser, wie man die Sechs-Kreuzerstücke nannte, was einen halben Gulden ausmachte. Ich kam mir nun auf einmal ganz reich vor und meine Eltern sagten: „Du darfst nun für das Geld kaufen, was du willst.“ So wünschte ich mir Papier, Farben, Bleistift, Lineal und einen kleinen Zirkel, was mir auch beim nächsten Ebinger Markt gekauft wurde. Nun fing ich an zu zeichnen und zu malen.

Was will aus dem Buben werden?

Merkwürdig ist, dass ich am liebsten Häuser, Kirchen und Burgen zeichnete. Doch versuchte ich es auch mit Dörfern und Städten, die mir aber weniger gelangen. Ebenso merkte ich bald, dass ich wenig Geschick für Zeichnen von Menschen und Tieren hatte, mehr noch für Blumen und andere leblose Dinge. Während meine Brüder und andere Knaben in meinem Alter sich auf der Gasse aufhielten, Spiele machten oder in den Wald gingen, blieb ich in meinem Eckchen sitzen, zeichnete, malte oder las und versuchte selbst, eine Chronologie der Urväter und damit eine Zeitrechnung der Bibel anzustellen und Ähnliches mehr, was mir großes Vergnügen gewährte.

Älter geworden, hatte ich dann auch an den Arbeiten der Landwirtschaft mitzuhelfen, besonders vom zwölften Jahre an mit den Pferden zu fahren und „Mene“ zu treiben; d. h. die an den Pflug gespannten Pferde zu führen und zu leiten. Das Pflügen ist ein ermüdendes Geschäft, weil man stets dabei laufen muss, und auch sehr einfürmig; darum war ich oft mit den Gedanken nicht dabei. Da half ich mir z. B. damit, dass ich die Anzahl der notwendig werdenden Furchen schätzte und zählte sie dann durch Auf- und Zumachen meiner Westenknöpfe. Auch maß ich die Länge einer Furche nach Schritten und rechnete auf diese Weise aus, wie viel wir an einem Tag Schritte machen müssen.



Conrad Schick, 1822 – 1904, Aufnahme wohl um 1897.
Orden (v. li): russischer Stanislausorden, österreichischer Franz-Joseph-Orden, preußischer Kronenorden

Ein ander' Mal dachte ich mir aus, wie eine Burg anzulegen wäre oder wie man Leitern machen könnte, um sehr hoch hinaufzusteigen, ohne dass sie sehr schwer zu sein brauchten. Dann wieder, wenn ich Schulmeister werden sollte, wie ich mit den Kindern umgehen, ihnen die Dinge erklären würde. So fühlte ich mit Nachdenken über noch viele andere Dinge die Zeit aus.

Jedermann merkte, dass in mir kein Bauer steckte. Und wenn mitunter auch gesagt wurde, man sollte mich in eine Schule, etwa nach Ebingen in die Latein- oder Realschule, tun, so kam es doch nicht dazu. Die Konfirmation ging ohne besonderen Eindruck vorbei, denn der Pfarrer war ein Rationalist. Er kam gewöhnlich am Sonntagmorgen von Ebingen, um Kirche zu halten; und es beschränkte sich der Konfirmationsunterricht insgesamt auf nur ganz wenige Stunden im Ganzen. Jedoch wusste ich ja, dass ich dem Heiland gehöre, und hatte den festen Vorsatz, ihm treu zu bleiben.

Als ich nun die Schule nicht mehr zu besuchen brauchte, und 14½ Jahre alt war, wurde ernster daran gedacht, dass der Junge nun doch einen Beruf ergreifen und irgendwo in die Lehre gebracht werden müsse. Mein Vater hatte nur einen Bruder und derselbe hatte keine Kinder. Er war ein entschieden frommer Mann, und in seinem Haus wurde die so genannte „Stunde“ (der altpietistischen Gemeinde) gehalten. Diese hielt vor allem der Gemeindepfleger, der vermöge seines Amtes viel in unser Haus kam. Beim Einkassieren der Steuern musste er oft lange warten bis jemand kam und Geld brachte. Da pflegte er mir dann allerlei zu erzählen und viele gute Samenkörner in mein junges Herz und Gemüt zu legen, so dass ich noch heute den alten Mann, der schon längst heimgegangen ist, segne. Er war daneben ein Drechsler und so hielt ich mich öfters bei ihm in seiner Werkstatt auf, wodurch in mir der Trieb zur Mechanik reifte, so dass ich zu Hause auch allerlei, wie man dort sagt, „bastelte“. Da nun mit ihm beraten wurde, was man mit mir anfangen sollte, so sagte er: Am nächsten Johannis-Feiertag (24. Juni 1836) gehe er nach Korntal, da wolle er den Konrad mitnehmen.

In Korntal tat mir die überaus schöne Einrichtung der Brüdergemeinde so wohl, und was ich da hörte, elektrisierte mich. Wenn der Herr Pfarrer Kapp z. B. so viel vom alten Menschen sprach und von der Wiedergeburt, so waren es Dinge, die ich zu meiner eigenen Verwunderung verstand. Was ich im Herzen und Gedanken mit mir herumtrug, aber keine Worte dafür hatte, wurde hier deutlich ausgesprochen.

Herr Kullen leitete damals eine Anstalt für Töchter, nachdem er diejenige für Knaben schon einige Jahre vorher aufgegeben hatte. Mit ihm hatte mein Onkel schon gesprochen. Herr Kullen stellte allerlei Fragen, zeigte mir auch Bilder und Karten und ließ mich sagen, was es sei und dergleichen. Da sagte er: „In diesem Jungen steckt ein Mechaniker! Ihr hättet ihn sollen vor zwei Jahren zu mir bringen, dann hätte er Geistlicher werden können, aber jetzt ist's nach dem gewöhnlichen Bildungsgang zu spät. Ein Schullehrer kann er noch werden, aber dazu rate ich nicht. Mich dünkt, der Knabe wird einst Missionar, und da ist's gut, wenn er vorher ein Handwerk lernt und zwar Schlosserei, das ist die erste Stufe zur Mechanik.“

Alles was der Mann sagte, schien mir wie prophetisch gesprochen. So kam ich für drei Jahre nach Korntal in die Lehre. Es war eine gnädige Führung des Herrn. Die Arbeit fiel mir, dem etwas schwächlichen Knaben, nicht gerade leicht, und auf das unverständige Drangsalieren der Lehrjungen und eines Gesellen, wäre ich wohl einmal durchgegangen und hätte nicht ausgehalten, wenn nicht die Gottesfurcht und der Gedanke, später doch nicht bei diesem Geschäft zu bleiben, mich gehalten hätten. Daneben war Korntal ganz der rechte Platz, um in der christlichen Wahrheit tiefer gegründet zu werden, und wo ich nicht nur gar vieles lernen konnte, sondern auch in der Nähe von Stuttgart, Cannstatt, Ludwigsburg, Hohenheim und der Solitude war, wo ich Sammlungen besuchen und mir reiche Kenntnisse erwerben konnte.

Unter gutem Einfluss in Korntal

Nach Korntal kamen auch allerlei fremde Leute aus aller Herren Länder zu kürzerem oder längerem Besuch, so z. B. nach der Heimat zurückkehrende Missionare. Dadurch wurde mein Herz und auch der Gesichtskreis erweitert, was später für mich von großem Wert war. Ich lernte es praktisch zu verstehen, was es heißt, „Unter allerlei Volk, wer ihn fürchtet und Recht tut, der ist ihm angenehm“. Durch alles das bekam der Gedanke, Missionar zu werden, immer wieder neue Nahrung. Ich erzählte es dem Meister, der mein Vorhaben billigte und sagte, er wolle mit dem Herrn Pfarrer darüber sprechen. Dies war der später so berühmt gewordene Prälat Kapff.

Als ich in dessen Studierstube trat, fragte er mich allerlei und wunderte sich, dass er mich in der Kinderlehre nicht habe näher kennen gelernt. Doch ich war stets da gewesen und hatte ihm die Worte vom Munde weggenommen. Er ging bei seiner Unterweisung im Zimmer auf und ab, frug mich aber niemals direkt, und so gab ich aus Schüchternheit auch keine Antwort. Nun trug er mir auf, ich solle jeden Sonntag seine Predigt aufschreiben, aber nicht in der Kirche, sondern nachher, um mein Gedächtnis zu üben, und sie selbst zu ihm bringen. So geschah es einige Wochen lang. Da sagte er, ich solle nun an der lateinischen Klasse im Knabeninstitut teilnehmen. So geschah es, dass ich als 18-jähriger Jüngling mit Knaben von 12 Jahren jeden Vormittag eine Stunde lang auf einer Bank saß und die lateinische Konjugationen und Verben hersagte. Ich fand, dass das Sprachlernen für mich eine

schwere Sache sei, doch setzte ich es mit viel Fleiß durch, so dass der Lehrer stets zufrieden war. Schließlich aber war es meiner Natur doch zu viel, ich fiel in ein Nervenfieber, und man glaubte, ich werden sterben.

Alles Studieren hatte nun eine Ende und meine Mutter holte mich in einem Gefährt nach Hause, wo ich mich bald so weit erholte, dass ich wieder aufstehen konnte. Bald stellte sich heraus, dass ich noch an einer anderen chronischen Krankheit litt, wodurch es immer schlimmer mit mir wurde. Ich hatte besonders Schmerzen in den Knien. Alles Einreiben von Salben, Auflegen von Pflastern usw. half nichts. Auch war ich sonst nicht wohl und zehrte ab.

Auf der Wanderschaft

Eine Kur durch Salzbäder hatte Wunder getan! Nach weiteren drei Wochen war ich fast gesund und konnte in Ebingen als Geselle Arbeit in der feineren Mechanik und in Messing aufnehmen, denn es wurden da allerlei mathematische Instrumente verfertigt.

Die Nebengesellen waren Weltkinder und sprachen, wenn der Meister nicht da war, von ihren leichtsinnigen Streichen, von Frauenzimmern und dergleichen. Ich verabscheute anfänglich, das hören zu müssen. Aber länger fortgesetzt, muss es doch seine Wirkung getan haben, denn

es hieß da auf einmal in mir: Diese sind glücklich, sie können ohne Gewissensbisse sündigen! Da erschrak ich über mich selbst und sagte mir, „So weit ist's also schon mit dir gekommen. Du befindest dich in einer gefährlichen Lage, du musst fort von hier“. So kündigte ich den Dienst auf ging heim und sagte: „Ich reise in die Schweiz.“ Alle, auch mein Onkel meinten: „Ach was, wo willst du hin? Du kannst ja bald selbst ein Geschäft anfangen und dergleichen.“ Als ich aber dann meinem Onkel die wahre Ursache sagte, meinte er: „Nun gehe in Gottes Namen, der Herr wird mit dir sein“.

War er dafür, waren es auch meine Eltern, und so reiste ich zunächst nach Schaffhausen, wo ich Arbeit fand. Nach einiger Zeit aber merkte ich, dass ich hier den Anforderungen bei der Arbeit nicht recht gewachsen sei. Es war eben eine ganz andere Art, auch viel mehr Maschinenbetrieb usw. So ging ich dann weiter nach Zürich, Luzern, Aarau und Basel, wo ich mehrere Missionszöglinge kennen lernte. Gern hätte ich in letzteren Stadt Arbeit angenommen, um der Mission näher zu sein. Da sich aber nichts zeigen wollte, sagte ein Bruder: „Weißt du was? Gehe nach Hause, und so wie ich für dich einen passenden Platz finde, will ich es dir schreiben.“ Ich folgte dem Rat; ging dann über Mühlhausen, weil ich auch einmal mit der Eisenbahn fahren wollte, über Colmar nach Straßburg. Da sich aber auch dort keine passende Arbeit für mich fand, zog ich

über Offenburg das Kinzigtal hinauf bis zur Herrnhuter Gemeinde Königfeld. Hier wäre ich gerne geblieben, aber es fand sich wiederum kein Platz und so zog ich nach dieser Reise, auf der ich viel gesehen habe, vollends heim.

Nach zwei Wochen nur kam die Anzeige von Basel. So, jetzt könne ich kommen, es sei ein Platz für mich da. Ungesäumt folgte ich dem Ruf und trat dort bei Herrn Epple ein, der eine große Werkstatt mit vielen Arbeitern hatte.



Pfarrkirche ob den Gräbern, vorreformatorische Pfarrkirche von Balingen, heutige Friedhofkirche, wo die Feierlichkeiten bei der Begehung der Arnoldschen Jahrzeit jeweils ihren Anfang nahmen. Im Vordergrund Steinbrücke über die Eyach im Zuge der „Schweizerstraße“ entlang des Albraufs. Sie wurde vom Hochwasser 1895 zerstört. – Aufnahme von ca. 1890 durch Friedrich Speidel

Erlebnisreiche Tage im Elsass

Eine Bus-Studienreise mit Professor Roller

Die Heimatkundliche Vereinigung Balingen erkundete mit einer Bus-Studienreise das Nord-Elsass. Das Besichtigungsprogramm unter der Organisation und Leitung von Professor Roller war wieder ungemein vielschichtig, tiefgründig und packend.

Kultstätten der Kelten beeindruckten durch ihre monumentale und strategische Lage und Größe. Sie faszinieren durch die Tatsache, dass damals schon geophysikalische Kraftströme und Kraftfelder erkannt und geortet werden konnten. Diesen Naturkräften galt bei den Kelten, genauso bei den Germanen, die kultische Verehrung. Vorrangig der christlichen Mission der Iren, Columban sei hier genannt, ist zu verdanken, dass dann dem Schöpfer dieser Naturkräfte die Ehre erwiesen wurde. Dies begründet der Christus-Hymnus in Kolosser 1.15-20.

Dieses hohe Wissen wurde über Jahrhunderte weitergegeben. Davon zeugen im Nord-Elsass der Odilienberg, ein ehemals keltisches Sonnen-Heiligtum. Im 6. Jahrhundert gründete dort, in der herzoglichen Burg ihres Vaters, Odilie ein Kloster und wurde dessen erste Äbtissin. Kloster und „Heidenmauer“ sind gleichermaßen beeindruckend. Auf ähnlichem Kraftfeld, aber diesmal im Tal der Andlau, gründete im 9. Jahrhundert Kaiserin Richardis auf ihrem eigenen herzoglichen Grund und Boden das Kloster Andlau. Die Krypta der Abteikirche, die sie als erste Äbtissin und Stifterin bauen ließ, umschließt heute noch dieses messbare Kraftfeld.

Der Pfarrer der Abteikirche in Neuweiler geht diesen Kraftströmen wissenschaftlich nach. Er demonstriert diese Phänomene, die man fassungslos zur Kenntnis nehmen muss. Neuweiler ist eine Gründung irischer Mönche des 6. Jahrhunderts. Im 8. Jahrhundert wirkte dort Pirmin nach seiner fragwürdigen Vertreibung von der Reichenau im Bodensee. Über 500 Jahre alt sind die berühmten Adelphi-Teppiche, farbfrisch und ausdrucksstark mit Schriftbändern versehen, in der Kapelle über der Krypta. Die Führung durch den Pfarrer der Abteikirche zog alle in den Bann und er unterbrach extra für uns seinen Urlaub in der Bretagne. So was muss man erlebt haben!

Weitere Höhepunkte der Exkursion waren, im

wahrsten Sinne des Wortes, die Burgen im Wasgenwald und den Vogesen. Die zwei Burgen Wasigenstein beherrschten Tal und Handelsstraße. Wen nimmte es Wunder, dass dort im Mittelalter dem Kampf der Könige Walther von Aquitanien (Westgote) mit Gunter von Worms (Burgunder) stattfand, wie dies das Walthari-Lied besingt. Heute noch kann man über jeweils über 100 in den Fels gehauene Stufen die beiden Bergfriede erklimmen. Die Reichs-Freiherrn von Fleckenstein erreichten als Vasallen der Staufer-Kaiser weitreichenden Machtzuwachs. So zeigt sich auch heute noch ihre Burg Fleckenstein als Ruine, in Größe und Wucht des 12. bis 17. Jahrhunderts.

Einen Ausblick bis Paris, Heidelberg und Metz bietet die Festung Lichtenberg, Stammsitz der Landgrafen von Lichtenberg-Hanau, später Hessen-Darmstadt. Genutzt wurde diese riesige Burg als Festung bis 1870, als sie vor der württembergischen Artillerie kapitulierte. Aber derzeit wird sie zu einem grenzüberschreitenden Kulturzentrum ausgebaut, einfühlbar und sehr gut! Und der kleine aber feine Felskegel Dabo, die Dagsburg aus dem 10. Jahrhundert, ist schon lange Wallfahrtsort zu Papst Leo IX., der als Bruno, Graf zu Egisheim und Dagsburg im Jahr 1049 die Papstweihe erhielt. Übrigens, diese Grafen waren Vorfahren der Habsburger.

Wer Kirchenfenster mit Glasmalerei-Zyklen aus dem 12. bis 15. Jahrhundert bewundern will, muss in das Elsass gehen. Weißenburg, Walburg, Altdorf, Niederhaslach und Zabern sind allein wegen dieser Farbenpracht der Fenster einen Besuch wert. Offenbar haben sowohl Franzosen wie Deutsche bei ihren vielen Kriegen ihrer Artillerie Schonung abverlangt. Andere hatten da weniger Skrupel.

Das Elsass ist ja auch ein Land mit Silbermann-Orgeln. Eindrucksvoll wurde dies insbesondere in Buchsweiler und Maursmünster erlebt. Und

dann sind da noch die Skulpturen und Skulpturen-Friese außen an den romanischen Kirchen und die Ornamente innen. Deren Aussagekraft ist verblüffend zeitlos, geradezu teilweise modern. Die Pfarrer dieser Kirchen gaben Deutungen, ebenfalls zeitlos modern. Besonders packend sind solche Skulpturen an den Kirchen St. Johann, Neuweiler, Andlau, Rosheim und Maursmünster.

Von christlicher Nächstenliebe zeugt das uralte Hospiz-Kirchlein in Obersteigen. Die Autobahnkirche St. Christophorus bei Baden-Baden, eine Pyramide mit Krypta, spricht wohl jeden heutigen Menschen an. Der Ausklang der Exkursion fand statt bei der romanischen Primin-Basilika in Rheinmünster-Schwarzach. Es waren erlebnisreiche Tage und unvergessen sind die täglichen Lesungen von Frau Ingeborg Dännenhaus, vorgelesen mit warmem Humor und zeitlos geistiger Weisheit, wieder ein besonderer Höhepunkt.

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth
Lisztstraße 35, 72336 Balingen

Martin Gaß
(verantw. f. d. Beitrag: Dr. Peter-Thaddäus Lang)
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:
Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung:
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (074 27) 9 10 94.

Redaktion:
Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 49

31. Dezember 2002

Nr. 12

Conrad Schick (1822 – 1902) aus Bitz

Wie aus einem einfachen Mechaniker im Schwabenland ein königlicher Baurat in Jerusalem geworden ist / Von Martin Gaß / 2. Folge

Wie ich auf St. Chrischona kam

Nun war ein anderer Geselle da, ein Schreiner, auch aus dem Württembergischen, der meldete sich zur Aufnahme ins Missionshaus und fragte mich, warum ich so lange zögere. Da war es mir auf einmal klar, was ich zu tun habe, ging ins Missionshaus und ließ mich beim Herrn Inspektor W. Hoffmann anmelden. Er empfing mich liebreich und kannte mich noch von Korntal her. Er riet mir, mich mit einem selbstverfassten Lebensabriss zu bewerben. Als aber die Zeit vorüber und mein Name nicht unter den Aufgenommenen war, sagte ich zu mir, das wird auch so recht sein, nun hast du deine Schuldigkeit getan, kannst nun fernerhin ruhig abwarten, wie es der Herr weiter mit dir führt. So war ich wieder fröhlich bei meiner Arbeit.

Da sagte eines Tages der genannte Schreiner, der auf sein Gesuch auch keine Aufnahme ins Missionshaus gefunden hatte. „Wir sind heute Abend zu Herrn Spittler ins Fätkli bestellt. Aber ich weiß nicht, was das zu bedeuten hat.“ So gingen wir beide hin, und Herr Spittler empfing uns mit den Worten: „So ihr seid die Brüder, die auf den Berg (St. Chrischona-Anstalt) gehen wollen! Ich habe den Inspektor Hoffmann gebeten, mir die Namen zu schreiben von den Brüdern, die man auch noch gerne aufgenommen hätte, die aber wegen der beschränkten Zahl abgewiesen werden mussten.“ Da antwortete ich: „Wenn das so ist, so muss ich mir die Sache überlegen, ins Gebet nehmen und meine Eltern darüber befragen. Da es so ungesucht an mich herantritt, darf ich es nicht so kurzer Hand abweisen.“ Da sagte Herr Spittler: „Sie haben ganz recht und müssen es so machen.“ Durchs Gebet bekam ich bald die Überzeugung, dies sei des Herrn Weg und sagte zu. Auch meine Eltern schrieben, ich solle tun, was ich für recht halte. So traten wir beide auf St. Chrischona ein.

Eine Doppelarbeit auf St. Chrischona

Nachdem der Schreiner und ich von Herrn Spittler warm aufgenommen worden, schickte er uns zu Herrn Ratsherrn Christ (dem damaligen Präsidenten der Basler Missionsgesellschaft) mit seiner Empfehlung und den Worten, wir seien Brüder, die nun auf St. Chrischona eintreten. Wir taten das, und Herr Christ wünschte uns des Herrn Segen, dass wir tüchtige Arbeiter werden mögen im Dienste des Herrn. Als wir am Gehen waren, sagte er: „Wartet noch ein wenig.“ Und da erzählte er, er hätte schon längst gern ein Modell von der Stiftshütte für die Schulen. Geistliche, welche die Bibel gut kennen und studieren, seien eben keine Handwerker, und die Handwerker kennen und verstehen in der Regel die Bibel nicht genug! Weil wir Handwerker seien und auf St.

Chrischona die Bibel werden genau kennen lernen, dabei jedoch auch noch täglich einige Stunden Handwerk zu verrichten haben werden, so könnten wir vielleicht dieses Modell machen.

Ich ergriff die Sache mit großer Begeisterung und entwarf dann die Pläne, machte die kleineren Dinge, während der Schreiner die Bretter und Riegel und den Boden, auf den das Ganze zu stehen kam, verfertigte. Ich hatte es so gemacht, dass man den Vorhof mit seinen Vorhängen und das Ganze zusammenlegen konnte, um es da und dorthin transportieren zu können. Für die gestickten Decken hatte ich Zeichnungen und die Größe angegeben, damit alles zusammenstimmen möge. Dieselben wurden dann in einer Bandfabrik, deren Teilhaber Herr Christ war, gewoben und die Vergoldung der Bretter in seinem Hause unter seiner Aufsicht vorgenommen. Das Modell war im Maßstab ungefähr 1:20 gemacht. Dies war die Grundlage und der erste Anstoß, der alle meine folgenden Modelle der Stiftshütte nach sich zog.

Ein entscheidender Gang und Zwiegespräch

Eines Tages hatte ich Herrn Spittler von seinem Haus in Basel, dem Fränkli, auf dem Weg nach St. Chrischona zu begleiten. Das Gespräch auf dem Wege war für uns beide von großem Interesse. Herr Spittler hatte die Geschicklichkeit, die innersten Gedanken eines Menschen herauszulocken. Er sprach von den Verhältnissen auf St. Chrischona, und weil manche Brüder Klage vortrugen, so dachte er wohl, ich werde auch klagen. Als davon nichts verlautete, kehrte er den Stiel um und sagte: „Aber ihr lernt auf St. Chrischona doch nicht genug, um in Amerika predigen zu können.“ Diese Anstalt hatte damals den ausgesprochenen Zweck, Katechisten, Schullehrer und Prediger für die deutschen Einwanderer in Amerika auszubilden. Da antwortete ich: „Ich lerne genug, Herr Spittler, komme auch nicht nach Amerika, werde dort kein Prediger werden, sondern etwas anderes. Was, das weiß ich aber selbst nicht; aber nicht, wo. Aber Amerika wird es nicht sein. Der Herr hat mich auf St. Chrischona gesetzt, und was ich da lerne, wird nachher genügen und gerade für mich passen sein.“

Da blieb Herr Spittler wieder stehen, drehte sich um und sagte: „Wie merkwürdig, gerade so einen Menschen suche ich schon lange, und zwar für Jerusalem. Schon längst möchte ich einen Bruder hinschicken. Aber bis jetzt fand ich keine passenden Leute.“ Darauf antwortete ich: „Ja, nach Jerusalem würde ich gerne gehen; dies stimmt mit meinen inneren Gedanken und Anschauungen überein; aber ich kann nur mit einem Bruder gehen, denn der Heiland hat ja auch zwei und zwei ausgesandt!“ „Da hast du ganz recht“, erwiderte er, „auch ich denke gerade so und bin überzeugt,

dass dem ersten Brüderpaar noch andere folgen werden.“ Nun entwickelte er seine Gedanken über die Gründung eines Brüderhauses.

Vorbereitung auf den Auszug

Wenn auf jenem Gang nach St. Chrischona bei Riehen meine Wahl für Jerusalem bestimmt wurde, so wurde durch die Wahl Gobats zum Bischof von Jerusalem auch die Zeit zur Aussendung der Brüder festgesetzt. Die Wahl fiel bald auf einen zweiten Bruder, Christian Palmer, damals Zögling und Lehrer auf St. Chrischona. Herr Divisionsprediger Dr. Strauß kam in jener Zeit von seiner Palästina-reise zurück nach Basel. Er wünschte uns Glück und Segen, erzählte uns auch manches und meinte, mit Uhren könnten wir gute Geschäfte machen.

So wurde ich als Mechaniker durch Vermittlung von Herrn Pfarrer – später Dekan – Ledderhose zu einem Uhrenmacher in den Schwarzwald geschickt, wo ich vier Wochen lang lernte, wie die Uhren gemacht werden; auch die dazu nötigen Werkzeuge und alle Berechnungen mit den Zähnen und dem Triebwerk der Uhren kennen lernte, so dass ich später in Jerusalem längere Zeit für das Haupt der Uhrenmacher angesehen wurde. Das Geschäft hatte aber nicht den erhofften Erfolg; wir dachten viel zu wenig kaufmännisch. Und dann nahmen die wichtigeren Geschäfte, die unser Missionarsberuf mit sich brachte, auch zu viel von meiner Zeit in Anspruch. Darum wurde später ein eigentlicher Uhrenmacher vom Schwarzwald, Bruder Müller – nachheriger Missionar in Nazareth und Bethlehem – für dieses Fach nach Jerusalem gesandt.

Als die Vorbereitungen gemacht und die Zeit der Abreise festgesetzt war, jeder von uns auch vorher bei Eltern und Verwandten in der Heimat den Abschiedsbesuch gemacht hatte, ordnete uns in einer schnell zusammenberufenen Versammlung im Fätkli der alte und würdige Dr. Steinkopf aus London, der gerade eine Schweizreise machte, nach Jerusalem ab. Er legte uns die Hände auf und segnete uns zu dem Missionsberuf in Jerusalem.

Die große Reise wird angetreten

Am 7. September 1846 zogen wir durch das Aeschentor hinaus. Als wir den Hauenstein hinaufgekommen waren, erblickten wir nochmals das treue Kirchlein St. Chrischona am tiefen Horizonte stehen und nahmen noch einmal innerlich segnend und betend Abschied. Unser Weg führte uns Zofingen und Luzern zu, wo wir übernachteten. Dann fuhren wir auf dem herrlichen Vierwaldstättersee bis Flüelen und weiter mit dem Postwagen über den Gotthard. Am dritten Tag frühstückten wir in Lugano. In Mailand half uns ein Freund wegen der Pässe und Plätze nach Ve-

nedig. In Triest mussten wir uns einen Aufenthalt von 14 Tagen gefallen lassen. Nun ging's hinaus aufs große offene Meer.

Unsere Herzen waren etwas gedrückt in dem Gedanken an das Zurücklassen der Heimat, an die Seereise und an die Türkei vor uns. Aber Gott hat ja das Meer gemacht, die Türken gehören auch sein. In kurzem stellte sich die Seekrankheit ein und Sturm nahte, der immer heftiger wurde und Todesgedanken in uns erweckte. Bald jedoch wurden wir wieder getrost und ruhten in dem Herrn. Auf der schönen Insel Lissa wurde gelandet, dann ging's nach Korfu. Oft priesen wir uns glücklich, die fremden Sprachen nicht zu verstehen, dass und alles Geschwätz unheimlicher Menschen nichts anging. In anderer Beziehung aber fühlten wir die Unkenntnis der italienischen Sprache sehr, weil wir uns auch mit keiner anderen Sprache zu helfen wussten. Unser Deutsch redender Kapitän behandelte uns anfangs freundlich, als wir aber zu seiner Vertraulichkeit mit einer Dirne, die auf dem Schiff war, ein ernstes Gesicht machten, ließ er uns seine Ungunst fühlen.

Am 23. Oktober wurden wir sehr früh durch das Rasseln der Ankerketten aufgeweckt, und beim Anbruch des Tages lag in voller Pracht der Libanon und Beirut zu unseren Füßen. Zum Glücke fügte es sich, dass noch an demselben Abend ein arabisches Segelschiff nach Jaffa fuhr, mit dem wir sogleich weiterreisen konnten. Der Kapitän, der uns sehr gewogen war, führte uns mit seiner Barke ans Land und sorgte dafür, dass wir im lateinischen Kloster Unterkunft fanden und von den Mönchen freundschaftlich aufgenommen und erquickt wurden. Ein getaufter Israelite, der in Jaffa christliche Schriften verkaufte, kam uns entgegen, führte uns in sein Magazin und erzählte uns allerlei von dem Gang der Mission in Jerusalem. Ein deutscher Schreiner aus Jerusalem war auch da und nahm sich unser lieblich an. Er wollte uns, da er eben nach Jerusalem reiste, gleich mit sich nehmen; es waren jedoch für uns keine Pferde zu bekommen und so mussten wir ein paar Tage in Jaffa verweilen. Am 29. Oktober konnten wir mit einer Karawane griechischer Pilger den Weg nach der heiligen Stadt antreten.

Hinauf nach Jerusalem

Mit Herzen voll Dank gegen Gott ritten wir am 30. Oktober zum Jaffator hinein. Wie froh waren wir nun, hier zu sein. Unsere erste Sorge war, irgend ein Obdach zu suchen. Schreiner H., der uns vorausgereist war, hatte auf unsere Bitte hin bereits bei einer deutschen Familie ein Zimmer für uns gemietet, das wir nun beziehen konnten und wo wir freundlich aufgenommen wurden. Der preußische Konsul Dr. Schulz nahm sich sehr liebevoll unserer an und bot uns seine Hilfe an, wenn wir in Verlegenheit kämen. Er suchte uns einmal in unserer Wohnung auf und lud uns wiederholt ein.

Allerlei Prüfungen

So weit ging es uns trotz mancherlei Heimsuchungen über Erwarten gut. Nun aber traten andere Probleme des Glaubens ein, welche schwerer als die bisherigen auf uns lasteten. Nach wenigen Tagen brach bei mir das Klimafieber aus. Schwäche und Fieber wechselten miteinander, und meine Kräfte nahmen sichtbar ab. Dazu bemächtigte sich meiner auch Heimweh, das sich allmählich zur Melancholie gestaltete und erst nach und nach wieder verlor. Ich fing nun an, mit Eifer das Arabische zu betreiben, worin ich schon auf St. Chrischona einen kleinen Anfang gemacht hatte, um so bald wie möglich mit den Landeskindern reden zu können.

Der Plan der Pilgermission ging, wie schon berichtet, dahin, ein deutsch-evangelisches Brüderhaus in Jerusalem zu errichten. Indessen wollte sich nirgends eine Gelegenheit finden, ein eigenes Haus oder Wohnung zu mieten. Wir hielten aber die Hoffnung fest, der Herr, der uns bis nach Jerusalem gebracht, werde wohl auch da zu sorgen wissen. Und was geschah? Schon am 7. November, als eben mein lieber Genosse Palmer an meinem Krankenbette saß und mir Mut zusprach, erhielt er von Schreiner H. die Nachricht, dass ein Haus zu mieten sei, dessen Bewohner auf ein halbes Jahr nach England reisen wolle. Der preußische Konsul, den wir um Rat befragten, war über diese Fügung ungemein erfreut und riet uns, den Kontrakt sogleich abzuschließen, was auch geschah. Am 12. November bezogen wir dieses Haus und fingen unsere eigenen Haushaltung an.

Auf dem Dach oder Söller unseres Hauses können wir fast ganz Jerusalem überblicken. Gerade vor uns liegt der Ölberg, den man wirklich seiner Schönheit und Lieblichkeit wegen und weil Jesus so oft mit seinen Jüngern auf demselben verweilt hat, nicht genug betrachten kann. Auch können wir gerade auf den Platz des Tempelbergs sehen, auf dem die Omar-Moschee steht. Im Hause galt es aber, in vielen Stücken sich kümmerlich zu behelfen. Kein Ofen im Hause; die Kälte in dem steinernen Gewölbe auf dem steinernen Boden, ohne Bettlade und ohne Federbette, empfindlich genug. Nicht einmal einen Strohsack konnten wir bekommen, weil weder Stroh noch Heu noch Hobespäne noch Welschkornblätter zu haben waren, um ihn zu füllen. Die Lebensmittel sind so teuer, dass unser Geld bei der einfachsten Lebensweise gar bald zusammenschmolz.

Wir sind darauf angewiesen, sobald als möglich mit unserer Hände Arbeit unser Brot zu erwerben. Aber wie schwierig ist das, da die Handwerker in Jerusalem die Rohstoffe meist um teures Geld vom Auslande herzubehalten genötigt sind. Ein Schuhmacher z. B. muss sein Leder von Konstantinopel oder von Marseille beziehen, weil es in Jerusalem keine Rinde zum Gerben gibt! Überdies ist eine große Eifersucht unter den Bewohnern der Stadt. Ein Araber lässt nichts bei einem Europäer machen, ein Grieche nichts bei einem Armenier; der Jude kauft beim Juden, der Araber beim Araber, der Grieche beim Griechen. Deutsche sind nicht viele da. Die wenigen Familien, welche hier wohnten, fühlten sich unheimlich und reisten wieder ab. Somit ist für Handwerksdienst wenig Aussicht vorhanden.

In der Erziehungsschule

Wie schon früher berichtet, nahm mich Gott gleich beim Eintritt in Jerusalem durch meine Krankheit in eine besondere Schule. Denken, lesen, schreiben und sprechen konnte ich eigentlich nicht mehr. Ich hatte kein Gedächtnis mehr, so dass ich – wenn ich auch nur ein Wort las – nicht wusste, was ich gelesen hatte, und im Sprechen ging es gar nicht, denn ich wusste keine Worte mehr und konnte sie in keinem Satz zusammenstellen. Daher hatte ich eigentlich auch die Fähigkeit verloren zu beten, konnte bloß innerlich seufzen und schreiben, wobei mir das Schreien Moses immer tröstend als Beispiel dastand.

Waschen mit kaltem Wasser am ganzen Leib und Bewegung im Freien stärkte meine leiblichen Kräfte wieder. Am 20. Dezember machte ich bei schöner warmer Witterung einen Gang nach Bethanien. Die Bäume blühten und der Boden grünte. Die Erinnerung, dass der Heiland diesen Weg so oft gegangen, war besonders lieblich.

Am 30. Dezember 1846 kam morgens ein Bote mit der Nachricht, Bischof Gobat werde bis Mittag ankommen. Nun gingen wir vor das Jaffator hinaus, und nachdem wir einige Stunden gewartet, sahen wir den schönen Zug einziehen. Voraus

die Karossen der preußischen und englischen Konsulen von Jaffa und Jerusalem, dann der Bischof auf schwarzem Pferde, die Missionare, die Konsulen in Uniform und zum Schluss ein Trupp Engländer, Proselyten usw. Die Frauen waren hundert Schritte voraus mit den Kindern. Es war mir merkwürdig, mein ganzes Herz erhebend und zum Lob und Preis des Herren stimmend, den Bischof in Jerusalem einziehen zu sehen. Er ging sogleich nach der englischen Kapelle, wo Missionar Nicolayson eine Anrede und Begrüßung hielt, welche Gobat mit herzlichen, einfachen und bewegten Worten erwiderte.

Der Beginn der Arbeit im Brüderhaus

Die Einrichtung eines deutsch-evangelischen Brüderhauses ist und bleibt nach Ansicht des Bischofs ein gewaltiges Unternehmen, solange noch so wenig Deutsche hier sind (die Deutschen Templer kamen erst ab 1870 nach Jerusalem), und daher auch die Arbeit und der Verdienst fehlt, auf welche wir doch angewiesen sind. Von einer geistlichen Wirksamkeit kann ohnehin nicht die Rede sein, da wir die Landessprache erst mit Mühe lernen müssen.

Unsere schon früher erwähnte Wohnung haben wir am 11. Februar um 146 Gulden wieder auf ein Jahr gemietet in der Hoffnung, der Herr werde unseren Glauben nicht beschämen. Im Nordwesten der Stadt in einem Quartier, das größtenteils von Griechen bewohnt ist, nicht sehr weit von der Kirche des heiligen Grabes sowie des griechischen und lateinischen Klosters liegt unser Brüderhaus, jenseits der so genannten Via Dolorosa an einer Ecke, wo sich drei Gassen schneiden. Der Platz ist sehr belebt durch Leute von verschiedenen Nationen, namentlich aber von Arabern, die nicht selten mit ihren Kamelen unter unseren Fenstern lagern.

Ob, wann und auf welche Weise wir Verwahrloste aufnehmen können, hängt von Gottes Weisheit und Gnade ab. Verlassene oder eigentlich verkommene Knäblein irren genug bettelnd umher, und schon manche derselben haben mich um ein Stücklein Brot angefleht und beim Empfang desselben unsere Haustüre freudig verlassen. Schon oft wallte mein Herz vor Erbarmen und Liebe gegen sie, und wir hätten auch das eine oder andere in unser Haus genommen, allein verschiedene Gründe hielten uns ab. In einer Nacht, schlaflos auf meinem Lager liegend, trug ich deshalb die Sache dem Herrn vor, mir deutliche Fingerzeige zu geben.

Als Erhörung meiner Bitte sah ich es an, dass der preußische Konsul, Herr Dr. Schulz, einige Tage nachher hierher kam und mich fragte, ob ich nicht einen arabischen Knaben in die Lehre nehmen wolle. Er sagte dann, dass der türkische Effendi, der vorgestern bei uns gewesen und dem die Soldatenuhr, die er bei uns gesehen, großes Vergnügen gemacht hatte, einen Sohn habe, welchen er die Uhrenmacherei erlernen lassen möchte. Er glaube, dass ich bei diesem Knaben bald arabisch lernen würde, indem er schreiben und lesen könne. Sein Vater ist hier der gelehrteste Mann, Mufti, der Einzige in dieser Gegend, der den ganzen Koran auswendig kann. Es ist mir merkwürdig und ermuntert mich sehr zu erfahren, dass ein türkischer Gesetzeslehrer seinen Sohn einem Christen in die Lehre geben will!

Als wir am 4. Februar unsere Sachen und somit auch unsere Uhren erhielten, beeilte ich mich, sie aufzuhängen, zu regulieren, die Schilde darauf und die Gewichte daran zu machen, auch die Werkstatt einigermaßen einzurichten. Bereits waren alle fertig, aber es zeigten sich wenig Liebhaber. Ich begann zu sorgen, unser Geld ging aus, und wir hätten also gerne verkauft. Da trugen wir sie auch unserem Bäcker, der ein Jude ist, an. Er nahm sogleich eine. Bald kamen andere Juden und fragten nach dem Preise. Der Dolmetscher des preußischen Konsuls kaufte auch

zwei, und so ging eine um die andere weg. Vorige Woche kam nun ein Jude, der Uhrenmacher ist, und kaufte mir alle miteinander ab. Neue Uhren kann ich hier noch lange nicht machen, weil mir noch viele Einrichtungen fehlen.

Das weitere Leben in Jerusalem

Im ersten Sommer war das Bürgerhaus in den heißen Monaten August und September zum Krankenhaus geworden. Palmer hatte infolge eines Sonnenstichs das hitzige Fieber, das ihn sehr schwächte. Kaum konnte er wieder das Zimmer verlassen, so legte ich mich mit kaltem Fieber nieder, zusammen mit dem Knaben, den wir zu uns ins Haus aufgenommen hatten. Unsere Lage war eine beschwerliche, da wir bisher selbst bedient und alles selber versehen hatten. Wir rühmen aber die treue Fürsorge des Herrn, der es uns auch nicht im Geringsten an etwas mangeln ließ. Von allen Seiten wurde uns Hilfe angeboten. Fast jeden Tag kam ein Diener aus dem bischöflichen Hause, obschon auch dort vier Kranke lagen, und brachte Essen oder sonst etwas, was wir nötig hatten, wie Kissen und Leintücher, weil unsere Strohkissen für Fieberkranke etwas hart waren. Da waren wir um so dankbarer für die erfahrene Hilfe. Wir sind bald wieder eifrig mit der Pflege unseres gemieteten Gartens beschäftigt, in welchem Blumenkohl, Bohnen, Spinat, Salat, gelbe Rüben, Rüb Kohl und Kartoffeln sehr schön gedeihen und eine gesegnete Ernte versprechen. Der Gedanke, arme und verlassene Kinder in ihrem Haus aufzunehmen und sie zum Lernen und Arbeiten anzuhalten, beschäftigt uns stets. Zu unserem ersten Zögling ist bald ein zweiter gekommen.

Als eine neue Sendung von Schwarzwälder Uhren in Jaffa eintraf und von Palmer abgeholt worden war, hatte ich große Freude, so viele und schöne Uhren zu bekommen; und seither sehr zu wachen, dass ich nicht selbst eine Uhr werde, d. h. mein Herz an sie hänge. Denn seit die Uhren da sind, ist unser Haus alle Tage und den ganzen Tag voll der verschiedensten Leute von allerlei Klassen. Etwa die Hälfte ist schon verkauft, die anderen habe ich noch nicht fertig. Viele gehen ins griechische Kloster, andere werden bei den Lateinern, Türken und Juden abgesetzt. Die griechischen Bischöfe und türkischen Effendis finden sich fast täglich in unserem Haus ein. Im Drehen gibt's immer mehr Arbeit und mein Proselytenlehrling hält sich ordentlich.

Wir wurden fast jeden Tag dringend gebeten, neue Knaben – meist vater- oder mutterlose Waisen – in das Brüderhaus aufzunehmen.

Im Dienst der englischen Judenmission

(ab sofort erzählt nicht mehr Schick selbst – sondern Martin Gaß)

Im Jahr 1850 folgte Schick einem Ruf von Missionar Nicolayson in Jerusalem, durch welchen er in das Handwerkinstitut der englischen Judenmissionsgesellschaft in Jerusalem gezogen wurde. Er übernahm damit auf drei Jahre die Verbindlichkeit über die Judenproselyten, die an jenem Institut ordentliche Handwerksberufe erlernten, die Aufsicht zu führen. Am 21. November trat er aus und verlegte seine Werkstatt in das Industriehaus, wo er sich indessen einheimisch machte. Er fand den geistlichen Zustand dieser Neubekehrten besser, als er es erwartet hatte, und überzeugte sich namentlich, dass der üble Ruf, in welchen sie oft stehen, vielfach eine Schmach um Christi Willen sei, dessen Namen sie nun genommen haben. Bei allen fand er ein redliches Suchen des Seelenheils. Nicht irdische Dinge und Aussichten waren die Beweggründe ihres Religionswechsels.

Nach langjährigen treuen Diensten in diesem so genannten „House of Industry“ trat Schick in die ihm zugewiesene Stellung eines Bauinspektors der Judenmission über, in welcher er Zeit fand, sich vielseitigen Studien – vornehmlich aber der Erforschung Palästinas und zunächst der heiligen Stadt – hinzugeben. In seiner Bibliothek, die zugleich Arbeitsstube war, konnte man den unermüdlich tätigen Mann bis in sein hohes Alter noch mit Zirkeln, Maßstäben und Plänen hantieren und arbeiten sehen.

Herr F. Mattmüller, der längere Zeit in Jerusalem tätig war und Herrn Schick wohl kannte und verehrte, erzählte, wie derselbe um seiner großen Geschicklichkeit willen in allem, was mit Handfertigkeit, Mechanik und Bautechnik zusammenhängt, von den deutschen Kindern in Jerusalem kurzweg „Bruder Gschick“ genannt wurde. Jene ersten Modell der Stiftshütte, das er – wie wir berichteten – im Auftrage von Herrn Rats Herrn Christ auf St. Chrischona verfertigte, folgten viele andere; darunter auch eines, wo die Decken der Hütte, statt platt über der Hütte hängend, in Zeltform ausgeführt sind, worüber die biblische Beschreibung Vermutungen Raum lässt. Eines dieser Modelle der Stiftshütte, wie auch ein solches der Omarmoschee und des alten Tempelplatzes, blieb bis an sein Ende in seinem Haus aufgestellt, um es vielen Reisenden – auch hohen Herrschaften, die ihn je und je besuchten – zu erklären.

Auch von der Grabeskirche und dem salomonischen Tempel machte er, hauptsächlich auch

zur Beschäftigung seiner Proselyten, auf Bestellung aus Russland, England oder Deutschland hin, Modelle, die um ihrer Genauigkeit willen großer Anerkennung fanden. Ein solches der Omarmoschee – wo man auch den Fels des ehemaligen Tempelhauses auf dem denkwürdigen Morijaberg abdecken kann – ist im Museum unseres Basler Missionshauses aufgestellt.

Kein Zeitgenosse Schicks hatte sich durch unablässige Studien aus Anlass der englischen Ausgrabungen und nach eigenen Untersuchungen und Nachforschungen eine so gründliche Kenntnis des unter- und oberirdischen Jerusalems angeeignet wie er. Der Basler Volksbote hat seit seinem Besuch in Jerusalem im Jahre 1879 fortwährend mit dem wohlunterrichteten Manne korrespondiert, und viele seiner Leser haben mit großem Interesse alle die fortlaufenden Mitteilungen über gemachte Funde und Entdeckungen historischer Stätten gelesen, von denen wir nun die hervorragendsten nennen wollen.

Im Frühjahr 1888 berichtete Baurat Schick dem Volksboten, wie der Tei Bethesda, das Haus der Barmherzigkeit, entdeckt und ausgegraben wurde. Man fand da fünf gewölbte Hallen und darüber fünf Kammern, die mit Türen untereinander verbunden waren. Später hat man dort auch eine Kirche erbaut, deren Grundriss heute noch zu erkennen ist. Ist es nicht bedeutungsvoll, so fügt Schick aus Anlass dieser Auffindung bei, dass in unserer Zeit eine althistorische Stätte um die andere aufgefunden wird und dadurch die Kenntnis über das alte Jerusalem und seine Geschichte gefördert wird?

Im Jahr 1892 berichtet Baurat Schick über die Entdeckung von Grabkammern im Westen vor der Stadt, zu denen ein in den Fels gehauener Hof führt. Zwei Steinsärge wurden darin gefunden, von denen einer am Deckel mit ungemein schönen Verzierungen geschmückt war. Diese Gräber stammen aus der jüdisch-römischen Zeit, kurz vor Christi Geburt.

Im gleichen Jahr 1892 erhielt Baurat Schick von einem schwedischen Altertumsforscher den Auftrag, den Begräbnisplatz der Pilger, Hakeldamach (Blutacker), den Töpfersacker, welchen nach Matth. 27,7 die Hohenpriester mit den 30 Silberlingen des Verräters Judas kauften, auszumessen und zu beschreiben. Es ist, so schreibt er dem Volksboten, eine natürliche, durch Menschenhand erweiterte Felshöhle, in deren Nähe heute noch eine Art Pfeifenerde gegraben wird und wo ein Töpfer seine Werkstatt betreibt.

Inhaltsverzeichnis 2002

Thema	Seite:		
„Die Kunst im Zollernalbkreis“ aus dem neuen Buch Kunst- und Kulturdenkmale im Zollernalbkreis (Dr. Ingrid Helber)	1297	„Eckig und unpoliert“ / 2. Folge (Dr. Lang)	1317
Der Haussperling – Vogel des Jahres 2002 (Dr. Karl-Eugen Maulbetsch)	1299	Theodor Groz / 2. Folge (Dr. Lang)	1319
Die Schweine grunzten zum Gebet / Volksfrömmigkeit in der Reformationszeit / 1. Folge (Dr. Lang)	1302	Erdbeben auf der Zollernalb / 1. Folge (Prof. Dr.-Ing. Hans-Alfred Bitzer)	1321
Hauptlehrer Paul Eith, Gründer des Ebinger Heimatmuseums / 1. Folge (Jürgen Scheff)	1303	Ein Spendenbrief aus dem Kloster Kirchberg für Balingen / 1. Folge (Adolf Klek)	1323
Hauptlehrer Paul Eith, Gründer des Ebinger Heimatmuseums / 2. Folge (Jürgen Scheff)	1305	„Eckig und unpoliert“ / 3. Folge	1324
Die Schweine grunzten zum Gebet – Volksfrömmigkeit in der Reformationszeit / 2. Folge (Dr. Lang)	1306	Hössinger Vorfahren von Kurt Georg Kiesinger (Adolf Klek)	1326
Die Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und -Hechingen unter Napoleons Adler / 1. Folge (Jens-Florian Ebert)	1307	Ein Spendenbrief aus dem Kloster Kirchberg ... / 2. Folge (Adolf Klek)	1327
Die Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen (etc.) / 2. Folge (Jens-Florian Ebert)	1309	Erdbeben auf der Zollernalb / 2. Folge (Prof. Dr. Bitzer)	1328
Vom alten Pfarrhof in Burladingen (Josef Schülzle)	1310	Städtisches Leben in Süddeutschland um 1500 (Dr. Lang)	1329
Der Schriftsteller Hugo Bertsch aus Margrethausen (Dr. Lang)	1311	Die Schlacht bei Meßkirch am 5. Mai 1800 (Jens Florian Ebert)	1330
Ebinger Stadtoberhäupter / III: Johannes Hartmann (Dr. Lang)	1312	Von „Nähterinnen“ und „Strumpfwebern“ (Barbara Guttmann/Ute Grau/Dr. Lang)	1333
Theodor Groz – ein Ebinger Industriepionier / 1. Folge (Dr. Lang)	1313	Fasnad oder Fastnacht? (Anton Georg Grözinger)	1334
„Eckig und unpoliert“ – Visitationsbericht des Tailfänger Pfarrers Adolf Kiesers / 1. Folge (Dr. Lang)	1315	Ebinger Stadtoberhäupter / IV: August Spanagel (Dr. Lang)	1336
		Die Arnoldsche Jahrzeitstiftung / 1. Folge (Dr. Wilhelm Foth)	1337
		Conrad Schick aus Bitz – Vom einfachen Mechaniker im Schwabenland zum königl. Baurat in Jerusalem / 1. Folge (Martin Gaß)	1339
		Conrad Schick aus Bitz / 2. Folge (Martin Gaß/Dr. Lang)	1341
		Die Arnoldsche Jahreszeitstiftung / 2. Folge (Dr. Foth)	1344

Das Jahr 1893 brachte die Grundsteinlegung der deutschen evangelischen Erlöserkirche auf dem anno 1869 dem deutschen Kronprinzen Friedrich vom Sultan geschenkten Muristan, dem mittelalterlichen Klosteranwesen der Johanniterritter. Baurat Schick hatte als Senior der deutschen Jerusalemgemeinde mit anderen segnend drei Hammerschläge auf den Stein zu tun. Das war für die evangelische Minderheit in Jerusalem ein hoffnungsvoller Freudentag.

Die Arnoldsche Jahrzeitstiftung – vom 23. November 1502

Von Dr. Wilhelm Foth / 2. Teil (Schluss)

Und wie verfuhr man im 19. Jahrhundert?

Es war üblich, diejenigen ältesten Personen in den Stiftungsgenuss einzusetzen, die ihre Abstammung von einem früheren Nutznießer beweisen konnten. Es ist auffällig, dass sich von 1806 an kein auswärtiger Abkömmling mehr meldete. Als Nutznießer kamen praktisch nur noch „alte Balingen“ in Frage. – Meist alt von Lebensalter und alt von der Ansässigkeit der Familie in Balingen.

Im Jahr 1842 fertigte dann Diakonus Lempp, der zweite Pfarrer, ein Verzeichnis der Personen, die an die „sogenannte Arnoldsche Jahrzeitstiftung“ Anspruch geltend machten, „soweit die Sache mittels Tradition und Kirchenbücher ins Reine gebracht werden konnte“, wie es einschränkend heißt.

Übrigens: Standesamtsregister bzw. Standesämter gab es damals noch nicht – die gibt es in Württemberg erst seit 1876. Alle Personenstandsveränderungen – Geburten, Hochzeiten, Todesfälle – wurden nur in den Kirchenbüchern festgehalten: Der Pfarrer war gleichsam Standesbeamter.

Die Nutznießer der Jahrzeitstiftung haben bis zum Jahr 1857 die bei dieser Stiftung vorhandenen Güter teils selbst genutzt, teils an Dritte verpachtet. Diese Nutznießer galt meist nur für einen kurzen Zeitraum: Da die Nutznießer ihr Gut erst in relativ hohem Alter erhielten und es bei ihrem Tod an die Stiftung zurückfiel, blieb es nicht lange in einer Hand. Der nächste Nutznießer stammte oft aus einer anderen Familie, und so kam es, dass die Bewirtschaftung sehr oft wechselte, oft sogar jedes Jahr. Die Folge: Diese Güter wurden oft stark vernachlässigt bzw. „heruntergewirtschaftet“, wie es öfter ausdrücklich heißt.

Das wohl haarsträubendste Beispiel: Ein Nutznießer, dem ein Wald zur Bewirtschaftung übergeben worden war, ließ diesen kurzer Hand fällen. Durch diesen „Kahlschlag“ hatte zwar er den größtmöglichen Ertrag, aber seine Nachfolger standen auf Jahrzehnte hinaus ohne Ertrag da!

Vor dem Kirchenkonvent gab es häufig erbitterten Streit sowohl was die Berechtigung der Nutznießer anbetraf als auch über den häufig trostlosen Zustand der Güter.

So entschloss sich am 26. März 1857 der Stiftungsrat, die Verpachtung und Beaufsichtigung der Güter „von Amts wegen“, d. h. durch die Stadtverwaltung, anzuordnen. Die Stadt verpachtete die Güter, und die eingezogenen Pachtgelder wurden anschließend an die Nutznießer verteilt. Für die Nutznießer blieb meist nur eine recht geringe Summe.

Das Ende der Arnoldschen Jahrzeitstiftung

Der Wert aller Güter dieser Stiftung wurde im Jahr 1908 mit 9700 Goldmark angegeben. Sie spielte unter den anderen damals in Balingen bestehenden Stiftungen, genannt sei nur die Stingsche Schulstiftung und die Röslerstiftung, nur noch eine untergeordnete Rolle.

Dann kam der 1. Weltkrieg. Hatte man schon

Der Lebensabend

Seine beiden letzten Briefe, die er an den Volksboten schrieb, der erste vom 30. August, der letzte vom 7. November 1901, sechs Wochen vor seinem Tod, zeigen uns, dass der alte Mechaniker bis an sein Ende in kindlichem Gottvertrauen und dankbarem Sinn gelebt hat und darum auch so jugendfrisch und arbeitsfreudig geblieben ist.

vorher vereinzelt Güter verkauft und von deren Ertrag Wertpapiere gekauft, etwa Kommunalanleihen, so ging jetzt im Krieg eine patriotische Aufwallung durchs deutsche Volk und auch durch Balingen.

Die Stadtverwaltung kaufte für das Geld dieser Stiftungen Krieganleihen. Und diese fielen, was beim Kauf niemand vorausgesehen hatte, der Inflation, mit ihrem Höhepunkt im Jahr 1923, zum Opfer.

Im Jahr 1947, also nach dem 2. Weltkrieg, machte die Stadtverwaltung erneut den Vorschlag, die minimalen Ertragnisse der Arnoldschen Jahrzeitstiftung den Insassen des Städtischen Spitals zukommen zu lassen. Der Gemeinderat lehnte dies ab, da dies dem Stiftungszweck widersprechen würde.

Durch die Währungsreform von 1948 waren die Ertragnisse so zusammengeschmolzen, dass zunächst auf eine Ausschüttung verzichtet werden musste. Bis 1967 hatte sich wieder ein Stiftungsertrag von 501,96 DM angesammelt. Auf Beschluss des Gemeinderats vom 9. Januar 1968 wurden davon einmalig je 50,00 DM an vier „Berechtigte“, die sich gemeldet hatten, ausgezahlt. Unter diesen befand sich übrigens auch die vielen alten Balingern noch bekannte Julie Cantner, eine Tochter des Goldschmieds Zürn.

Bei dieser Gelegenheit wurden vor dem Gemeinderat die Stiftungsgüter aufgelistet.

Es handelt sich um 38,17 Ar Acker im Tal, 16,17 Ar Acker vor Rohrloch, 12,12 Ar Wiese vor dem Wahlberg, 10,58 Ar Acker vor dem Wahlberg, insgesamt also 77,14 Ar.

Dazu kamen 38 Ar Wald in Heselwangen.

Sie ergaben, wie Bürgermeister Hagenbuch ausführte, jährliche Einnahmen von ca. 68,00 DM, wovon aber 34,00 DM Grundsteuer und, ab 1968, 50,00 DM Verwaltungsgebühren abzuziehen waren.

Der Aufwand war also höher als der Ertrag. So war es kein Wunder, dass der Gemeinderat in derselben Sitzung den Beschluss fasste, „die rechtlichen Voraussetzungen für eine Auflösung der Stiftung zu prüfen und gegebenenfalls eine Auflösung der Stiftung herbeizuführen.“

In der Folge gab es Rückfragen beim Landratsamt, bei der Gemeindeprüfungsanstalt, beim Amtsgericht. Und schließlich nahm die Angelegenheit eine überraschende Wendung: Zuständig für die Auflösung einer solchen Familienstiftung, in der juristischen Fachsprache „Fideikommiss“ genannt, war, wie man endlich erfuhr, das Oberlandesgericht Stuttgart, das dafür einen eigenen Senat hatte.

Dieser Senat wurde von der Stadt Balingen angerufen. Laut Beschluss vom 23. Januar 1971 erklärte er die Arnoldsche Stiftung in Balingen zum 1. Januar 1939 (!) als Fideikommiss, als erloschen.

Der Beschluss erging aufgrund eines Reichsgesetzes vom 6. Juli 1938, das man in Balingen bis 1971 nicht zur Kenntnis genommen hatte, wenigstens nicht in Bezug auf die Arnoldsche Stiftung!

Das Vermögen der Stiftung ging bei der Auflö-

sung kraft Gesetzes an den letzten Besitzer über, d. h. an die Stadt Balingen. Dieser wurde durch die Aushändigung des Fideikommissscheins der Besitz bescheinigt.

Rückblick

Mit diesem Beschluss des Oberlandesgerichts Stuttgart endet die Geschichte der Arnoldschen Jahrzeitstiftung. Am 23. November 1502, vor genau 500 Jahren, war sie zum Totengedächtnis der Familie gestiftet und mit umfangreichen Gütern ausgestattet worden, wie es dem Geist der Zeit entsprach. Die Sorge um das Seelenheil war für die meisten Menschen der damaligen Zeit ein zentrales Anliegen.

Bis wann die religiösen Feiern, deren Ablauf damals genau festgelegt worden war, abgehalten wurden, ist nirgends festgehalten, doch spricht alles dafür, dass dies nur bis zur Reformation der Fall war.

Als Herzog Ulrich 1534 aus der Verbannung in sein Land zurückkam, führte er in Württemberg die Reformation ein. Sie brachte eine völlige Änderung nicht nur der Glaubensinhalte, sondern auch der kirchlichen Sitten und Gebräuche. „Jahrtage“ mit „Seelämtern“ und „Seelvespern“ und mit „Räuchern“ galten als „papistisches Teufelswerk“, als „katholisch“, wie wir heute sagen würden, und wurden abgeschafft bzw. sie schliessen ein, allein schon, weil die äußeren Voraussetzungen fehlten: In Balingen gab es nicht mehr elf Geistliche wie 1502, sondern zunächst nur noch einen.

Aber das Erstaunliche war: Die Stiftung lebte fort durch die Jahrhunderte, auch ohne religiöse Feier. Sollte ursprünglich der Älteste der Arnolds die gestifteten Güter für die Ausrichtung der Jahrzeit verwenden, so dienten diese von nun an den (richtigen oder vermeintlichen) Nachkömmlingen der Stifterfamilie als (kleine) Beihilfe zum Lebensunterhalt. Die einst religiös motivierte Jahrzeitstiftung war ein Selbstläufer geworden, war vollkommen säkularisiert, bis sie sich dann schließlich, erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts, tot gelaufen hatte. Auch wenn sich heute kaum noch jemand an sie erinnert, so bleibt die Arnoldsche Jahrzeitstiftung doch ein wichtiger Bestandteil unserer Stadtgeschichte.

Quellen:

Im Stadtarchiv Balingen:
Renovation über Arnoldsche Jahrzeit zu Balingen 1614
Renovation des Spitallagerbuchs von 1714
Güterbücher der Arnoldschen Jahrzeit aus dem 19. Jahrhundert
Akten zur Arnoldschen Jahrzeit

Handakten der Stadtkämmerei Balingen

Literatur:
Oberamtsbeschreibung Balingen 1880
Kreisbeschreibung Balingen, Bd. II, 1961
Wilhelm Foth, Die Arnoldsche Jahrzeitstiftung von 1502, Heimatkundliche Blätter, Januar 1955
Fritz Scheerer, Ein Stück Balingen Heimatgeschichte, Balingen Volksfreund vom 16. 4. 1960

Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth
Lisztstraße 35, 72336 Balingen

Martin Gaß
(verantw. f. d. Beitrag: Dr. Peter-Thaddäus Lang)
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

Vorsitzender:
Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14,
Telefon 77 82.

Geschäftsführung:
Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen,
Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion:
Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14,
Telefon 78 16.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils
am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.